

Romantiker-Briefe

Friedrich Gundolf

Juni 1919.



Caroline

Romantiker-Briefe

Herausgegeben von
Friedrich Gundelfinger

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena
1907

√ 60551719
add'l

ÜBER DIE ROMANTISCHE SCHULE

Zur Einführung

Die Romantik hat sich nicht in großen Menschen erfüllt und nicht in Werken ihr eigentümliches Leben zusammendrängen und festhalten können. Nur dichterische und gedankliche Bruchstücke geben uns Kunde von ihr als einer — weit über ihre Ergebnisse hinaus — eindringlichen und umfassenden Bewegung, wie angespülte Trümmer vom Sturm. Man hat in diesen Trümmern die Bewegung selber sehen und sie danach werten wollen. Aber alle von ihr übernommenen Schlagworte und Richtungen, die Bereicherungen, die man aus ihr ziehen durfte — die Kenntnis ausländischer Literaturen oder das Wiedererwachen des Deutschtümlichen — sind nicht ihr Wesen, sondern Begleiterscheinungen, die letzten, dünnen, bis ins Bewußtsein geschlagenen Wellen der Wirbel, denen sie entstieg.

Nach solchen stofflichen oder gesellschaftlichen Ordnungen hat man ihr auch Heinrich von Kleist angegliedert. Die Wurzeln seiner Schöpferkraft liegen in einem andren Boden. Er ist eine Einzelgestalt, nicht Ausdruck und nicht Mitglied einer Gesamtheit — auch das gehört ja zu seiner Tragik. Nur manche seiner Begriffe und Zwecke sind romantisch. Doch besessen war er von andren Dämonen, und Geistesgeschichte ist mehr, als die Geschichte der menschlichen Begriffe.

Anders mit Hölderlin. Die Art seiner Bewegtheit erinnert auf den ersten Blick an die romantische: dieselbe jünglingshafte Flucht und Suche, dies Wogen und Tauchen und heilige Ferne wie bei

Novalis, dem Magier der Romantik. Dem All eins zu werden in mystischer Verschmelzung, werfen sich beide dem drängenden Leben entgegen: aber Novalis, um sich selber auszudehnen, das All in einen Leib zu wandeln; Hölderlin, um sein gebrochenes Ich aufzulösen, zu zersprengen durch Eingehen ins göttliche All. Novalis ist zentrifugal, Hölderlin zentripetal, und nicht zufällig ist das Symbol des Einen der griechische Empedokles, der in den Glutabgrund stürzt, und das des Andren der schweifende Sänger. Nicht umsonst sucht der Eine die Flamme, das Sinnbild des reinen, körperlosen Geistes, der verzehrt und belebt; der Andre Fleisch und Blut, worin alles Seelenhafte sich verdichte. Hölderlin kommt aus einem unterirdischen Hellas in eine spiritualisierte Zeit und hat nicht Rast, bis der lastende Körper aufgegangen ist im Geist. Er kommt vom Leib her und sucht den Geist. Novalis ist ganz Seele, schattenhaft und vampirisch, mit brennendem Durst nach Verleiblichung: so ißt und trinkt er und seine Schar das All, bis sie es in sich hineingenossen haben und sich selber zum Weltleib aufgeschwellt. Darum haben die Romantiker, voll von Geist, keine Ehrfurcht vor dem Geist; ihnen ist er Mittel und Spiel, sie suchen ihn nicht und beten ihn nicht an. Die Welt ist ihnen ein Genußmittel, ein Schauspiel: das ist der Sinn der Ironie. Hölderlins Wesen wird bezeichnet mit „Enthusiasmus“, begeistete Sehnsucht. Sein All hat eine heilige Wirklichkeit, seine Bewegtheit ist Ekstase, „Außersichsein“. Ekstase kennt die Romantik nicht, weil sie gar kein Sonder-Ich gelten läßt. Bis in das Einzelne des Schaffens und der Schicksale ist der Gegensatz deutlich. Die Romantik strebt zum Roman, zur breiten Schilderung der geistig-sinnlichen Fülle der Welt. Der gesellige Eros ist ihr Gott. Hölderlins letzter Aufschwung sucht das lyrische Drama, worin alle Bilder nur Wellen des glühenden Seelenstroms sind. Sein Gott, Dionysos, haftet nicht an Gestalten, er drängt aus jeder Verkörperung hinaus und all seine Inkarnationen und Propheten enden tragisch, von Alexander bis Zarathustra. Sie zersprengen ihre Endlichkeit durch das eingeschlossene Göttliche; sie sind einsam, solange sie auf Erden

weilen. Romantiker enden nicht tragisch: ihnen ist der Tod Sättigung und Übergang. Man fühlt die satte Seligkeit, die gesellig-süße Sinnlichkeit des Todes in Novalis' Versen über einer Friedhofstür — diesen Wechselsang von Tod und Liebe, von Glück und Vernichtung. Alle Götter der Romantik sind grenzenlos gesellig, sie erst hat den Begriff Einsamkeit als wollüstigen Gegensatz der Geselligkeit geschaffen. Sie ist eine Religion der Frauen, die der Gesellschaft Form und Wärme geben, und die romantische Schule erscheint manchmal wie die Ausstrahlung eines einzigen Weibes, der Caroline.

Man könnte glauben, die Suche des Leibs teile die Romantik mit der Renaissance; diese Suche sei Goethisch, klassisch, individualistisch. Aber Goethe sucht die Gestalten und Gebilde und die Romantik sucht den Einen Leib. Für das Klassische besteht kein Gegensatz zwischen Leib und Geist: kein Leib tritt in Erscheinung, der nicht Ausdruck eines Geistigen wäre, während die Romantiker aus diesem Gegensatz, dem Ungleichgewicht, dem Widerstreit ihre wollüstigsten Spiele und Gedanken machen. Sie erst haben den Kampf zwischen Geist und Natur, zwischen Mann und Weib, zwischen Gott und Mensch, zwischen Traum und Wirklichkeit aus einem Problem und Schicksal zu einem geistigen Raffinement, ja zu einem Gesellschaftsspiel des Bewußtseins umgeschaffen. Nicht daß sie ihn oberflächlicher genommen hätten — sie waren nicht frivol — nein, sie haben die Antithese, den Witz, die Ironie, das Spiel selbst als fast religiöse Angelegenheit betrieben. Die Beziehungen waren ihnen alles, die Dinge nichts. Sie statuierten keine Dinge, sondern eben nur das Spiel, das Fließen des Bluts in dem großen Leib, der die Welt war. Ihr Witz ist die Auflösung aller Gesetze und Maße, die allverknüpfende Willkür, die Brechung aller Bilder im regen Wellenspiegel ihrer Seelen. Ihre Ironie ist die Lust, alles als Schauspiel zu genießen, alles in beliebigen Abständen zu betrachten; denn es gibt ja für sie keine festen Bezüge, es gibt kaum Mittelpunkte. Das Ich selbst ist ihnen ein Schwankendes, man kann es sein und man kann es

sehen, von innen und außen — es gibt keine Wirklichkeit als das Denken.

Dies scheidet die Romantik von allen andern Bewegungen. Sie ist Bewegung um ihrer selbst willen. Sie hat kein Ziel, kein Bestreben; was als solches erscheint, ist nur eine intellektuelle Selbsttäuschung einzelner Mitglieder und auch bei diesen nur Durchgangspunkt. Die Romantik wollte gar nicht zu einem Resultat kommen. Das Denken (im weitesten Sinn) hat sie als eine von allen Zwecken gelöste sinnliche Macht, als seelische sich selbst genügende Wollust geschaffen und betrieben. Sie wollte weder Gott finden, noch die Menschheit bessern, noch die Welträtsel lösen. Sie hat an Fichte angeknüpft. Dieser macht das souveräne Ich zum Weltschöpfer durch den Akt des Denkens. Um diesen Akt selbst, nicht um das Ich, drehte sich das ganze romantische Leben. Das Ich wäre ihr schon zu bestimmt gewesen. Sie wollte Wege, nicht Ziele; Prozesse, nicht Resultate; das Gebären, nicht die Geburt. Daher ihre Vorliebe für alles Schwanke, Schwebende, Nacht, Geheimnis und Dämmerung gegenüber dem Greifbaren, Geformten, daher ihre Abneigung gegen feste Begriffe, gegen Moral und Dogmatik, die sich nicht in Aphorismen und Mysterien auflösen ließ. Kein Ens realissimum war ihr Gott, sondern eine Actio realissima, das sich selbst genügende Denken, aus dem alle Weltbilder aufstiegen, — nicht um wie bei Fichte gesetzt zu werden, sondern als Spiel und zur Vernichtung bestimmt. Schon nach dieser Weltverfassung konnten die Romantiker nicht das Individuum suchen wollen, an Ausbildung der Persönlichkeit dachten sie nur, sofern dadurch ihr Spiel und die Fülle ihrer Gesichte gesteigert wurde. Sie sind darin die Widerrenaissance und stellen das Goethesche Ideal in Frage. Sie fühlten sich als Fragmente, als Wellen einer großen Vibration. Keiner konnte allein stehen, obwohl keiner sich mit dem andren im menschlichen Sinn einig fühlte und sie sich bald wechselseitig vergötterten, bald durch kleine Bosheiten aneinander rieben. Doch sie alle fühlten in sich den Wellenschlag des allmächtigen Denkens, das immer sich wan-

delnde Gleiten der Welt, und ihre Geselligkeit ist das Werk eines feinen, unterirdischen Instinkts. Sie suchten die Geselligkeit, wie die Renaissance das Individuum gesucht hat, wie von Gott getrieben, weil sie nur so zu ihrem Ausdruck kommen, nur so Vibration bleiben konnten. Dazu war die Romantik ja in die Welt gekommen. Heroen hat sie nicht hervorgebracht und nicht hervorbringen wollen. Aber so hat sie doch das höchste geistige Niveau erreicht, das bisher einem Bildungskreis in Deutschland vergönnt war. Die Gegenwart muß beschämt stehen vor dieser Fülle und Weite der Ansichten und dem Pathos, womit sie, auch spielend, das Leben beseelte. — Wir haben das Recht, die ganze Romantik wie eine Person anzusehen. Wenn man heute wieder fasziniert zu ihr zurückkehrt, so ist es weniger, weil uns einzelne ihrer Erscheinungen brauchbar oder reizend sind, als weil hier ein Einmaliges und Unverlierbares aus dem Chaos herausgehoben ist: das Denken als sinnliche Weltkraft — sehr fragmentarisch und unvollkommen und unrein, doch einer künftigen Ausbildung vielleicht fähig und (gerade wegen seiner Anfänglichkeit) bedürftig, wenn auch kaum wünschbar. Hier sind vielleicht erste Anzeichen eines neuen Formprinzips neben Religion und Philosophie: ein neues Verhalten des Menschengeistes zum Unendlichen, und die Morgenluft, die diese Anfänge umweht, macht noch heute den Atem freier.

Die Renaissance und ihr Gefolge hatten das Individuum frei gemacht vom Zweckbegriff, aber seine geistigen Funktionen hatten durch sie dem Begriff der Persönlichkeit zu dienen. Die Romantik machte einen Anfang, diese Funktionen zu verselbständigen. Denken, Wünschen, Formen, Fühlen, Genießen werden Selbstzwecke. Damit ändert sich auch der Wert aller Ausdrucksmittel: das Wort vor allem hört auf bloß Mittel zu sein. In der Sprache liegen nicht mehr nur die Dinge, sondern die Bezüge. Die Begriffsbildung der Romantiker will ein von aller Wirklichkeit gelöstes Netz weben, während die Philosophen bisher immer eine Wirklichkeit einfangen wollten. Andrerseits soll dadurch das Wort, welches bisher im

Sachbegriff aufging, die sinnlich-magische Selbständigkeit zurückerobern, mit der es dem Chaos des noch werdenden Geistes entstieg. Die berüchtigte U-Romanze ist eine rohe Andeutung dieser Tendenz. Die spätere Romantik hat manches davon verwirklicht, besonders Brentano. Die Romantiker wollten den ganzen Kosmos des Geistes aus der empirischen Welt herausziehen und ihn in eine Musik verwandeln, in ein Reich ohne Grenzen und Dinge, in eine göttliche Einheit (Substanz) mit zwei Attributen: Bewegung und Sinnlichkeit. Bewegte Sinnlichkeit und nichts anderes sollte das All sein. Alle scheinbaren Wirklichkeiten und Festigkeiten waren nur da, um diesen unsterblichen Tanz und Fluß üppiger gleiten zu machen.

Die Wirklichkeit, mag sie nun Geist oder Natur sein, rächt sich immer an ihren Verneinern. Die Romantik hat es büßen müssen, daß sie mit Gewalten spielen wollte, die mächtiger waren als sie, daß sie Grenzen und Dinge, die sind, hat leugnen und ihre sehr bedingte Menschlichkeit nicht nur zum Maß, sondern zum Inhalt der Welt hat machen wollen. Sie ist nicht tragisch untergegangen, sondern erbärmlich im Sand verlaufen. Die Formel dafür liegt in Goethischen Sätzen: „Wer zuviel unternimmt muß ein Schelm werden" (er sagt es von Friedrich Schlegel) und „Absolute Tätigkeit macht zuletzt Bankrott". — Wieviel mehr erst das absolute Denken! Dies braucht immer neuen Stoff und wird nicht satt. Bei den Romantikern ist eine wahre Vielfresserei daraus geworden: alles wurde angeschmeckt, Naturwissenschaften, Philosophie, alle Literaturen. Wir verdanken freilich diesem Laster einige beste deutsche Übersetzungen, die Wiedergeburt der deutschen Altertümer, die Naturphilosophie, die Anfänge des Indismus. Wenn je, so ward hier aus der Not durch den Erfolg eine Tugend, die wir segnen wollen. Aber, wie gesagt, man sehe nicht in dem Nutzen, den die Romantik auf ihrem Weg gestiftet hat, ihr Wesen, in ihren Folgen nicht ihre Absichten. Demselben Trieb wie diese vielfachen Anregungen entstammen die unselige Projektenmacherei und der genüßliche Dilettantismus des Ankostens,

das aphoristische Antasten und Abtun aller Materien, die ungenügsame Begehrlichkeit, die sich dann wieder satt und übersatt abkehrte, wenn etwas einmal in ein Aperçu verwandelt war. Die aphoristische Manier mußte übrigens Lieblingsform von Geistern werden, denen das Denken als Weltsubstanz galt. Denn wozu ein Ganzes formen, da alles gleitend ist? Entfließt nicht jeder angestochenen Stelle das gleiche Blut? Man begnügte sich, nur Stellen anzustechen. Zur Unersättigung des selbstherrlichen und rastlosen Denkens gehört auch der Menschenhunger — eine weitere Ursache der Geselligkeit. „In der Freundschaft bin ich eine unersättliche Bestie“ (Friedrich Schlegel). Auch die Menschen waren nur Stoff wie die Wissenschaften und Künste, es blieb bei einem hastigen und eifersüchtigen Aussaugen — dieselbe gefräßige Hast, wodurch Friedrich Schlegel seinen garstigen Tod fand. Und als alles verbraucht war, alles angezehrt und ekel geworden war, blieb denen, die nicht rechtzeitig starben oder abbogen, nur die Übersättigung, die häßliche, fette Ruhe, das Untertauchen in behäbiger Frömmigkeit, die schwelgerische Betäubung. Friedrichs und Dorotheas Konversion hat, bei aller individuellen Rechtfertigung, die wir gern zugeben, etwas Widerliches. Das ist kein Versenken in Gott, es ist ein Mißbrauch des katholischen Prinzips (das doch auch ein Prinzip des Opfers ist) zur Stillung und Füllung leer gewordener Seelen. Diese Menschen hatten Gott nichts mehr zu bringen.

Wir haben vom metaphysischen Trieb der romantischen Schule gesprochen, es erübrigt ein Wort über ihre zeitliche Erscheinung. Der Gegensatz zwischen jenem unendlichen Trieb und ihren irdisch bedingten Mitgliedern gehört zum Wesen der Romantik. Sie geht nicht in ihren Mitgliedern auf, sie ist mehr als deren Summe.

Die Romantiker scheiden sich deutlich in die eigentlichen Beweger, d. h. Getriebenen, und in die Teilnehmer, die diesen Bewegungen Fleisch ansetzen und aus dem ursprünglichen, für uns nur noch zu ahnenden Leben Literatur und Gedanken oder Ten-

denzen machen. Die Letzteren sind gerade die berühmteren und in der Literaturgeschichte wirksameren geworden, weil sie sich leichter mitteilen konnten. Da ist zunächst Tieck, der allregsame Literat und Dichter, der immer neue Masken fand, um mit seinem unglaublich gewandten, aber parasitischen Talent jeder Anregung Gestalt zu geben. Immer kam er mit, immer war er dabei, wo das vorderste Leben oder auch das tiefste zu sein schien, von Goethe bis Hebbel. Er besaß kaum ein eigenes Herz, und so erreichte er nur, was sich mit Literatur, mit Spiegelung erreichen ließ. Das Wirkende der Romantik selbst dürfen wir bei ihm nicht suchen, seine Gesichte und Formen sind von durchsichtiger Dünne; wohl aber können wir an seiner Produktion, wie an oberen Kräuselungen erkennen, was in der Tiefe sein Wesen treibt. Er hat die Romantik begleitet und überlebt und ist der treue, nie ganz verstehende Hüter ihrer Gedanken geblieben, — auch als Nachlaßverwalter. Man darf seine Werke als Gefäße der romantischen Ideale ansehen, worin diese gebettet waren, ohne mit ihnen eins zu sein. Die Ehren, die ihm als Haupt der Romantik gezollt wurden, hatten ihren Grund eben darin, daß er der vollkommenste, dem Verstand mögliche Ausdruck ihrer Tendenzen schien, und daß nach außen mit ihm allein, als dem Schöpfergeist der Gruppe, sich Staat machen ließ. Er schien den Makel der Ohnmacht von ihr zu nehmen, der heimlich die andern manchmal plagte. Im Stillen machte man sich wohl über ihn lustig. Er taugte zum Repräsentanten, selbst durch seine unschuldige und gewinnende Eitelkeit, er war unantastbar und liebenswürdig in der Gesellschaft, ein hinreißender Vorleser und als Nachempfinder und Nachschaffer der beste Vermittler zwischem dem was war und dem was kommen wollte, dem was gefordert wurde und dem was man zubrachte. Brauchbarer war keiner als er.

Was Tieck als produktive Kraft vorstellte, war Wilhelm Schlegel als reproduktive und kritische. Schon viel angreifender, schärfer, ebenso bereit wie Tieck von überall her das Möglichste aufzunehmen, aber nicht als Stoff, sondern als Gegenstand. Tieck wollte in alles Lebendige

hineinkriechen, Schlegel allem begegnen. Eitel waren sie beide und viele ihrer Leistungen haben wir dieser beständig regen Eitelkeit zu verdanken. Doch war die Tiecks unschuldiger und einschmeichelnder (wie bei allen Menschen, die ihres Lebens erst froh werden, wenn sie es in irgend einer Formung mitteilen können); die Schlegels klug und wachsam, in seinem Bestreben immer der Vorderste an den Quellen zu sein und das erste Kennerwort zu sagen. Er besaß das Selbstgefallen des unschöpferischen Menschen, in welches die Furcht sich verkleidet. Solch einem machen die Sachen nur Spaß, wenn er sie mit sich identifizieren darf. So stand er auch zu den ihm nahen Menschen meist in einem halb gönnerhaften, halb feindseligen Verhältnis, immer wachsam, wo er Seelenhoheit beweisen könne und zu Liebe oder Bewunderung dann am ehesten geneigt, wenn man seiner benötigte. Größeren Menschen Förderung oder Wohltaten zu erweisen war ihm Bedürfnis. So hat er seinem Bruder und Caroline geholfen, so hat er Goethes Ruhm gebahnt, zum Teil aus diesem Trieb hat er Shakespeare übersetzt. Bei diesem Wunderwerk, dem folgenreichsten der ganzen Romantik, haben ihn sicher auch noch andere Notwendigkeiten geleitet, doch auch das Hochgefühl, Protektor der Weltliteratur zu sein. Von diesem Pathos zeugt sein Sonett auf sich selbst. Er war eine kleine Seele mit großer Begabung und noch größerem Bestreben. Seine Verdienste bringen es mit sich, daß wir uns um seine Seele nicht zu kümmern brauchen und uns seiner Leistungen freuen dürfen. Zuletzt hat er ja nie für sich geredet, sondern für Größere, und wenn er die Romantik als solche nicht unmittelbar förderte, so hat ihre praktischen und greifbaren Früchte er uns gereicht.

Viel eindringlichere und beseeltere Männer waren Schleiermacher und Schelling, die, von den Salzen des romantischen Bodens genährt, nachher anderswohin wuchsen. Nur ein Stück ihres Lebens gehört hierher. Schleiermacher wurde durch die unruhige Gewalt Friedrich Schlegels in dies Treiben hineingezogen, und seine Teilnahme geht nicht weit über seine Beziehungen zu ihm hinaus: Plato, Briefe über Lucinde, Reden über Religion. Er war ein

leiser, gefühlig regsamer und fast eigensinnig-besonnener Mensch, sein ganzes Dasein eigentlich nur ein einziges Streben, ins Gleichgewicht mit Gott zu kommen. Die Mittel dazu waren im Lauf seiner Jahre verschieden, Theologie und Pantheismus, Frauen und Freunde, und eine Zeitlang mag ihm wohl das Brausen und Wallen der Romantik, wie es ihm Friedrich zutrug, als das Meer erschienen sein, worin er selig untertauchen könne. Das war eine Selbsttäuschung, doch Gleichgewicht und Bereicherung fand er auch hier. Seine Fähigkeit, jedes noch so konkrete und böse Erlebnis sanft zu vergeistigen, beruhte auf fast widerstandsloser und sinnlicher Weichheit der Seele, in die alles eindrang und die alles sich anverwandelte. Seine Energie bestand darin, Schicksale und Erlebnisse in Religion zu verwandeln, selbst auf Kosten der intellektuellen Ehrlichkeit. In seinem Geist lösten sich wie in einer Säure die festesten Gegenstände auf. Von seiner Weite und Feinheit, der nur die platonische Fülle fehlte, sei hier nicht die Rede.

Dagegen war Schelling ein böser, metallener, breiter Schwabe mit dem Temperament einer Bulldogge. Bei ihm hatte verwegener Idealismus sich mit stämmigem Kraftgefühl durchdrungen, dem nichts unerreichbar und unumfaßbar erschien. Das Umfassen war seine wahre Lust; das Entlegenste zu verknüpfen, die weitesten Geisterstriche unerbittlich zum Kreis um sich her zu biegen, Extreme zu vereinen, und ganze Bündel von Wissenschaften in sich zu verkochen schien sein Beruf. Man denkt an den rasenden Roland auf Böcklins Bild — ein ungestümer Koloß mit strotzenden Armen, zum Schlagen und Reißen bereit. An der Romantik zog ihn die Lokkerung, das Durcheinanderwerfen an, der ihm verwandte Drang, das Gebundene zu lösen und in neuen Verhältnissen wieder zu binden. Was ihn von ihr abstieß war die Spielseligkeit, was ihn festhielt war Caroline. Als sie tot war, ging er seinen eigenen Weg, zerfiel mit der Romantik, blieb Romantiker dem Wesen nach, durch den ungeduldigen Kampf zwischen der Fülle seines Inneren und der Masse der Wirklichkeiten. Er hat sein Leben lang den Körper zu seinem Geist gesucht, und Ruhe hatte er nur

bei der süßen und großen Frau, die Leib und Seele der Romantik war. Auch von ihm gilt Goethes Wort: „Wer zuviel unternimmt muß ein Schelm werden". Er blieb nicht immer ehrlich vor sich selbst. Auch Nietzsche fällt uns ein: „Die Schwaben lügen unschuldig".

Die drei Chorführer der Romantik, Schöpfer und Künder ihrer Geheimnisse sind Novalis, Friedrich Schlegel und Caroline. Novalis hat alle ihre Kräfte am keuschsten und vollsten gesammelt und sie am hellsten gespiegelt. Weil er jung gestorben ist, blieb er vor dem Romantikerschicksal bewahrt: das überschwengliche Treiben zu vermischen mit niedren Menschlichkeiten. Ein Jüngling, atmet er im kristallischen Äther von Jugend, wo selbst die Feuer und Fieber nicht an den Erscheinungen haften, sondern alles gleich heilig aufzehren. Daß er als Jüngling starb ist kein Zufall; seine ganze Mantik ist Vorgenuß von Tod und Übergang. Viele seiner Sätze und Sänge klingen, als sei er schon drüben gewesen und habe die selige Gewißheit seiner künftigen Verklärung, innigerer Fleischwerdung mit herübergebracht. „Heiterkeit, güldene, komm, du des Todes heimlichster, süßester Vorgenuß." Solche bräutliche Heiterkeit hat ihn ganz ausgefüllt, ist ihm Religion und Lebensstimmung. Sie teilt sich mit, wenn man sich ihm nähert. Er webt in unbeschreiblicher Ruhe bei der heftigsten Leidenschaft, dunkel und leuchtend wie mittägliches Meer. Unsterblichkeit ist ihm nicht ein abstrakter Glaube und Trostgedanke, sondern körperliches Gefühl, der Tod kein Schicksal von außen, kein Abschnitt, sondern ein actus und Zustand zugleich, ganz sinnenmäßig empfunden, die Zeit, da alles ein Leib wird, kein eschatologisches Gespinnst, sondern Sinnbild eines höchst persönlichen Erlebnisses. Seine Sehnsucht nach der blauen Blume ist nicht der Ausdruck einer inneren Unbefriedigung, sondern das Atemholen, das Aus- und Einziehen der Welt in die Seele, ein unsterbliches Gleiten von einem Leben in das andere. Und so hat er sich wirklich erotisch eins mit dem All gefühlt. Sein Leben hat er in hochzeitlicher Erwartung und Erregung zugebracht; der Tod war ihm das Fest der Vereinigung,

seine Lieder sind Hymenäen, die bald unter christlichen, bald unter magischen Symbolen die Braut, die Brautschaft, die göttliche Vermählung feiern. Und zwar war ihm die Hochzeit Mischung und Kampf:

Der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben
Und des Herzens eignes Herz.

Dies beherrschte all sein übriges Denken und war seine Form des Gleichgewichts und des Universalismus. Wie das Denken Schleiermachers eine subtile Dialektik, ein Wägen, das Schellings ein Ergreifen und Zusammenbiegen, das Friedrich Schlegels ein Kosten und Fordern genannt werden darf (das Goethes ein Bilden, das Kants ein Abgrenzen), so war seins ein Mischen, auch ein Schweifen um des Mischens willen. Er war nie auf der Suche, aber immer unterwegs und überall heimisch, weil überall im Mittel- und Mischpunkt der Welt. Weniger seine Dichtergabe, obwohl die größte der Romantik, als seine seherische und jünglingshafte Sicherheit scharte die abenteuerlichen, mehr oder weniger des Gleichgewichts bedürftigen Gesellen um ihn. So ist er der eine Brennpunkt der Romantik geworden, Caroline war der andere. Über diese hatte er weniger Gewalt, weil sie selbst ein Zentrum hatte.

Friedrich Schlegel verkörpert das äußere und innere Schicksal der Romantik unmittelbar, ein faszinierender und verderblicher Mensch. Seine Begabung war grenzenlose und dabei expansive Empfänglichkeit. Er hat in die Romantik erst die Erregung gebracht und ihr Tempo bestimmt, sein Genie ist der Gärstoff, der alle einzelnen Geister durchsäuert hat. Er ist der Genius der romantischen Geselligkeit. Er hat ihr zwar nicht ihren Gehalt und ihre Form, aber ihr Temperament gegeben, und ihm ist auch vielleicht ihr Verfall zuerst zuzuschreiben. Er war der Anreger, er brachte die Stoffe und die Menschen zueinander, durcheinander. Nichts ließ er zur Ruhe kommen, ungeduldig, abenteuerlich, ungenügsam, gewaltsam verfeinert und brutal, eifersüchtig und überzart. Nichts tat ihm genug, was sein war und nichts ließ ihm Ruhe, ehe es sein war.

Beständig war er gespannt sich hinzugeben, aufzuopfern oder etwas zu vergewaltigen. Seine Kunst, Menschen und Dinge zu finden, anzulocken und zu verwirren, war fast dämonisch. Die Begeisterung war ihm Genuß, das Philosophieren Spiel, das Lieben Experiment. Geborener Schauspieler und Selbstbeobachter, war er gierig auf alle Reize aus und vermochte die feinsten zu zerlegen und zu zerstören. Der wachste und voreiligste seiner Genossen, konnte er nichts Werdendes auswachsen lassen, hielt unter die Früchte noch das Licht, um sie schneller zu reifen. Ein unsteter Projektemacher war er und geschwätzig über angebrüteten Plänen. So gab er freilich fast allen mannigfache Anregungen, aber löste auch vieles durch sein Zickzack und Mißtrauen und Hetzen auf, ehe es gefestet war. Gedanken, die einer fruchtbaren Stille wert waren, wurden zu Geschwätz und Literatur verarbeitet. Was auf dem Weg war sich zu bilden, warf er in Splittern vorschnell aus. Aus der Flut machte er Wellenspritzer und aus der Flamme Funken. Soweit Mysterien ausgeschwatzt werden konnten, hat er sie ausgeschwatzt und den Reichtum, der in ihm selber war, verarmt und verflacht. Dabei war er ein Genüßling, kein böser, freilich auch kein gütiger Mensch, nur ohne jedes Gewissen. Es kam ihm nicht mehr auf die Sache an, wenn er sein Spiel mit ihr getrieben hatte. So kostete er früh sich selbst und die Welt stumpf und erkaufte, fett geworden, die Ruh der Seele durch ein sacrificio del intelletto und mit unterirdischem Mönchshaß gegen das helle und schöpferische Leben.

Dorothea ist nur durch ihn und neben ihm zu denken. Er hat sie gefüllt und ihre eitle Seele hatte keine andere Aufgabe, als ihn zu spiegeln. Regsam und empfänglich, anschmiegend und wach, mit zudringlichem und nie unbefangenem Verstand, machte sie alle Schillerungen Friedrichs mit und trägt seinen Fluch und hat nur dies vor ihm voraus, daß sie eine wahrhaftige Hingebung bis zum Opfer treu bewährt hat, weiblich, fast hündisch. Sie ist merkwürdig als Medium, worin das sprunghafte Wesen Friedrichs steter und in einer Folge sich mitteilt.

Die romantische Frau ist Caroline. Wenn Novalis der Geist und Friedrich das Temperament der Romantik war, so darf sie deren Leib und Seele heißen. Liest man ihre Briefe, so scheint alles um sie her nur ihr Atem. Sie ist eine der großen Frauen der Geschichte, ein geborener Mittelpunkt, ein elementarisches und mit Verhängnis geladenes Wesen, voll Zauber und Verderben, voll tröstlicher Weisheit und ruhigen Kindersinns; mit jeder Lockung und Gefahr der Sinnlichkeit ganz durchtränkt, ganz Leib nnd bis in die Fingerspitzen beseelt, ein rührendes und mächtiges Geschöpf. Man begreift, warum manche der tiefsten Kräfte der Romantik nicht zu Produktionen werden konnnten: sie waren gleichsam in dieser Frau gebunden. „Bewegte Sinnlichkeit", der Inhalt der Romantik, war ja hier körperlich unter die Sucher gestellt. Hier war das Fleisch Seele geworden, nicht durch christliche Entkörperung und mystische Umkehr, sondern gerade durch Erfüllung seines eigensten Sinns, im Sonnenlicht des Genusses und in der Luft des alltäglichen Geschehens. In diesem Sinn steht sie gegen Novalis, der die Fleischwerdung des Geistes sang und in sich erlebte. Und wie Caroline ihr Sinnliches zu Seele umschuf, so auch ihr Schicksal. Diese Zarte, Holde, Empfängliche war durchaus heroisch gestimmt und was ihr widerfuhr, verwandelte sich unter ihrem sanften und festen Willen in Notwendigkeit und Harmonie. Ihr Leben steht unter einer göttlichen Gerechtigkeit. Als deren Trägerin und Botin empfindet sie sich auch andern gegenüber, was ihr bald als Kälte, bald als Koketterie ausgelegt wurde. Sie konnte von nichts befleckt werden, keine Hingabe machte sie zur Sklavin, immer blieb sie unbefangen und im Gleichgewicht. In ihr ist keine Spur von Hysterie, Lüsternheit, Empfindelei. Mit der seherischen und unerbittlichen Unschuld eines Kindes schreitet sie sicher durch Menschen und Ereignisse; alles empfindend und nichts betastend, stolz und geduldig, nie satt und nie gierig, heiter wie eine antike Göttin und bräutlich still vor dem Göttlichen, das sie in allem Leben walten fühlte, voll leiser Fieber und Verführungen und mit hellem Bewußtsein ihres Wertes wie ihrer Gefährlichkeit. Wir denken

an Monna Lisa. Auch sie lächelt jenes unsterbliche Lächeln. Und damit ihr das weiblichste Geschick nicht fehle, ward sie Mutter und ihre Mütterlichkeit wuchs ihrem frauenhaften Reize zu. Ihre Tochter hatte ihr Wesen geerbt, aber dies Kind sollte schicksallos bleiben wie der schlafende Säugling. Was bei der Mutter Erfüllung wurde, ist in Auguste Böhmer Hoffnung und Geheimnis geblieben und um so vieles unendlicher. Das frühentrückte Seelchen erscheint wie ein Wahrzeichen vom Tod der Romantik, da sie eben in Karolinens Stelle hineinwuchs. Daß sie starb, hat der Romantik ihr unverbrauchtestes Herz vor der Zeit geraubt.

Von zwei genialischen Menschen, Ritter und Hülsen, ist die Wirkung in der Romantik fühlbar, aber noch nicht genügend erforscht, um in einer Auslese des Bekannten Platz zu finden. Wir erwarten aus dem Nachlaß dieser beiden wesentliche Einsichten in das Romantische und die rundere Kenntnis zweier Geister, deren Fragmente aus einer ahnungsvollen Weite und Tiefe zu kommen scheinen.

Noch einige Sätze über die romantischen Briefe.

Die eigenste Ausdrucksform des romantischen Geistes war sicher das Gespräch. Wem es nicht auf Begriffe und Gestalten, sondern auf Bewegtheit, nicht auf Ordnung und Organisation, sondern auf Mischung ankommt, muß den Augenblick anbeten und den Ausflüssen der plötzlichen geselligen Inspiration sich am willigsten hingeben. Welches Leben in der Romantik war, könnten wir annähernd nur erfahren als Zuhörer dieser Redelustigen. Auch mag erst am atmenden Wort ihr Geist sich entzündet haben. Begriffe wie „Ironie“, „Witz“ und die „$\sigma\upsilon\mu$“ können ihre besondere Farbe nicht am Schreibtisch, sondern nur im unberechenbaren Wechselgespräch und dessen Erfahrungen bekommen haben. Die „Fragmente“ sind erst verständlich aus jener geselligen Luft heraus und selbst vieles der gesamten Produktion entsprang zum Teil solchen redseligen Instinkten. Die Umstände hielten die Romantiker viel getrennt und Briefe dienten als Ersatz der unentbehrlichen Gemeinsamkeit. Aus dem dialogischen ward ein monologischer Zusammen-

halt. Die Briefe sind nicht nur Parerga, sondern auch Behälter ihres eigentlichen Produktionsmaterials; bei den Frauen sogar fast die einzige Produktionsform. Nur so rechtfertigt sich eine Sammlung und Auswahl. Selbstverständlich gibt es von den Romantikern auch nichtromantische Briefe, Geschäftszettel, Mitteilungen, kurz Beiträge zur äußerlichen Biographie, die etwa soviel Wert zur Geistesgeschichte haben, wie Kleidungsstücke. Wenn dergleichen mit Eifer und Philologie gesammelt wird, so ist das ein Auswuchs des Individualismus und beruht auf der Verwechslung von individuell und privat (sofern es nicht nur bescheiden Stoffsammlung bleiben will für künftige Einschmelzung). Individuell nenne ich eine nur einmal mögliche Form oder Bewegung des unsterblichen, unendlichen, göttlichen Lebens, das eben in ihr und durch sie sich begrenzt und faßbar macht. Das Private sind die zufälligen Funktionen oder Schicksale, die dem Menschen als einem beschränkten Erdenwesen aufgenötigt werden. Dies ist allen Menschen mit allerlei Abwandlungen gemein und umfaßt das bürgerliche Dasein, die Geburt und das Sterben, die Staatszugehörigkeit, kurz den empirischen Lebensgang; da unterscheidet sich Goethe nur wenig von Fritsch. Darüber geben nachgelassene Zeugnisse freilich fast immer Kunde; nur wissen wir damit über das Leben eines Menschen, über die Kräfte noch nichts, um derentwillen wir uns um ihn kümmern müssen. Es ist eine gefährliche Plattheit, in äußeren Anhälten wesentliche Bedingungen des Schaffens zu sehen und die Milieutheorie in ihrer heutigen Anwendung ist keine Errungenschaft, sondern eine Verflachung. Von Shakespeares und Dantes individuellem Leben wissen wir mehr als von dem Schillers, weil es ihnen ganz Gestalt geworden, während es diesem vielfach Trümmer geblieben ist. Hundert überlieferte Handlungen sagen nicht soviel über das Wesen eines Menschen aus wie eine einzige Geberde. Das Wie offenbart, nicht das Was. Gewiß kann jedes Private mit individuellem Geiste durchdrungen und individuell werden. Diejenigen sind die großen Lebenskünstler, deren umbildende Kraft bis in die letzten Zufälle reicht, so daß ihr ganzes Leben eine Not-

wendigkeit, ein Organismus, — eben „individuell" — wird. Nur wo auf diese Weise das Private vernichtet wird, geht es uns etwas an. So hat Goethe in Dichtung und Wahrheit seinen Lebenslauf umgedeutet und symbolisch gemacht, nicht aus Interesse für seine Privatperson, sondern als typisches und allumfassendes Beispiel, wie das Unsterbliche unter gewissen Bedingungen sich ausbilde. Wer hier, wie im Werther oder im Tasso nach Biographie von Modellen schnopert, erfährt nicht nur nichts von Goethes Dichtungen, sondern auch nichts von seinem Leben und bleibt ein neugieriger Barbar. Gerade auf Goethe dürfen sich die Erforscher seiner Privatverhältnisse am wenigsten berufen, gerade sein Privates hat er immer verbergen, sein Individuelles immer gestalten wollen, und was er uns nicht selbst entgegengeformt hat, damit wissen höchstens die ganz Wenigen etwas anzufangen, denen jene Fähigkeit symbolischer Umbildung eignet. Alles andere bleibt gewöhnliche Klatschsucht im wissenschaftlichen Mantel. Völlig absurd wird aber das bloß biographische Stöbern, das willkürliche Verknüpfen von Daten mit Inhalten bei Dichtern, denen die Goethesche Tendenz zur Verschmelzung von Zufall und Notwendigkeit, der Trieb das eigne Leben gesetzlich zu machen, nicht das Beherrschende ist. Nur Schlüsselromane bedürfen biographischer Kommentare, aber nicht weil sie Werke, sondern weil sie Klatsch sind. Einen Lebenslauf als Organismus typisch darzustellen ist der Sinn guter Biographien und hat einen hohen Wert, wie jede Synthese. Aber aus aufgedröselten Lebensdaten aufgedröselte Werke erklären zu wollen hat gar keinen Wert.

Die Auswahl der Romantiker-Briefe würde ich nicht übernommen haben, wenn ich nicht in ihnen eine wesentliche Ausdrucksform dieser Bewegung sähe. Was bloß privat, biographisch, literarisch, spintisierend ist, ohne die besondere romantische Lebendigkeit, wurde ausgelassen; was von dieser Zeugnis ablegt ist aufgenommen. Wer das Biographische und Literarische sucht, darf sich ohnehin nicht an eine Auswahl wenden. Auch diese Einleitung gibt natürlich nur Umrisse von Geist und Seelen.

Die Romantik nehme ich als ein Individuum und habe daher die zeitliche Anordnung durchgehalten, nicht unter Briefschreiber verteilt. Bei der Auswahl waltete keine Rücksicht auf Ruhm und Ansehen der Person, sondern nur darauf, ob die betreffenden Briefe für das Romantische unmittelbar bezeichnend sind. Haben doch gerade die literarisch produktiven Naturen, welche sich in ihren Werken einigermaßen ausgeben und plastisch machen konnten, in Briefen weniger offenbart. Die reichsten Zeugnisse stammen von Novalis, Friedrich und Caroline, und Dorothea spiegelt gut. Nur einige Briefe an Goethe sind, obwohl unmittelbar weniger bedeutend, eingefügt, weil die Beziehungen zu Goethe zum Gesamtbild der Romantik gehören. Der Allgegenwärtige war eben auch eines der Elemente, die im Strom mitgewälzt wurden; auf Richtung und Schnelligkeit des Stroms hat er kaum Einfluß, höchstens auf die Farbe der Wellen. Teilnehmer der Romantik, die früher oder später eignen Trieben folgten, wie Schleiermacher und Schelling, kommen selbstverständlich nur soweit und solang sie romantisch sind, hier zu Wort. Die katholischen Äußerungen Friedrichs und Dorotheas (wenn auch mehr von einem typischen Ende überspannter Genießer schlechthin Kunde gebend) stehen als Abschlußsymptome da, wie man ja wohl auch den Tod mit zum Leben rechnet.

Ein zweiter Band soll brieflich darstellen, wie diese ersten romantischen Anstöße fortgewirkt und sich umgestaltet haben in der zweiten Romantik oder in versprengten Individuen. Freilich bedeuten dabei die Briefe nicht so viel neben den Werken. Die Spätromantiker waren, Bettina ausgenommen, die das Briefschreiben als Literatur trieb, mehr produktive als geistreiche Leute und sangen oder fabulierten, was ihnen auszudrücken gegeben war.

DARMSTADT, JANUAR 1907

Clausthal, 20. März 1786

Mich deucht, ich sehe hier den Winter mit leichterem Herzen kommen, als den Frühling. Der Winter darf nun einmal rauh sein, und die Natur im Winter arm und kalt. Auch seh ich die Hälfte des Tages über nichts von ihr, und bin die andre Hälfte ungestört ich, in meiner Stube. Der Frühling macht mir Heimweh; es ist immer die Jahrszeit süßer Schwermut; but, as there is no occasion for a sweet one, so wird dann eine bittre draus. Doch wer weiß, was das für tausend kleine Ursachen sind, die mich diesen Abend unzufrieden machen und mit denen die wärmere Sonne nichts zu schaffen hat. Ich weiß es selbst nicht. Meine eigne Last drückt mich. Es geht mir immer so, wenn ich einmal lange nicht über mich nachgedacht habe und halte dann Revue es findet sich so vieles zu verbessern, die edle Tätigkeit ist so schlaff geworden, und man merkt dann, wenn man wenigstens unparteiisch mit sich umgeht, daß beinah alles, was uns Mißmut macht, eigner Mangel derselben war. Hernach wird es wieder besser — man ist wieder besser — bis man von neuem sinkt — und sich von neuem erhebt. Ich freue mich, daß ich das erste bald wahrnehme; aber weil ich weiß, wie leicht es ist, mit sehenden Augen blind zu sein, so warne ich Dich so oft, meine liebe Schwester, welches Du mir nicht übelnehmen mußt; das würde nichts helfen, ich lasse nicht ab, Dich zu erinnern, solange Dein Schicksal unsicher ist. Quälen will ich Dich nicht, nur möcht ich wohl, daß Dir Deine Freuden dann und wann ein wenig zittrig schmeckten, damit die Sicherheit des Genusses Dich nicht zu weit führe. Mißfallen habe ich ja weiter gar nicht geäußert. Nimm Dich nur ja immer vor der argen Welt in acht; ich sehe nicht recht ein, wie das noch geschehn kann, da Ihr so mutwillig seid, und es kommt doch so viel darauf an....

22. März

Hätte nicht brauchen in Vorrat zu schreiben, da die Donna erst morgen weggeht. Sie wird hinunter geregnet werden; wir

haben heut ordentliche Gewitterschauer gehabt; und bei Sonnenuntergang die prächtigste Erleuchtung, auf die die Sonne traktieren kann. Aber ich für mein Teil bin nicht wohl, ich stäche die Feder lieber unter die Nachtmütze, als daß ich sie zwischen Fingern halte — ja diese Begierde wird so leidenschaftlich bei mir, daß ich ihr nachgeben — Abschied von Dir nehmen muß. Nur das noch, ob Du nichts zu lesen für mich hast? Ich vertrockne seit einiger Zeit, weil alle meine Bücherquellen sich verstopfen. Marianne schickt nichts — Blumenbach ist ein Gevatter Johannes — Mad. Volborth hab ich den Kauf aufgesagt — Du? und so gehts mir wie dem, der Gäste laden wollte, und alle entschuldigten sich. Sans comparaison mit den Blinden und Krüppeln, nun bitt ich Meyern, erstlich um etwas Amüsantes gut zu lesen, wenn man auf dem Sopha liegt. Das muß kein Foliant sein, sondern was man mit einer Hand hält. Wohl möcht ich neuere französische Trauerspiele, kleine Romane, Memoires oder auch etwas Ernsthaftres. Gott! er muß es ja wissen. Mir ist alles willkommen, was ich noch nicht gelesen habe. Zweitens möcht ich etwas zu lesen, wenn man auf dem Sopha sitzt und einen Tisch vor sich hat, als ältere englische Geschichte aus Alfreds Zeiten, und den 4. Teil von Plutarch (die andern hab ich gelesen). Alles auf einmal will ichs nicht. Bei der nächsten Gelegenheit kommt auch Winckelmann und Ossian wieder. Betreib dies ein bißchen für Deine Schwester; es ist unverantwortlich, daß man mich so gleichgültig zum Aschenbrödel werden läßt. Mach es Meyern wichtig. Bekomme ich nichts, so glaub ich nicht an Deine Gewalt über ihn. Die Drohung zeigt Dir wenigstens, daß es mir mit meinem Wunsch ein Ernst ist.

Mir ist wirklich übel zumut. Ich muß mich ausziehn. Leb wohl, meine Liebe, liebe mich, folge mir und sorg für mich.

Caroline

Caroline an Lotte Michaelis [2]

Clausthal 1786

. . . Gib mir Deine Philosophie aufzuheben, bis Du sie wirklich brauchst — sie soll vom Tragen nicht schlechter werden. Was ich dagegen einwenden könnte, damit bist Du mir sehr schlau entgegen gegangen — nun muß ich schweigen. Nur merk Dir das, sie hält nicht länger Stich, als der Genius der Jugend und Freiheit über unserm Haupt. Sie entspringt aus der Situation, und nicht die Art, mit der wir die Situation ansehn, aus ihr. Sie ist wie die Freude, die vor dem Kummer flieht. Sei Du glücklich solange Du kannst. Früh genug wird die Stunde kommen, die den Zauber bricht, wo das große Interesse des Lebens verschwindet — ein Tag dem andern ohne Sturm und ohne Ruh folgt, und das Tränen sparen — Rosen brechen — sich in Tränen verbergen und Tränen trocknen verwandelt. Daß hohe Tugend überspannter Geist wär — das hat sich Meyer von Therese abstrahiert. Er kann recht haben, ob ich gleich wünschte, er hätt es nicht, denn warum darf überspannter Geist nicht Natur — warum nicht höhere Natur sein? . . .

Caroline an Lotte Michaelis [3]

Clausthal, 28. Mai 1786

Ich bin nicht unglücklich, wenigstens nicht durch meine Lage, ja was sag ich wenigstens? Bin ichs denn überall? Nennt ers ein Unglück, eine Seele zu haben? So scheints mir beinah. Es war eine Zeit, wo Therese sich alle die unglücklich dachte, die sie liebte, daher schreibt sich das. Sie ist von dieser Grille zurückgekommen. Sie glaubt an Glückseligkeit. Die meinige ist nicht überspannt, aber ich bin ihre Schöpferin, fiel mir auch in den ersten Zeiten wohl der Gedanke ein — warum mußt Du hier Deine Jugend verleben, warum Du hier vor so vielen andern; und vor manchen doch fähig, eine größere Rolle zu spielen, zu

höhern Hoffnungen berechtigt? Das war aber Eitelkeit. Jetzt sagt mir mein Stolz, was ich habe, ist mir gegeben, diese Situation zu tragen, mich selbst zu tragen. Ich bin sehr zufrieden. Ich leugne es nicht, es im Anfang nicht gewesen zu sein. Das klagte ich freilich Theresen. Viel kam mit daher, daß ich nicht gesund war, nie so sehr wie jetzt, und das schwächt meinen Kopf, und Schwäche erzeugt bei mir immer glühende Phantasien. Die können nicht anders wie sich zur Traurigkeit neigen mit meinen sonstigen von entzückter Schwärmerei entfernten Gefühlen. Wie wenig Gegenstände gibts, wo die halbweg vernünftige Einbildungskraft sich an Freuden übt. Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe gibt mir nichts zu tun, als in leichten häuslichen Pflichten — ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbnen Zukunft — mein Los ist geworfen. Auch bin ich keine mystische Religions-Enthusiastin — das sind doch die beiden Sphären, in denen sich der Weiber Leidenschaften drehn. Da ich also nichts Nahes fand was mich beschäftigte, so blieb die weite Welt mir offen — und die — machte mich weinen. Da ist immer die Rede von schwachen Stunden. Weh mir, wenn in guten es mir an Freuden mangelte. So eingeschränkt bin ich nicht. Durch Interesse an Dingen außer mir, durch Betrachtung, durch Mutterschaft, durch alles was ich tu, genieß ich mein Dasein....

Caroline an Lotte Michaelis [4]

Clausthal 1786?

... Auguste ist unaussprechlich liebenswürdig, schön wird sie gewiß nicht, da steht ihr Näschen im Weg, aber jetzt hat sie alles, was Schönheit ersetzt, und Gott gebe, daß sie gut werde.

Clausthal, März 1787

Freu Dich für mich, ich hab heute schon wieder spazieren gehn können. So gräßlich die Welt vorgestern aussah, so schön ist sie jetzt, voller Sonnenschein und Vorbedeutungen des kommenden Gottes — ich weiß nicht, welches Geschlechts der Frühling ist — oder Göttin, also — denn ich will ihnen nicht zu nahe tun wie Du — die nur einen Buben für was rechts hält. Nimmer werdet ihr verwahrloseten Mädchen doch eure Natur verleugnen, oder der gemeine Haufen die ersten Vorurteile ablegen. Ich gebe keinen Heller für einen Jungen, als insofern ich mich herablassend schmiege zu andrer Glauben. Und wird es ein Mädchen, so sollst Du es wohl gern nennen, denn es kriegt einen Namen der gut lautet, obgleich Basen und Vettern dagegen schrein, und sich das arme Wesen durch nichts als überschwengliche Liebwürdigkeit von der vorgefaßten Meinung wird retten können, die auf seinem Geschlecht und Namen ruht. Aber Du wolltest mir ja einen für einen Jungen angeben, tu es bald, oder ich nenne ihn in der Desperation Johann Georg — oder David Ludwig. Ein Unglück ist es, daß Du so oft auf Fragen nicht antwortest; scheinen sie Dir gleich unbedeutend, so wisse, daß spartanisches Gewicht auf ihnen ruht, keine geschieht überflüssig — als zum Beispiel: soll ich meine weißen Kleider plätten lassen, oder nicht....

Grüß Louisen Michaelis herzlich, und sie sollte gern kommen. Laß sie gleich was zu lesen mitbringen, nach dem Ideal des Chevalier de Ravannes. Anders gilt nichts vor und nach dem Wochenbett. Gott, wie war ich doch das vorigemal so herunter, daß ich, die den Ariost nie mit der geringsten Bewegung las — wie das in der Übersetzung auch wohl nicht möglich ist, sondern über das Getürm von herzbrechenden und lanzenbrechenden Abenteuern leicht hinwegglitschte, nun mit höchstgereizter Einbildungskraft jeden Riesen und Drachen *sah*, *zischen hörte*, und heulen konnte über die Schöne, die ihren unverwundbar geglaubten Hals

zur Probe dem Schwert darbot. Ganz so arg, dächt ich, könnt es auch bei gleichem Leiden nicht wieder werden, denn ich bin vorher gewaffnet, und jene Zeiten waren überall eine Krisis der schwärmenden Vernunft: Wörter, die sehr wohl zusammen passen, ohngeachtet es nicht so scheint. Recht neugierig bin ich, wie es mir diesmal gehen wird. Da kommt Auguste: schreiben an Tante Lotte: Auta ist ein gut Kind — wie ich schrieb Auta, sagte sie: heißt Auta. Lotte, ich schwöre Dir, Du würdest Dich bis in die Fingerspitzen des Mädchens freuen. Gern hätte ich die Vorrede von Schlözer, und etwa — sonst noch was, nur damit die Botenfrau das Ansehn eines süßen Packesels nicht ganz verliert. . . .

Caroline an Lotte Michaelis [6]

Clausthal 1787

. . . Auguste ist reizend lieblich, ich bete sie an, das zu hoffende Kind ist nur ein Unkepauz (?) in meiner Einbildungskraft, ich lieb es nicht vorher, wie ich jene liebte. . . .

Caroline an Luise Gotter [7]

Göttingen, 8. März 1789

. . . Ich komme nicht zu Dir, ich darf alles was Du mir so liebreich anbietest, Dein Haus, Deine Gesellschaft, die Freuden der Erinnrung der ersten glücklichen Jahre meiner Jugend, die eine so ganz andre Zukunft zu weissagen schien, ich darf sie nicht annehmen, weil ich eine andre Reise zu machen habe, und welche die ist, das errätst Du leicht. Mein Bruder bot mir sein Haus an, sobald ich meine Heimat verloren hatte; der Zustand, in dem ich war, und die Wünsche meiner Eltern, denen ich leicht nachgab, weil ich nicht die Kraft haben konnte zu überlegen, zu

einer Zeit, wo ich sie alle aufbieten mußte, um dem Unglück zu widerstehn, machten, daß ich damals wenig Rücksicht darauf nahm, und es ihm vors erste ganz abschlug. Wie ich aber nach und nach die Verhältnisse in einem helleren Licht zu sehen anfing, wie ich in alle diejenigen zurückkehrte, die man mit einem Herzen, das jenseits seines Grams nichts mehr erblickt, so leicht vernachlässigt, und die wiederholten Bitten meines Bruders hinzukamen, da reifte der Entschluß, den ich nun gefaßt habe. Ich glaube er ist gut, und das muß mir manches Opfer versüßen, das ich ihm bringe. Dort kann ich nützlicher und tätiger und freier sein für mich, und was mich eigentlich bestimmt, für die Erziehung meiner Kinder. Sie sind das einzige, worauf ich sicher rechnen können muß, sie sind meiner Glückseligkeit notwendig, und ich fühle, daß sie ein mir anvertrautes Gut sind, das ich also nie nach meinen Konvenienzen behandeln darf. Erziehung ist nach meinem Begriff nicht Abrichtung, das ist ein Zweck, den ich durch Strenge allenthalben erhielte — es ist die Entwicklung der angebornen Anlage durch die Umstände — und diesen getraue ich mir hier, wo ich meine Kinder nicht allein habe, wo sie unter dem Einfluß des Beispiels stehen, nicht so entgegenarbeiten zu können, daß sie würden, was ich aus ihnen machen möchte — meine Kunst, die eigentlich keine Kunst ist, sondern nur eine gewisse Untätigkeit, welche höchstens vor bösen Gewohnheiten zu bewahren und die ersten entscheidenden Eindrücke zu lenken sucht, traut sich das nicht zu, und so will ich lieber den freien Boden wählen, wo sie gedeihn muß, wenn Kinder ihren Eltern gleichen, als mich der Gefahr aussetzen, sie mißglücken zu sehn. Ich könnte doch auch für die Zukunft nicht ruhig daran denken, Töchter, die keinen Schutz haben wie ihre Mutter, auf einer Universität erwachsen zu sehn. M[arburg] ist zwar auch eine, aber es hängt ganz von mir ab, inwiefern M. es nicht sein soll, ich erwarte überhaupt nichts von dem Ort, und es ist bloß der, wo das Haus meines Bruders liegt, wo ich mehr Einsamkeit, Freiheit und Ruhe finden werde. Die Freude, die ich diesem Bruder mache, selbst der

Nutzen den ich ihm leisten kann, ist ein Bewegungsgrund, der schon hinreichend wäre, ohngeachtet er mein erster nicht ist. Dir braucht ich vielleicht nur diesen anzuführen, aber hier, wo man nicht ganz begreift, warum ich eine ganz angenehme Situation mit einem offenbar weniger angenehmen Aufenthalt verwechsele, will man ihn nicht gelten lassen, und ich kann doch nicht wohl einen andern nennen. Es wird mir auch schwer von hier zu gehn, das leugne ich nicht, Göttingen ist eine Stadt, von der im Allgemeinen nicht viel tröstliches zu sagen ist, allein in keiner von so geringem Umfang wird man so viel einzelne merkwürdige gescheute Menschen antreffen, und ich konnte diese einzelnen genießen, und brauchte mich an den Ton des Allgemeinen nicht zu binden, wenn ich dafür leiden wollte, was sich nach Weltlauf gebührt. Ich hatte ein bequemes Leben, ich mag aber kein bequemes Leben haben, wenn es nicht ewig dauern kann. Kurz, das Loos ist nun geworfen — zwischen Ostern und Pfingsten werde ich abreisen. Was aus unserem Wiedersehn wird, das wissen die Götter! So offen wie jetzt alles vor meinen Sinnen da liegt, so jeder Möglichkeit unterworfen, verzweifle ich an nichts, ich erwarte aber auch nichts — was mein Wille kann, das wird er — und was die Notwendigkeit fordert, werd ich ihr einräumen, doch niemals mehr ihr geben, als sie wirklich fordert ...

Könnt ich nur einmal die balsamische Luft eines so milden Himmelstrichs einatmen, nur einmal im Regen der Orangenblüten spazieren gehn, ein munteres Volk sehn, oder das Schauspiel wärmerer Leidenschaften, als unsre gemäßigte Zone aufkommen läßt — auch fromme Wünsche! — doch eröffnet mir das Leben mit meinem Bruder eine etwas weitre Aussicht, ich komme den Rheingegenden näher. Es ist doch betrübt zu wissen, daß man noch gar nichts Schönes gesehn hat.

Tieck an Goethe [8]

Berlin, 10. Juni 1789

Ich bin so dreist, Ihnen dies kleine Buch zu überschicken, nicht, weil ich es für würdig genug hielte, von Ihnen gelesen zu werden, sondern weil ich endlich diese Gelegenheit ergreife, um Ihnen meine Verehrung und liebende Bewunderung zu bekennen. Es ist ein großes Glück, der Zeitgenosse eines großen Mannes zu sein, denn die Liebe, mit der wir das Edelste und die Kunst umfangen möchten, findet dann einen wirklichen Gegenstand vor sich, da uns die Künstler der Vorwelt in vielen Stunden nur wie Traumgestalten erscheinen. Ich habe es mir oft gedacht, wie glücklich ich mich fühlen würde, wenn ich mit Shakspearr sprechen, wenn ich ihm schreiben könnte, und doch bin ich nicht zu furchtsam diesen Brief fortzusetzen. Vergeben Sie mir; wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Sie einmal sehen könnte, um aus Ihrem Mund zu hören, ob und wie ich auf der Bahn fort gehn sollte, die ich vielleicht zu leichtsinnig und voreilig betreten habe.

Caroline an Meyer [9]

Marburg, 24. Oktober 1789

. . . Sie haben mir Wahrheit gegeben, die für mich einen unwiderstehlichen Zauber hat. Es ist das Einzige, was mich täuschen könnte. Der Mensch, welcher sie inniger liebt wie ich, muß ungeheure Fähigkeiten haben — oder steht unter allem Vergleiche. Wissen Sie aber, daß man sie geben kann ohne mehr zu sein? Ich ziehe Sie nicht in Verdacht, doch gestehe ich — ich ergründete Sie noch nicht, und wollte, daß Sie mir soviel über sich wie über mich sagten. Was liegt denn am tiefsten in Ihrem Wesen gegründet? Herrscht der Leichtsinn Ihres Kopfes, oder der Ernst Ihres Herzens da, wo Ihre heftigste Leidenschaft

spricht — wanken Sie zwischen beiden — ich begriff Sie nie ganz und konnte auch nicht, denn wie wenig kannte ich Sie durch mich selbst. Wie ich Sie kannte, interessierten Sie mich aus meinem Geschmack — den viele Leute falsch nennen — und einer seltsamen Übereinstimmung mit dem, was den leisesten, den halb unverstandnen Bildern meiner Phantasie schmeichelt. Ich hätte Empfindungen erregen mögen, wie Sie sie schilderten, und doch nicht die Ihrigen — denn mein Herz hatte sich von aller Wirklichkeit entwöhnt — ich wußte nicht mehr damit umzugehen. Das gab mir einen Ernst gegen Sie, den Sie nur erwidern wollten, und so, daß ich ihn nicht für natürlich hielt, zurückgaben. Vertrauen hatte ich für Sie nur durch andere. Daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurteilten, wußt ich sehr wohl, aber ich konnte auch darüber nicht offen sein, weil ich den letzten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schicksal erträglich machte, den letzten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikat, zu gut, zu sanft diese wegzuwerfen — vielleicht auch zu sehr eingeengt — behielt ich sie bei, und sie lebt selbst noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer schrecklichen Genugtuung rede....

Man liebt mich sehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfes wirft, das mir beides Äußerungen als Verdienst anrechnen läßt. Daß ich gehn kann wann ich will, macht, daß ich alles Ungemachs zum Trotz bleibe — das ist die Art von Trägheit, welche der hat, der den Tod nicht fürchtet.

Ich habe mir ein Ziel meines Bleibens gesetzt — dann weiter, wohin mein Genie reicht — denn ich fürchte, das Geschick und ich haben keinen Einfluß mehr aufeinander — seine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen — seine bösen Streiche will ich nicht achten. Wünsche hören auf bescheiden zu sein, wenn in ihrer Erfüllung unsere höchste und süßste Glückseligkeit läge — auf Wunder rechnet man nicht, wenn man sich fähig fühlt Wunder zu tun, und ein widerstrebendes Schicksal durch ein

glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen.

Meine Kinder sind liebe Geschöpfe. Daß Sie kämen, Meyer — mit sanftem und festem Schritt käme Ihnen eine Freundin entgegen in

Caroline

Caroline an Philipp Michaelis (?) [10]

Nach dem Tode ihres Töchterchens Therese

Marburg, Dezember 1789

... Ich war tätig, bis ich nichts mehr zu tun fand — dann setzte ich mich neben Lotte aufs Kanapee — meine Rose wurde still — die Malsburgen und Breidenstein knieten vor ihrem Bett — keins von den Mägden war gegenwärtig — alles wurde still — und ich wünschte sehnlich, daß doch diese Stille nie möchte unterbrochen werden. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ich, bewegungslos mit festgehefteter Seele — mich wieder bewegen müßte. Wo bist Du Geist der Schlummernden? Die Frage trat mir nahe unter Bildern, unter Ideen, vor welchen die eingeschränkte Menschheit nur dumpfen Sinn hat — und wenn sich diese Dumpfheit mit Sehnsucht nach deutlicherm Wissen mischt — und in denselben Vorstellungen auch das Gefühl des Verlustes erwacht — meine Brust arbeitete entgegen mit der Gewalt — die ich wohl kenne — allein ganz so noch nicht übte. — Ich blieb mit Lotten zuletzt allein — und rief nun die Leute, damit sie des Nachts bei der Entschlafnen wachen sollten. Sie kamen, und wußten noch nicht, daß sie tot war. Ob ich nachher schlief oder wachte, weiß ich nicht. Ich blieb ruhig — Auguste beschäftigte mich — sie schien es gar nicht zu merken — sie ging allein in die Stube — kam wieder heraus ohne weitre Äußerung, endlich sagte ich ihr, daß Röschen nun nicht mehr mit ihr spielen

könnte. Da brach es aus — sie schrie mit einem beinah widerwärtig heftigen Ausdruck: das sollst Du mir nicht sagen, Mutter! als wenn sie es vor sich selbst hätte verbergen wollen bis dahin. Ich kann Dir das Eigne davon nicht beschreiben — es schien innre Tiefe mit einer so sonderbaren Gedankenlosigkeit verknüpft — ich konnte nicht wahrnehmen, daß etwas in ihr arbeitete — und doch, wenn es auch nachher wieder zu Tränen kam, schien es Ausbruch verhehlter Regung zu sein. Jetzt mischt sie viel kindischen Leichtsinn in ihre Erinnrungen, welche sehr häufig kommen. Sie ruft Röschen — sie sagt: ich sehe sie, sie will nicht kommen, sie ist bei ihrem Vater.

Ich brachte den übrigen Tag in einer Gleichgültigkeit zu, in welcher ich mir nicht ganz bewußt war, wieviel ich dazu beitrug, sie zu erhalten — die Erschöpfung sagte es mir. Ich war am Abend so matt, daß ich nicht gehn konnte, und wie ich ins Bett kam, wurde mir sehr übel, und ich hustete Blut, welches die ganze Nacht anhielt, und worauf eine große Schwäche folgte. Ich gewann aber meine Kräfte bald wieder, und ward wenigstens nicht untätig. Meine Gesundheit ist seitdem gewesen, wie Du es Dir bei meiner Konstitution denken kannst — nur litt meine Brust und zog sich so zusammen, daß ich nicht grade sitzen konnte, und mitunter kam immer etwas Blut, welches vermutlich davon herrührte, daß es sich im Unterleib angehäuft hatte. Es ist mir jetzt doch erträglich zu Mut — ich bin zweimal spazieren gegangen — und mein Husten ist nur krampfhaft — die freie Luft stärkt meine Brust wieder. . . .

Lebe wohl, ich kann nicht mehr schreiben. Die La Roche schreibt mir heute, daß sie Dich erwartete — Du bist also vermutlich da gewesen. Sage Theresen, daß ich ihr wohl mit nächstem Posttag schreiben werde — weil ich gern will. Gott erhalte ihr, was ich nicht habe, und was nicht mehr zu haben, ich nie schwächer fühlen kann, da ich es mit voller Besonnenheit fühle. Nur noch ein Kind — und das holde, das mir so viel süße Erwartungen gab — hin — mit allem was ich für sie hätte tun können.

Marburg, 1. März 1791

. . . Unsre Familie ist zerrüttet durch Verdorbenheit, Unverstand, Schwäche und Heftigkeit der einzelnen Mitglieder. Der eine betet, der andre klagt das Schicksal an, der Grund des Übels liegt aber nicht jenseits der Wolken. — Meine Auguste hat keine großen Anlagen, sie ist leichtsinnig, aber gut wird sie werden — echt gut — ich darf sagen wie die Mutter, und vielleicht weniger Hindernisse äußern Glücks in sich finden. — Ich seh im Gang meines Lebens Ursache und Folge genau miteinander verflochten und will mich nicht gegen die Notwendigkeit auflehnen. Es gibt gesammelte Stunden, wo der tief — allem zum Grunde liegende — Schmerz über ein Dasein voll Widerspruch herrschend wird — er löst sich sanft auf, in jedes Geschäft, an welches die Gegenwart mich heftet, in den geringsten Genuß, den sie mir darbietet. — Dies ist auch Widerspruch — aber wir müssen den Göttern danken nicht konsequent zu sein.

Dürfen Ihre Freunde in Deutschland nicht darauf rechnen, Sie im Laufe dieses Jahres wieder zu sehn? — Antworten Sie mir bald — ich hoffe dies Paket erreicht Sie noch, ehe Sie Rom verlassen — Sie brauchen den Segen nicht, den Sie verlangen, aber er ist doch das einzige was wir Ihnen geben können. Übrigens, was T. als Geheimnis bewahren soll, werd ich nicht verraten. — Nehmen Sie meine ganze wunderbare Teilnehmung an Ihnen freundlich hin. Adieu.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel [12]

Leipzig, 18. Mai 1791

Mein Freund, der Ungestüm, mit dem Du bei der Abfahrt aufbrausetest, hat mich beunruhigt. Ich weiß, Du hast ihn noch nicht überwunden, sondern wirst der Laune sein wie so oft in

Göttingen. Aber Du mußt ihn überwinden. Du mußt Deinen Grundsätzen getreu sein, sonst denke ich, Du seiest nicht stark genung, Gott zum Trotz Dich glücklich zu machen. — Für mich war der Abschied sehr herrlich. Denn als ich Dich umarmte, fühlte ich sehr stark, daß Du auch mein bist, weil ich Dich liebe. Den Rückweg nach Hannover war ich in herrlichem Taumel. Ich biete Dir alles was ich habe und mehr als bis itzt gab — wegen der bekannten Mutlosigkeit. Diese zu überwinden brauche ich nur ein gewaltsames Aufraffen meiner Kräfte, — denn bei meinem Interesse an der Natur ist der Stoff unendlich. — Ich habe mich oft durch einen gewissen geistigen Schmutz, der allen Dingen anhängt, an Betrachtung des Interessanten hindern lassen. Es ist derselbe Stoff, die Welt, der dem dummen Wilden ekelt und dem erhabenen Betrachter zur Lust dienen muß. Mein Wahlspruch ist in diesen Worten

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf! Schüler, bade unverdrossen
Die ird'sche Brust in Morgenrot.

Ich bin bereichert durch die Briefe der B[öhmer]. Etwas unbegreiflich bleibt sie mir — nämlich wie bei der Erhabenheit die leichtbewegliche Phantasie und die Zartheit des Gefühls sein kann. Du darfst Dirs nicht gereuen (denn wenn Du diese heilige Idee entweihest, so würdest Du Reue fühlen) lassen. — Mit ihrer Erhabenheit sympathisiere ich, und das Zartere erreiche ich mit dem Verstande. — Ich glaube nicht, daß ich ihre Zartheit verletzen würde auch bei dem freiesten Verhältnisse …

20. Mai

Ich denke mir Dich in den Wirbel kleiner Sorgen und kleiner Geschäfte. Du wirst lernen, das Geringe durch große Zwecke zu adeln wie die B. — wie Geist über den Wassern schwebend. — Du bist oft zu ungeduldig dazu. — Die ganz poetische Bildung trägt dazu bei. — Der Zweck der Kunst ist die Schön-

heit des Lebens hervorzubringen, und das bewirkt sie auch. Wenn aber ein Mann mit sich selbst oder mit der Welt noch nicht ganz in Übereinstimmung ist, so fehlt es dazu an Kraft, und sie weckt grade das Gegenteil, die Harmonie eines Augenblickes macht die beständigen Dissonanzen fühlbarer; man erliegt desto mehr unter der Last der Alltäglichkeit. Es liegt dann etwas ganz Zerreißendes in der Poesie, welches ich aus Erfahrung weiß.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [13]

Leipzig, 4. Juni 1791

Fast bin ich besorgt, da ich noch immer nichts von Dir höre. — Ich kann mir denken, daß alles Neue Dir wenige Zeit übrig läßt für freundschaftlichen Genuß. Denn ich weiß, daß Du im Getriebe kleiner Sorgen so viel Schönes auf dem Fluge entwendest, wie Du kannst. — Soeben diesen Morgen las ich eins Deiner Lieblingsbücher. Herders Plastik — ich glaube seinen Charakter itzt mehr zu verstehen wie in Göttingen — es hat mich vergnügt mich in sein Wesen zu versetzen — und gewiß ist es das feineste seiner Werke, um mich eines Ausdrucks von ihm zu bedienen. Sehr zart und fein ist sein Sinn, aber auch empfindlich und verletzbar durch das kleinste. Seine Sprache ist wie eine blumenreiche Wiese und wenn sie sich erhebt wie der Regenbogen. In der Plastik ist sie sehr bilderreich und ich glaube orientalisch; es fügt sich ineinander wie ein Blumenstrauß. — Es fehlt ihm ganz an Kraft zum Widerstande; seine Klagen quälen mich noch widerlicher wie die des Rousseau. Echte Schönheit muß sich als Siegerin über das Schicksal zeigen. — Aber für das Schöne ist Herder zu zärtlich, und das Erhabene gar, das würde ihn niederdrücken. — Eine kleine Stelle für Dich wegen Herabsetzung der Landschaften: ‚die Tafel der Schöpfung schildern ist Ihnen unedel; als ob nicht Himmel und Erde besser wäre und mehr auf sich hätte, als ein Krüppel, der zwischen ihnen schleicht, und dessen

Konterfeiung mit Gewalt einzige würdige Malerei sein soll.' Einige seiner Klaglieder sind Dir zu nahe geworden; sie zerstören die Ruhe und lähmen den Mut. Einige Lieder von Goethe, unter andern die Worte, an die wir uns bei der Fahrt aus Hannover erinnerten, haben die entgegengesetzte Wirkung. Sie tönen mir oft noch vor und haben eine Zauberkraft. An ein solches Wort heftet sich so viel Erinnerung ehemaligen Entschlusses und Genusses, — so daß es plötzliches Licht in die Finsternis bringt.

Caroline an Philipp Michaelis [14]

Marburg, 22. Juni 1791

. . . Männer wirst Du wie Weiber unzuverlässig finden, wenn Eigennutz die erste Angel war. Du wirst sagen, was beweist das, außer daß die Menschen elend sind — statt einer Hälfte des Menschengeschlechts? Das ist schon etwas — denn man kann sich doch über die notwendige Unvollkommenheit des Geschlechts überhaupt eher beruhigen. Wer darüber wollte zum Schwermütigen oder zum Hasser werden, wär wenigstens um nichts stärker wie der gemeine Haufen. Die traurigsten Erfahrungen werden einen Mut nicht dämpfen, der in unserm eignen Busen die Quelle des schöneren Glaubens findet, auf den er sich unverrückt, in Überzeugung der Möglichkeit gut zu sein, trotz der Tausende, die schlecht sind, stützen kann . . .

Seit kurzem ist wahrlich erst für mich die Periode eingetreten, wo ich von Erfahrungen sprechen kann — ich hatte ihrer wenig. Sie machen mich weder betrübt noch irre. Niemand, der einen so tiefen Abscheu vor allem Niedrigen hat, kann mit mehr Elendigkeiten nmringt sein, wie ich. —

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [15]

Leipzig, 21. Juli 1791

Es ist mir lieb, daß Du mir schriebst, das einzige Unglück, welches Dir in Amsterdam zu drohen schiene, wäre: Dein Wesen

einzuschränken. Ich schließe daraus, daß Deine Lage gut ist — und dieses Unglück wird Dich hoffentlich nie treffen, auch nicht im spätesten Alter. Ich wünschte nicht, daß Du die Zeit Deiner Jugend und das Jugendliche in Deiner Liebe als Dein ganzes Leben ansähest. Die Jugend ist noch lange, und Du kannst wohl während derselben einmal *sie* lange sehen. Doch warum wolltest Du das Ende der jugendlichen Liebe als das Ende Deiner Herrlichkeit des Lebens überall betrachten? — Sie sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark und vollkommen gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken Deines eignen *bessern* Selbst sein könnte; dieses ist nicht Egoismus sondern es heißt sein eigener Gott sein. Und dieses kannst Du, ja es beruht nur auf dem Wollen, und diese Liebe wird nur wie eine Vorbereitung zu Deinem Leben sein. — Wenn wir im Ernst alles Enthusiasmus unfähig sind, dann ist es die rechte Zeit zur Abfahrt.

Sieh! die *Sonne* sinkt
Eh mich Greisen ergreift
Auf feuchtem Moore Nebelduft.
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein.
  Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich ein Feuermeer
Mir im Aug
An der Hölle nächtliches Tor.
  Töne, Schwager, ins Horn,
Rassle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Was könnte wohl eher die *Sonne* des Lebens genannt werden als der Enthusiasmus oder die Liebe? Ich wüßte nicht, zu was ein Alter ohne sie lebte, als etwa seinen Geist stückweise abfaulen zu sehen. —

Für das Mitgeteilte von B. danke ich sehr. Über die Fehlerlosigkeit denke ich ziemlich einig mit Dir. Im *strengsten* Ver-

stande ist das Vorgeben ebenso widersinnig als wenn jemand sagte, er hätte einen Körper gefunden, der eine ganz vollkommne Kugel sei. — Wir verstehen aber, denke ich, darunter ein mittleres Maß an allen Seelenkräften, ein Mensch, der es besitzt, lebt recht ordentlich und anständig, ist ziemlich liebenswürdig, ziemlich klug und tut das, was die Menge mit Verehrung nennt. Er schweift also nirgends sehr ab, stößt nicht an; mit einem Worte, er hat so etwas der Tugend ähnliches, in kritischen Fällen, wo eigentlich mehr dazu gehört, muß ihm der liebe Gott helfen. Er ist alles was ein gewöhnlicher Mensch sein kann. — Die Bildner der Menschen haben ihre Einrichtungen als Staaten und Religionen, und in kleinen Kreisen Gewohnheiten und Kursivmoralen, an die man glaubt durch Ehre und Schande, nach den allgemeinen Eigenschaften der Klasse recht sehr gut gemacht, um die Menschen unschädlich und doch auch ein klein wenig gut zu machen. Für gewöhnliche Menschen verdient daher der Inbegriff dieser Eigenschaften, welchen Du Fehlerlosigkeit oder Rechtlichkeit nennen kannst, alle mögliche Empfehlung, und laß uns ja das Genie nicht machen wollen. Das wahre Genie oder der Reichtum kann sich nicht in diesen fremden Maßstab fügen, bald überspringt es ihn weit, bald bleibt es zurück. ...

Das Gedicht an den Ästhetiker gefällt mir sehr gut; es ist ernst und der Tadel grade wie ich ihn billigen kann. — Da ich sehe, daß Du poetische Laune hast, so schlage ich Dir ein Sujet vor — das Genie. Mich wundert, daß Du nicht schon darauf gefallen bist. Die Form wirst Du am besten zu wählen wissen. Oder Du könntest auch einen prosaischen Aufsatz darüber schreiben. Meine Gedanken über das Genie weißt Du ziemlich. In Wahrheit, es ist die eterna fontana des Lebens. — Es scheint wirklich, als wären diese wenigen eine ganz andre Art Wesen, die mit den andern nichts gemein haben. Es wird mir dieses immer mehr und mehr deutlich. — Es fehlt den andern nicht an dem Willen, sie lernen die Lektion recht fleißig, und doch

können sie mit allem Ernst einen sehr leichten Zweck nicht erreichen.

Ich bitte um die Romanze im spanischen Geschmack. Von den Gedichten wünsche ich: Hinaus! mein Blick ins Tal usw., dann zwei, die Du mir nicht gezeigt, sondern nur vorgelesen hast. Eins bei Gelegenheit, daß Du ihr schriebst, Du wolltest eher alles aufgeben als Deine Göttin entgöttern lassen; die nähere Veranlassung sagtest Du mir nicht. Du sagtest es mir in meiner Stube diesen Winter, das dritte sagtest Du mir vorigen Sommer des Abends bei Dir; es ist voll Verachtung des Lebens, es war das erste, was Du mir sagtest.

Mit Deinem Urteile über C. R[ehberg] bin ich fast ganz mit Dir einig. Daß Du sie interessierst, weiß ich, aber sonst nichts spezielles, als daß sie einige Vorurteile gegen Dich hat, z. B. mit der Eitelkeit. Es kann möglich sein, daß Du einen solchen Eindruck auf sie gemacht, wie du glaubst. Schreiben wird sie Dir aber nicht, wenn ich sie kenne: aus der Ursache, die Du anführst. Du müßtest wenigstens Deinen Briefton, der ihr zu hoch und zu fein sein würde, sehr akkomodieren; sie kann ihren Ton nicht modifizieren; er ist simpel, grade und gemäßigt, bisweilen grenzt er wohl ans Schwatzhafte. Seit der Zeit, da Du sie am meisten gesehn, ist sie viel ernsthafter geworden und fühlt auch das Leere ihrer Lage sehr lebhaft. Sie setzt ein Mißtrauen in sich, und denkt nicht sehr hoch von ihrem ganzen Geschlechte; und ich glaube, daß dabei zum Teil ein richtiges Gefühl zum Grunde liegt, wie weit ihre Kräfte gehen. An Anlaß zum Vortrefflichsein fehlte es nur wenigen Menschen*) und ihr gewiß nicht, da sie schon mit vielen vortrefflichen Menschen in Verbindung gestanden; doch könnte sie noch jetzt mehr sein, als sie in ihrer Familie ist; denn der Bruder beherrscht sie ganz in ihrem Urteil über ihre und fremde Handlungen. Und doch ist es außerordentlich, wie sehr sie diesen durch-

*) Denn eröffnet uns nicht eine auch nur verloren hingeworfne Spur eines Edlen eine ganz neue Welt? Wie geringe Anlässe hatten die Vortrefflichsten, die ich kenne?

2*

sieht. — Ihre Ideen zu erweitern oder eigentlicher ihren Geist zu befreien, würde daher nicht gut möglich sein, solange sie in der Familie lebt, und ist vielleicht überall zu spät. Du hast recht, zu sagen, daß sie so schon liebenswürdig ist. — Ihr Umgang mit Mannspersonen verrät geringe Kenntnis der Dinge, in der Art wie sie öffentlich mit ihren Empfindungen ist, und auch sonst, ich weiß es nur nicht gleich auszudrücken. — Doch glaube ich, sie hat Seele, was viel ist.

Über Papen muß ich die alltägliche Bemerkung machen, daß Du von Marburg kamst, wie Du ihn jetzt sahst; wie bist Du so liebenswürdig gewesen, und wie schien Dir die Welt so liebenswürdig. — Er ist fünf Tage hier gewesen, ich habe ihn nicht verlassen und habe ihn auch oft allein gesehen, so daß ich ihn recht genossen. — Aber kaum mag ichs sagen, als er weg war, schien mirs, ich wäre ihn satt. Es war dies nur die Empfindung einer Zeit, wo ich in Ekel an mir und meinem Leben versunken war, und keinen Ausweg als das Ende sah. Doch meine Leidenschaft für ihn ist erloschen. Mein kaltes Urteil ist: Größe hat er nicht. Man wird immer von ihm sagen können: er könnte lieben oder er kann lieben; aber geschehen wird es nie. Was er von Dir denkt, habe ich nicht erforschen können. Ich mache mir nichts draus, alle seine Delikatessen zu beleidigen, wenn es nötig. Doch tue ich es nicht gern oft.

Wir bleiben bei unsrer Gewohnheit; Du indem Du viel schreibst, und ich da ich viel lese. Im Anfang las ich einige ästhetische Sachen, besonders Heydenreichs Ästhetik zweimal mit Interesse; doch bin ich nicht befriedigt. Nachher habe ich mich in deutscher Literatur im allgemeinen umgesehen, in der Absicht, einen feinen Takt in der Muttersprache zu erlangen. Und wenn ich künftig ohne Zweck lese, so werde ich dies auch fortsetzen. Es ist zuviel, als daß ich davon schreiben könnte. Thümmels Reisen haben Dir wohl zum Teil deswegen gefallen, weil Du eben nach Marburg reisen wolltest. Die Briefe an Theokles sind das Bouterweckschste von Bouterweck, sind mir aber weit interessanter als der Donamar.

In Klingers Schauspielen habe ich viele großgedichtete Charaktere gefunden, besonders in der Medea, der neuen Arria, dem verbannten Göttersohn, und dem Derwisch, obwohl wenig Dialog. Im Paul Flemming ist manches gefühlvolle Lied; besonders ein Sonett, das er drei Tage vor seinem Tode gemacht:

An Kunst und Gut und' Ehren war ich reich und groß,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren
Meine; frei. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren. usw.

An Schillers Werken habe ich viel gefunden. Doch auch mitunter fallen mir dabei die Zeilen ein:

Mit Tugendsprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt ein jeder bei sich allein:
So ein Mann magst du auch wohl sein.

Nachher war ich einmal in einem sonderbaren Humor über alles zu lachen; da las ich viel in Voltaires kleinen Erzählungen. Ich bin willens, ihn noch einmal recht zu studieren; es ist ein großer, eigentlicher ein superieurer Mann. Wenige haben wohl die moralischen Eigenschaften der Klasse so eingesehen und übersehen; zu einer Perfektion kann man es hierin wohl nur in einer großen Stadt bringen. Sein Witz zeigt das Verhältnis der gewöhnlichen Dinge zu einem superieuren Geiste, der guter Laune ist; seine Sprache ist präzis und stark, nur im Ernsthaften wird er leicht lahm. —

Jetzt studiere ich zu einem bestimmten Zweck die Geschichte des Untergangs der römischen Republik. — Hier entsteht nun die Frage, wie die Römer das große Volk wurden? — Die Größe einer Nation, glaube ich, läßt sich immer besser aus der Freiheit oder dem Entschluß als aus dem Schicksal erklären, obwohl das Äußere auf die Art der Größe Einfluß hat. — Der Mensch ist leichter nach einem Vorbilde vortrefflich als Erfinder. Wenn nur in einer Nation einige auftreten und in irgend einer Vortrefflichkeit ein Vorbild zeigen, so wächst diese wie ein Schneeball. —

Als nun die Größe des Reiches die alte Konstitution umwarf, so entstand ein nie wieder gesehnes Schauspiel, daß eine kleine Zahl wahrhaft kolossalischer Menschen sich um die Herrschaft der Welt stritt, und zwar einer erleuchteten mut- und tatvollen Welt. —

Mi fur mostrati li spiriti magni
Che di vederli in me stesso n'essalto.

Die größten scheinen mir Cäsar, Cato und Catilina. Doch grandiosi sind sie fast ohne Ausnahme, ja ihre Laster sind erhaben. — Das was bei uns oft der edelste Teil des Lebens ist, war bei ihnen Vorbereitung; nämlich die Beschäftigung mit den besten Wissenschaften*) und Künsten, Leibesübungen und Reisen durch die schönsten Teile der Erde bis ins dreißigste Jahr, da unterdessen die kolossalischen Taten eines Sulla vor ihrem Auge geschahen. Erst alsdann fing ihr Leben an, da unseres oft schon aufhört. Freilich denke ich, es hätte bei diesen Anlässen mehr geschehen können, und vielleicht waren nur zwei Genie, Cäsar und Cato, die andern wollten nur auch gern Villen haben und Murenen essen, oder wie Cicero sich im Senate reden und bewundern hören. Allein auch noch Cicero würde unsern Thronen Ehre machen. Eine Eigenschaft war dem ganzen Volke gemein, nämlich die Verachtung des Todes; es verdient den Beinamen prodigus animae grandis. Doch ich habe das Studium erst angefangen und in einigen Wochen werde ich Dir besser darüber schreiben können.

Du siehst, daß ich nicht müßig bin; mein Geist ist regsamer wie in Göttingen. — Ich setze mir gewisse Ziele, die ich denn mit allem Eifer zu erreichen suche: das muß sein, wenn ich Ruhe haben soll. Umgang habe ich ziemlich viel; ob ich gleich noch niemand sah, nach dem ich etwas früge. — Doch mit Heydenreich, den ich oft sehe, ist der Umgang wenigstens nicht ganz uninteressant.

*) Und die Erwerbung der Kriegskunst, Rednerkunst oder Staatskunst in der höchsten Vollkommenheit.

Das juristische Studium betrachte ich viel ernsthafter wie Du. — Es scheint mir viel seiner bürgerlichen Bestimmung gut zu erfüllen, und ich werde immer darnach streben. Erlaube mir Dir hierüber meine Theorie mitzuteilen. Ein ganz vollkommener oder wie Schiller sagen würde, ein gereifter Querpfeifer erfüllt doch sein Wesen, nämlich die Querpfeiferei. Aber wer nicht ist, was er ist, und wäre er Gott, der macht sich selbst zu nichts, ja zu weniger als nichts, denn alles was er ist, ist verneinend. — Bin ich genötigt, etwas zu sein, so gehört die vollkommene Erfüllung desselben mit zu der Auflösung von allen den Aufgaben, die mir das Schicksal vorlegt. — Auf den äußerlichen Erfolg dürfen wir nicht sehen; denn wenn wir auf diesen bei unsren Handlungen sehen wollen, so sind wir nur arme Lastträger des Schicksals. Es beruht alles auf dem Bewußtsein, daß der Querpfeifer, wenn er einen guten Pfiff tut, eben so gut hat, als Gott, wenn er eine Welt macht. — Da der alte Saturnus aus sonderbarem Eigensinn das Arbeiten mit dem Essen und dieses mit dem Leben in sehr genaue Verbindung gesetzt, so siehst Du, warum ich ersteres ergreifen muß. — Schlecht mag ich aber nichts machen. — Deine Karriere wäre gar nicht für mich, und von der Professorei mag ich heute Abend gar nicht reden, ich bin zu aufgeräumt dazu....

Das Kapitel am Ende Deines Briefes ist lang; nämlich von den Weibern. Wenn es nicht eine Lage ist, wo ich es nicht kann und darf, so versteht sichs. Doch, glaube ich, ist daran nicht viel zu denken. — Die Weiber im ganzen sind noch platter für mich als die Männer im ganzen. Es müßte sich sonderbar fügen. An Umgang mit gewöhnlichen Weibern finde ich wenig Geschmack; weit mehr z. B., einen Mann zu meinem Zweck zu lenken. Einer die ich nicht liebe die Cour zu machen bin ich zu stolz. — Sinnlich bin ich sehr; allein zu sehr, um deswegen am Umgang mit jungen Weibern Gefallen zu finden; indessen habe ich mir vorgenommen, diesem Hange nicht zu folgen, da es mir gegen die Würde der Gesinnungen zu sein scheint, sich mit der Kreatur so

gemein zu machen. Doch verdenke ich es niemand, der nach andern Grundsätzen handelt.

Caroline an Meyer [16]

Marburg, 11. Juli 1791

Wenn Ihr Weg sich einmal durch meinen Wohnplatz kreuzt — wenn der Pilger, der es so fremd findet, daß ich Teil an ihm nehme, an die Tür klopft, die zwar nicht mein ist — denn ich habe ja so wenig ein Eigentum wie er — die ich ihm aber doch öffnen kann, und ihn neben mir ausruhen heißen darf — dann werd ich ihn über vieles gern hören wollen, und ihm manches zu sagen haben. Ich wünsche das innig, weil ich Sie ganz kennen und nicht eine falsche Vorstellung mit der andern verwechseln möchte. Kann man so getrennt, so entfernt je die richtige fassen? Lieber Meyer, Abwesenheit ist der Tod der engsten Verbindung — man hört auf sich zu verstehn — sollte man sich in ihr verstehn lernen können? Es ist möglich, daß der Grund dazu gelegt wird — zumal in unserm Fall, da uns außerdem nie ein ununterbrochner, ungestörter Umgang vergönnt war — ich meine auch davon hier überzeugt zu sein — eine Ursache, um desto inniger zu wünschen. Sie würden mir nützlich sein, denn Sie kennen die Welt, ohne daß Ihre Erfahrungen Sie über die Begriffe, nach denen man sich selbst in ihr zu regieren hat, gleichgültig machten, und ich bedürfte den Rat eines solchen Mannes. — Ich wäre Ihnen wohltätig — denn Sie würden das Gute überwiegend finden, und in den Abweichungen eine milde Gleichheit wieder erkennen — in der Geschichte Ihres Lebens darf keine Stunde, die Sie so zubrächten, übersehn werden. — Allein darum haben Sie sich schon betrogen, daß Sie meinen Rat einer fremden Eingebung zuschrieben — und wirklich — warum sollte er sich nicht mit mir vereinigen lassen? Solange das Leben Ihnen lästig ist — warum es endigen? Das wär ein Mutwillen, der

sich nur nach Erschütterung und Veränderung sehnt. Sie werden dann morgen wie heute Menschen finden, mit denen Sie das Vergnügen Ihres Daseins teilen. Vergnügen ist Nutzen — wer möchte unternehmen, die Grenzen zwischen beiden zu bestimmen? Ich halte also nicht das anscheinend unbestimmte Ihrer Lage für das Unglück, welches nur in den Flammen zu ersticken wäre. Aber ich glaubte die Möglichkeit eines Zeitpunkts vorauszusehn, wo die Fülle der Vergangenheit einen zu schneidenden Kontrast mit der Aussicht ins Künftige machen könnte — wo eine lange Arbeitslosigkeit Ihren Geschmack an Anstrengung zu sehr geschwächt haben möchte, um neue Welten zu erschaffen, und alsdann war das Ihre Zuflucht, was ich mir unter manchen Umständen, auch für mich, als den letzten glücklichen Augenblick — als das letzte Auflodern jugendlicher Kraft denke. Wenn diese Idee in der Anwendung auf Sie unrichtig war — wohl! so wird mir leichter — denn der Gedanke an Sie lag zu Zeiten schwer auf mir. Ihre Sorglosigkeit war mit zu vielen Rückblicken vermischt, als daß ich sie hätte für so rein halten können, wie meine heitre Ergebung. Und der Ton Ihres letzten Briefs war auch noch nicht der, welcher Ihre Freunde beruhigen durfte. — Ich tadle Sie nicht — Sie fühlen mit männlichem Widerstand, wo sich der weibliche Geist hingibt, und im Hingeben neuen Genuß entdeckt, und oft Beschäftigung statt herber Kränkung findet. — Mancher scheint bestimmt vom Zufall nichts zu hoffen und alles zu fürchten zu haben — und ich habe Ihnen längst gesagt, da geb ich Ihnen als Bruder die Hand. Muß aber nicht die Folge unsers eignen Wesens vom Zufall unterschieden werden? Wer da fordert, daß die Menschen von ihrem eigentümlichen Weg abweichen sollen, begehrt nicht die Gunst des Geschicks, sondern Wunder vom Himmel. Ihnen ists Prinzip, das zwar nicht von der Gerechtigkeit eingegeben ist, allein dennoch auf eine weise Verteilung abzweckt, für den Unbedeutenden immer mehr wie für den Bedeutenden zu tun. Mit dem besten Willen wissen sies nicht besser einzurichten — sie setzen sich leichter an die Stelle des ersten,

und der letzte scheucht sie zurück — ja sie vergessen nicht selten über den Anteil an ihm, daß etwas für ihn zu tun ist, und über die Unabhängigkeit, die sie in ihm entdecken, daß er etwas bedürfe. — Ich will nicht predigen — nicht trösten — Ihnen nur sagen, wie ichs ansehe. Es gibt viel andre Seiten, die ich nicht falsch zu nennen wagte — wenn sie nicht das Übel vermehrten; der Veranlassungen manche, wo es mir auch kostet diese zu behaupten. Doch bleibt der feste Wille Sieger — er hat ja das Begehren nach Freude mit in sein Interesse gezogen. Göttern und Menschen zum Trotz will ich glücklich sein — also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält — ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen. Wenn es gelingt, dann ergreift sie das kindische Herz wohl noch auf einer süßen Regung des Danks gegen die Mächte, denen es Trotz bot. Das ist eine täglich wiederkehrende Geschichte. Ich habe Gelegenheit mich zu üben — die Zeit der Ruhe ist die der höchsten Unruhe für mich, weil sie statt des Ungemachs mir die Furcht desselben gibt. Das Detail davon ist nicht zu geben, auch wenn ich wollte und möchte, nur das glauben Sie: unter den tausenderlei Mischungen von Menschenschicksal kann nicht leicht eine peinlicher sein — es ist so, daß ich mir kein Verdienst daraus mache, sie zu ertragen — das wahre liegt darin, sich ihr zu entreißen — und binnen eines Jahres muß das auch geschehn. Bis dahin nehm ich, wie bisher, die nächsten Verhältnisse für die fremdesten, da ich nicht mit Liebe in sie eingehen kann — und was ich in Rücksicht auf sie tun muß, ist der Gegenstand meines Spottes — freilich eine ermüdende Zeitkürzung. Sie umzuändern ist nicht möglich, ich entziehe mich ihnen also so oft ich kann — indessen halten mich meine kleinen Beschäftigungen, die Frohheit meines Kindes und meine Erinnerungen hin — die beständig gegenwärtige Übersicht des Ganzen hütet mich vor Ermattung — und dann und wann begeistert mich ein Projekt für die Zukunft, das mich mit schönen Erwartungen für den Augenblick täuscht, ohne den Mißmut fehlgeschlagener Erwartungen in seinem Gefolge zu haben — mit lächelndem Sinn entdeck ich

den Betrug, eh er sich festsetzen konnte. Das Unmögliche bleibt Vorstellung — das Mögliche wird Entschluß. So bin ich mit beklemmter Brust und mit freieren Atemzügen. — War ich immer so? Nein, ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, eh ich zu diesem reineren Gottesdienst zurückkehrte — zurück — denn gegründet lag er immer in dem sanften Mut meines Herzens — meine Handlungen folgten diesem Zuge, wenn auch meine Denkart wechselte — und wenn gleich nicht stark genug, stets die Fesseln eines widersprechenden Einflusses zu brechen, fand ich doch mir selbst überlassen den Weg bald, den ich nach einmal erlangter Freiheit unverrückt gehn werde. — Entsagungen waren und bleiben notwendig, um so zu genießen — also werd ich nicht weichlich werden. Aber Genügsamkeit allein kann mich nicht befriedigen — sie wäre nur Begrenztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauscht würden, aus welchen der Bessre am unerschöpflichsten zu schöpfen trachtet.

Sie nennen unter den Orten, die Sie auf Ihrer Reise nach Hamburg berühren werden, einige, die meinem verwünschten Schloß so nah liegen, daß Sie es kaum vermeiden können — und sagen mir nicht, daß ich Sie sehn soll? Ich soll also bitten, denn warum Sie mir aus dem Weg gehn wollten, das wüßt ich nicht. Wenn dies Blatt, mit welchem ich mich wieder verspätet habe, nicht der rechten Zeit verfehlt — so rechne ich auf Ihre Erscheinung. Finden Sie die Verspätung nicht wunderbar — es kostet mir Überwindung zu schreiben, wo es nicht so ganz in den täglichen Faden meines Lebens verflochten ist — es macht mich ungeduldig, deutliche, lange gefaßte, stündlich ausgeübte Überzeugungen hinzuwerfen, oder von einem herzlich innigen Gefühl zu erzählen. Allein lassen Sie sich darum nicht abschrecken — das Geschäft wird mir, Ihnen gegenüber, immer leichter werden. — Jetzt arbeiten manche Ideen in meinem Kopfe, die ich Ihnen mitteilen würde, um die Ihrigen dafür zu hören — ich denke ernstlich an eine Veränderung meines Aufenthalts — aber das wie und wo

liegt noch in Dämmerung. Eingeschränkt wie ichs bin, muß irgend eine Spekulation der Ausführung vorhergehn, nur abenteuerlich darf sie nicht sein. Der Mutwillen meines Geschmacks würde mich leicht dazu hinneigen — die späteren Folgen und Rücksichten für andre, für mein Kind, halten mich zurück. — Meine Weltkenntnis reicht nur hin, mich über nichts erstaunen zu lassen, und in alles mich zu finden — nicht um vorherzusehn. — Meine Menschenkenntnis betrügt mich noch oft — und leider um so öfter, je näher mir der Gegenstand meines Urteils steht — ich bin allein — ohne schützende, forthelfende Verbindungen — meine Freunde fordern Rat von mir — es fällt ihnen nicht ein, mir welchen zu geben — dem sich selbst überlassnen Weibe. Sie haben insofern recht, daß ich mich von jeher gewöhnt habe, nicht auf Hilfsmittel zu bauen, die ich nicht in mir selbst fand. — An einen völlig unbekannten Ort kann ich mich nicht wagen — ich habe etwa zwischen Gotha, Weimar und Mainz zu wählen — und dann da meiner Existenz, die ich eignen Bemühungen verdanke, den möglichst anständigen und anziehendsten Anstrich zu geben — das erste für andre — das letzte für meine eigne Phantasie. — Mainz hätte zwei große Anlockungen — die Gegend — und Forsters, aber es ist auch weniger geschickt, weil es der Veranlassungen zu Depensen und Prätensionen zuviel hat — und weil ich — nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich fühle, daß es so am besten für mich ist — meinen eignen Weg gehn muß. Kann man das — und Therese lieben — kann mans, und sie sich erhalten wollen? — Damit verdamme ich sie nicht — was von ihrer Gewalt zeugt, zeugt nicht gegen sie — auch Ihre Aussage nicht, mein lieber Meyer! Sie können recht in manchem haben und sie ist nicht verdammenswert — Sie sind aber in vielem ungerecht — und wer ists dann? — Sie sind ungerecht wie — ein Mann! Ich höre nicht auf Sie. Therese kann dem Bild gleichen — das Bild ist doch nicht sie — warum zeichnen Sie aus dem Hohlspiegel, der den erlauchten Fremden auf der Gött. Bibliothek vorgewiesen wird? Einige Beschuldigungen können gegründet sein — als wüßten Sie

nicht, daß bei vielem Licht starker Schatten ist! Ich möchte sie einzeln durchnehmen — wenns nicht zu weitläufig wäre. Beurteilten Sie sie immer so, oder kennen Sie sie nicht mehr? Vielleicht ist sie verändert — genug sie ist so wenig, was sie aus ihr machen, daß sie vielmehr Ihren Umgang genutzt zu haben scheint. Ihre Unglücksucht — in der Sie die konvulsivischen Bewegungen einer großen Seele nicht verkennen werden — hat sich in Liebe zu häuslichem Frieden verwandelt — sucht sie sich durch den sanfteren Hang nur über die innere Unruhe ihres Herzens zu täuschen — was kann sie dafür? Aber liebenswürdig, wohltätig ist sie in dieser Erholungsstunde. Wo sie das letzte nicht ist, da steht ihr ein Grad von Energie im Weg, der ihr verbietet tolerant zu sein. Wo sie drückt (?), da ist sie mehr wie andre. Es ist keine Vereinigung mit ihr möglich, außer wo Wahn und aller Trug der Liebe hinzukommt — was ihre Zusammensetzung darin den Menschen entzieht, gibt sie in sonst nie gekanntem Maß dem einzelnen wieder, der die individuelle Stimmung hat, sich ihr hinzugeben. Sie ist wenigen alles — soll sie lieber vielen etwas sein? Mir ist sie das interessanteste Schauspiel, und es widersteht mir zu denken, daß ich ihre freien Wirkungen hemmen wollte — nur das wäre bei der Kur gewonnen, die Sie vorschlagen — ein Mann, wie Sie ihn beschreiben — aber freilich unrichtig bezeichnen — denn die Vereinigung zwischen diesen beiden müßte fürchterliche Folgen haben, oder in drei Tagen aufgehoben werden. Wie werden Sie einst über seine Stumpfheit erstaunen! — Könnt es Ihnen Freude machen, ein außerordentliches Geschöpf von kleinen Leidenschaften geneckt zu sehn? Das hätte ein solcher Mann in seiner Gewalt — mehr nicht. Therese ist ihrer fähig, wie der erhabenste Mensch, weil er Mensch ist, dem Los der Unvollkommenheit nicht entgeht — ein mittelmäßig gutes und solides Weib wird vielleicht die Klippe der Eitelkeit vermeiden, wo sie es nicht tut. Ihre Kühnheit dabei löscht die Schwäche darin aus. — Mit wenigen Gaben kann der verdienstloseste unter euch die vorzügliche unter uns fesseln, durch Ungewißheit, durch Beweg-

gründe, die man um ihrer Geringfügigkeit willen zu überwinden nicht der Mühe wert achtet, deren Aufopferung in der Seele kein Gleichgewicht, im Bewußtsein der dabei angewendeten Stärke, findet. Der denkende Mann wird ohne Anstrengung erobert — der Tor durch Reize, denen wir, weil sie uns fremd sind, weil sie einer gewissen Verdorbenheit der Einbildungskraft, die in unserer Kühnheit gegründet ist, schmeicheln, nachstreben. Das alles liegt im Umfang unserer Empfänglichkeit — diese in unserer weichen Organisation — o was wollt Ihr doch? — Gestehn Sie mir — Sie haben aus dépit so gesprochen — ich würde es an Ihnen lieben — wer des dépits noch fähig ist, dessen Gefühle sind nicht abgeschliffen und können noch reich an Freude für ihn werden. — — Übrigens ist sie wohl und ihr Wochenbett glücklich vorüber. — — Sie hat ein Mädchen, das Luise heißt. — Wenn ich gleich Bedenken trage, neben ihr zu leben, so wird sie doch ihre Verteidigerin an mir nicht verlieren — und wenn ich auch wüßte, daß sie die meinige nicht in gleichem Fall wäre, so muß ich sie doch lieben. Eben weil ich so an sie gezaubert bin, kommt es mir in den Sinn, sie zu fliehn. — In Gotha herrschen noch alle gute Vorurteile für mich, und ich kann mir einen Ruf geben, wie ich ihn zu meinen Absichten brauche. Weimar ist in der Nähe, wo es allerlei industrieuse Leute gibt, die meine Hand- und Kopfarbeiten brauchen können. Schreiben Sie mir etwas darüber. — Ich wollte Sie wären in Paris und könnten mir sagen, wie es dort seit der verunglückten Flucht des Königs aussieht, welche Häupter das Volk leiten, das sich von Freiheit begeistert dünkt, und ob sich die wütenden Wellen verhaßter Übertreibungen bald legen werden. — Hätt ich noch Platz, so schrieb ich Ihnen literarische Dinge — von Schiller, der Bürgern um alle menschliche Ehre rezensiert hat, und Bürgern, der sich nur durch Ironie zu helfen weiß — eine Waffe, die in den Händen der meisten Schriftsteller, weil sie meistens Männer sind, verunglückt und à plus forte raison in der seinigen — auch von Bürger dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seligen Frauen in der lebendigen rächen — von

Schlegel, der in Amsterdam gut ißt und trinkt und Hofmeister ist — aber Sie sehn, ich muß enden. Leben Sie wohl.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [17]

Leipzig, 26. August 1791

Mein Studium der römischen Geschichte ist schon seit einiger Zeit geendigt. Ich hatte die Absicht, zu versuchen, ob sich nicht der ganze eigentümliche Charakter dieser Nation in der Darstellung eines ihrer Heroen und einer ihrer Katastrophen zugleich in einem Bilde vereinigt geben ließe: ein Kunstwerk, welches die tätigste Wirksamkeit dieser Nation in einem Brennpunkte vereinigen würde. — Allein etwas so ganz Fremdartiges läßt sich wohl in abstracto erfassen, aber es in concreto wieder lebendig zu machen, ist schon meinen Kräften ganz unmöglich. — Doch hat mir die Sache viel Vergnügen gewährt. Ich faßte den Gedanken schon vorigen Winter. — Es lag auch der Gedanke dabei zum Grunde — es mit mehrern Nationen auf diese Weise zu versuchen — den Charakter einer jeden in der höchsten Vollkommenheit zu geben, soweit diese in concreto dargestellt werden kann, um so den Geist durch die Betrachtung der verschiedensten Vollkommenheiten immer höher zu führen. — Montesquieu, Ferguson und Middleton habe ich gelesen. Letzterer ist mir außerordentlich brauchbar gewesen. (Herder enthält viel Vortreffliches.) Die ersteren beiden sind doch etwas pedantisch. Unter den Alten las ich vors erste Plutarch, Sueton und Lucan, bis ich die Sache aufgab. (Indessen enthält schon Middleton die reichhaltigsten Auszüge aus allen Schriftstellern über die Zeit, wo Cicero lebte.) Was indessen den Charakter betrifft, da muß man sich selbst forthelfen; auf alle data, die dazu führen können, achten und zwar muß man sich ordentlich Regeln darüber machen; und von dem Gefundenen muß man dann ungefähr weiter schließen. Von einigem Nutzen ist mir ein neues Buch von Moritz: Anthusa (ein

Beiname von Rom) oder die Feste Roms gewesen. Es gefällt mir besser als die griechische Mythologie, und wenn er so fortfährt, so glaube ich, kann er noch sehr gut werden. — Überhaupt aber, beiläufig gesagt, glaube ich, möchte er wohl den Winckelmann in der Philosophie und in der Gelehrsamkeit machen; die Manier ist nun wohl da, der Geist aber fehlet. — Man sieht aus dem Buche, wie sich die Religion der Römer an ihr tätiges Leben auf alle Weise anschloß, an Ackerbau, Krieg, Rechtspflege und Bürgerpflicht. — Die ganze Arbeit hat mich jedoch bereichert; ich habe lebhaft empfunden, daß es unendlich viele Vortrefflichkeiten gibt und zwar ganz verschiedene entgegengesetzte, und in dieser Rücksicht habe ich an der Geschichte der Menschheit sehr vielen Geschmack gewonnen. Es stößt mir aber hier wiederum eine traurige Bemerkung auf, daß so wenig Gutes darin vorhanden, da doch historische Kenntnis aller Art der Liebling und der Charakter des Jahrhunderts ist. — Zum Historiker in jedem Fach gehörten erstlich Fleiß und Treue und Ordnung wie die eines Linné; schon dieses ist selten; aber an der Liebe, die notwendig ist, fehlt es fast gänzlich in der allgemeinen Engherzigkeit. —

Von Meßprodukten ist mir besonders merkwürdig gewesen Sakontala, ein indisches Schauspiel aus dem Englischen von G. Forster. Äußerst interessant wegen der Fremdartigkeit: es sind viele feine Empfindungen darin; die Charaktere sind ein wenig flach; der Dialog und besonders die Handlung haben einen langsamen matten Gang: überall glaubte ich die Spuren des Klimas darin zu entdecken. Die Sache hat Lärm gemacht. —

Dein Urteil über Voltaire gefällt mir sehr gut. Ich habe seit der Zeit noch alle seine kleinen philosophischen Schriften nebst seiner Lebensbeschreibung gelesen. Er scheint ganz eigentlich von der Natur gebildet, um Fehler oder eigentlicher — Widersprüche zu bemerken; er fühlt sie allenthalben zuerst, und zwar oft in Dingen und Beschäftigungen, deren Geist er gar nicht einsah, besser als tiefe Kenner derselben. — Etwas in Kontrast hiermit

steht der wunderbare Enthusiasmus für den Lockianismus, der bis zum ridicule geht. — Ich hatte noch vieles über ihn zu sagen, aber grade in diesem Augenblicke will es sich nicht zu Papier bringen lassen. — Überhaupt, glaube ich — könnte ich großen Geschmack gewinnen an dieser Art der Lektüre — die Schriften und das Leben eines großen Mannes zusammen zu vergleichen und mir ein Ganzes daraus bilden. Es kann zu vielen Gedanken Anlaß geben — indem man alles Bemerkte zusammen nimmt, so gut als möglich auf etwas Gemeinschaftliches zurückführt, indem man dies weiter ausführt, wie es in der höchsten Vollkommenheit gewesen sein würde, — indem man sich zu erklären sucht, wie es wurde, und wie es sich nach der jedesmaligen äußern Welt modifizierte und an sie anschloß, indem man auf die Übergänge und Änderungen achtet, oder die Anomalien zu entdecken sucht usw. — Je nachdem es die Eigentümlichkeit oder die Stimmung des Betrachters mit sich bringt. — Diese Betrachtung erhebt den Betrachtenden selbst und wirkt tätiger in ihm als Moral oder das Idealschöne der Künste. Die Moral gibt nur Ideale, deren Anschauung ganz unmöglich ist, und die nur in abstracto betrachtet werden können. Da Poesie und Malerei gewöhnlich auf Eins konzentrieren (sei es eine Handlung oder ein Charakter oder eine Leidenschaft usw.), so geben sie die Vollkommenheit in idealischen äußern Verhältnissen oder geben doch nur ein abgerissenes Stück, nie die Vollkommenheit in einem ganzen Menschenleben. Das Leben eines außerordentlichen Mannes hingegen zeigt eine Vollkommenheit, die in die verwickelten Verhältnisse hineingeschaffen, an ein stets wandelbares Wesen befestigt und gegen den ewigen Widerstreit unendlich vieler Wesen geschützt ist. Es erhöht also unser eignes Leben mehr als die höchste der Wissenschaften und das schönste der Künste. Der Stoff und die Vollkommenheit, die hineingetragen wird, mögen noch so verschieden sein, so sind doch die Schwierigkeiten, die der Stoff macht, ungefähr gleich groß; und in der Überwindung derselben besteht doch die Hauptsache. — Ich sollte auch denken, daß dieses Studium Dir angemessener

wäre, als das der eigentlichen philosophischen Wissenschaften. — Ich bitte Dich bei allen Heiligen, die Arbeit über den Dante nicht liegen zu lassen. Halte Dich lieber bloß an dies, an Korrespondenz, und wenn Du etwa poetische Laune hast — und laß alle übrige eigene Lektüre, die Dich doch wahrlich nicht so erheben kann wie der Dante. — Für das Übersandte danke ich recht sehr. — Die Hieroglyphe — die Priesterin — hat meinen ganzen Beifall; ein einfaches bedeutungsvolles Symbol. Den Lesern des Almanachs wird es wohl so geheimnisreich sein als eine ägyptische Schrift. Ich wünsche, daß Du Lust zum Abschreiben bekommst. Die überschickten Gedichte, die zum Druck sind, werde ich Lottchen mitteilen. — Ich sollte Dir wohl mehr über die Gedichte schreiben; vor einigen Tagen hätte ich es auch getan; gestern und heute aber bin ich gar nicht poetisch, ich habe starkes Kopfweh. —

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [18]

... Kunst, Wissenschaft, Umgang müssen mich aufrecht halten. — Doch ist der letzte jetzt nur Spiel des Verstandes für mich; denn ich liebe nichts, gar niemand. Bedenke was in diesen Worten liegt und preise Dich glücklich, daß Du große Leiden hast!

4. Oktober 1791

Du wirst Dir schon müssen gefallen lassen, daß ich Dir Bücher statt Briefen schicke. Es ist mir beinahe zum Bedürfnis geworden, mich Dir ganz mitzuteilen. Diesen Vorzug verdankst Du aber nicht der Gewohnheit, sondern der Überlegung. Denn itzt kenne ich keinen, der mich so ganz verstehen könnte — und was das wichtigste ist, ich darf auch hoffen, Dir nicht unnützlich zu sein; wenn auch durch nichts, als daß ich bisweilen daran erinnere, daß es nur auf Dich ankömmt ein großer Mensch zu werden. — Ich

sage Dir aber, daß ich es so mit Dir halte wie Lavater mit Christus, der ihm gradezu erklärt, daß, wenn er ein noch bessres Medium mit Gott findet, er den ersten Platz räumen muß. — Solange Deine jetzige Verbindung mit B. dauert, rechne ich nicht so sehr auf Bezahlung als nachher. — Doch hoffe ich, daß Deine Briefe nicht abnehmen werden, sondern immer wachsen an Länge und Gehalt. Du hättest in Deinem letzten Briefe wohl einmal wieder eine Nachricht von Deiner Korrespondenz mit B. geben können. . . . Sehr viel wert würde es mir auch sein, wenn Du mich künftig zum Vertrauten Deiner Pläne machtest, welches Du in Göttingen nicht immer getan. Du weißt, daß Du auf meine Verschwiegenheit rechnen kannst. Ich kann ohne dieses nie Deine ganze Lage recht übersehen. — Doch Du weißt gewiß selbst am besten, welche Mitteilung mir die angenehmste ist.

Du fragst mich, ob ich nicht Lust zur Schriftstellerei bekäme? — Allerdings habe ich sehr viel Plane dazu, und ich glaube, ich werde die meisten ausführen; nicht sowohl aus Liebe zum Werke als aus einem Triebe, der mich von früh an schon besessen,dem verzehrenden Triebe nach Tätigkeit, oder wie ich ihn noch lieber nennen möchte, die Sehnsucht nach dem Unendlichen. Es versteht sich, daß Dir alles mitgeteilt wird, auch unreife Plane. Das erste, was ich ausführen werde ist eine Allegorie und dann ein Gespräch über die Poesie. — Doch davon nicht eher als bis ich Dir etwas schicken kann. — Überhaupt mußt Du meine hiesige Lebensart gar nicht nach der in Göttingen beurteilen. — Ich suche den Umgang, wenn nur einiges Interesse daraus zu pressen; und meine Art des Umganges ist der in Göttingen ohngefähr grade entgegengesetzt. — Seit ich hier in Leipzig bin, habe ich nicht sehr anstrengende oder trockene Sachen getrieben; im Gegenteile, bald dieser, bald jener Laune im Lesen gefolgt, und meistens mich mit Dingen beschäftigt, die dem Herzen frische Lebenswärme geben; so daß ich eigentlich sagen kann, mein Geist ist noch nie so kraftvoll und gesund gewesen als itzt; und Du würdest den vorigen Abschnitt dieses Briefes mißdeuten, wenn Du glaubst, daß

dies nicht damit bestehe. Denn nie habe ich noch so vieles unternommen und mit so lebhaftem Interesse....

Caroline an Meyer [19]

Göttingen, 29. Oktober 1791

... Ihr hattets gut mit mir im Sinn — und wolltet mich auch wieder ins Gleis bringen — ach den Verfügungen des Himmels zum Trotz folg ich meinem Geschick! Wissen Sie — aber schweigen Sie davon! — daß ich aus eigner Macht eine Eroberung, die Ihr mir zugedacht hattet, vollbracht habe — doch man vollbringt nur eine Sache, die man unternahm, und ich war unschuldig an diesem Beginnen. Nur mein Ja, so war der Roman fertig, den man Stück vor Stück mit solchen Fingerzeigen, wie sich am Rand der englischen Zeitungen befinden, hätte bezeichnen können, denn von da an, daß ich einer seligen Frau ähnlich sah, bis auf die Herzensbewegung des geistlichen Mannes, die ihn trieb, meiner zu begehren, paßte sich alles vortrefflich. Im Ernst, mein lieber Meyer, die gottlose kleine Frau — die kokette junge Witwe — denn es gibt doch dergleichen Lesearten über mich — fesselte durch ihre unscheinbare Hülle — ihn — Du weißt seinen Namen — und ich stand an — das ganze Lebensgewirr kreuzte sich in meinem Kopf — so oder so! Drei Tage lang wars mir ein Rätsel — es löste sich zuletzt in die Frage auf: Willst du gebunden sein, und gemächlich leben, und in weltlichem Ansehn stehn bis ans Ende deiner Tage — oder frei, müßtest du es auch mit Sorgen erkaufen. — Die träge Natur lenkte sich dorthin — und die reine innerste Flamme der Seele ergriff dieses — ich fühle was ich muß — weil ich fühle was ich kann — schelte mich niemand unvernünftig — ich habe wohl erwogen, und kenne den ganzen Wert einer Lage, wie sie sich in die gewöhnliche Reihe der Dinge paßt — aber verblenden konnt er mich nicht über den wahren Wert des Lebens. Wer sicher ist, die Folge nie zu

bejammern, darf tun was ihm gut dünkt. Ich hätte mich freilich noch sehr nützlich für den Staat machen können, wenn ich ihm eine Haushaltung besorgt und ein halb Dutzend Kinder mehr erzogen hätte, wie mein einziges liebes Mädchen — aber es geschieht ebenso-gut ohne mich, und keine Glückseligkeit wird dann dabei zerstückt — für des lieben Gottes Staat ists also besser. Wer wollte sich aufopfern, wenn mehr am Opfer ist als der Name — das geschieht nur von dem, der Lücken zu füllen — Leere zu verbergen hat. Ich glaube an keine Opfer — und an keine Ausnahmen. — Das erste wird mich hindern nicht ohne Not unglücklich zu sein, und mich nicht dafür zu halten — das zweite, in meinen Erwartungen nicht getäuscht zu werden.

Caroline an Luise Gotter [20]

Göttingen, 31. Oktober 1791

Wohl mir, daß ich in Eure Hände gefallen bin, wo der freund-schaftliche Eifer sich auch keinen Schritt über die Grenzen des holden Anständigen hinaus verirrte — wenn Grandison und Miß Byron diese Sache zu behandeln gehabt hätten — sie würden nicht feiner die zarteste Empfindung beider Teile geschont haben — ich erkenne Gottern — aber die Erkennung war mit neuen Entdeckungen verbunden — und müßt ich ihm nicht wiederum dafür danken, daß er mir die Freude macht, ihn auch von dieser Seite zu bewundern, so würd ich sagen — sie kostet mir das Gefühl einer schweren Verpflichtung. Sein Be-nehmen ist so selten — selbst unter Leuten von Verstand — und doch ist Delikatesse das Wort des Verstandes! Hier ist es mir doppelt wert, weil es beinah unverzeihlicher ist, Hoffnungen zu geben, die man nicht erfüllt, als voreilig die Erfüllung derselben ahnden zu lassen — verstehst Du dies Wort? Meine gute Louise — Du sahst es mit Deiner schlichten Weisheit schon voraus — und im Ton Deines Briefchens liegt auch keine gespannte Er-

wartung mehr — Du wirst nicht sehr befremdet sein, wenn ich Dir bekenne, daß ich nicht kann. Mir ist, als müßt ich mich darum bei Dir als um einer Torheit willen entschuldigen, so fest ich in meinem Sinn überzeugt bin, daß es für mich die kühlste Vernunft ist. Hat nicht ein jeder die seinige, und nur das darf Schwärmerei genannt werden: unternehmen, ohne die Folgen zu übersehn, und dann mutlos und erschlafft unter ihrem Gewicht erliegen. Jene hab ich mir lebhaft vorgestellt, und dieses darf ich nie fürchten, selbst wenn sich Dinge ereignen sollten, die ich nicht voraussah. Kann ich sie nicht noch weniger berechnen, wenn ich Eurem liebreichen Plan nachginge, als wenn ich den einfachen Weg verfolge, den ich mir vorgezeichnet habe? Ich habe sehr den Ehrgeiz nützlich zu sein — aber das Nützlichere ist auch immer das Glückliche — und ich bin gewiß um so glücklicher, je freier ich mich weiß — um so gebundner an die Pflichten, für welche ich Kräfte habe, je willkürlicher ich handle. Verdammt mich also nicht, daß ich die Winke der Vorsehung zu Schanden mache — ich bin dennoch so fromm zu glauben, daß sie nichts umsonst tut. Laß uns auch den kurzen Traum nicht bereuen — es ist nicht wahrscheinlich, daß Schmerz für ihn die Wirkung davon sein werde — und uns hat er den der Trennung so gänzlich erspart — hat mir mein Schicksal von allen Seiten gezeigt. Nachdem ich entschlossen bin, seh ich der Bedenklichkeiten für einen entgegengesetzten Entschluß, gegen welche ich mich im Anfang verblendete, weil ich gewünscht hätte, einwilligen zu können, noch so manche — meine Beratschlagung hat mehrere Tage gedauert — ich bin wirklich so unparteiisch verfahren, wie es sterblichen Menschen möglich ist — entschied der geheime Hang des Herzens — so hab ich nicht Unrecht, denn dann mache ich mir doch nie Vorwürfe....

... Was es auch sein mag, was Du unternimmst, lieber Bruder — handle groß, und wenn es nicht gelingt, so bleibe fest stehen. Du wirst alsdann eine glorreiche Gelegenheit haben, Gott zu verachten. Bei allem Reichtum, wenn wir nicht unsrer eignen Vollkommenheit selbst entsagen können, sind wir nur Diener Gottes. — Wenn Du unglücklich bist, so fürchte ich für Deine Seele. — Doch wenn Du nur willst! ...

Nach einem Zwischenraum von einigen Tagen, den mancherlei Geschäfte und Plane und ein heftiger Anfall von Mißmut verursacht haben, setze ich mich wieder nieder, um meine unterbrochene Unterhaltung zu vollenden. — Ich überdenke so eben was alles in meinem Kopfe vorging in dieser so kurzen Zeit, die zahllosen Gedanken, die mein Geist baute, allen Schmerz alle Freude, alles das, was ich Dir nicht nennen kann. Die Menschheit ist etwas wunderbar Schönes etwas unendlich Reiches — und doch zerfrißt das Gefühl unsrer Armut jeden Moment meines Lebens. Und dann gibt es Zeiten, wo das Beste was ich mir zu denken vermag, meine Tugend, wenn sie auch auf den Augenblick erreichbar würde, mich anekelt. — So lebe ich denn immer fort — glaube aber nicht, daß ich jeder Laune so diene wie in Göttingen, ganz so kränkliches Herzens bin. Du würdest den Weg billigen, den ich gehe; es ist ziemlich der, den Du mir zeigst — heilsame Tätigkeit. Zwar sind die Wege zum Glück ganz dunkel und — so geringfügig das scheint, ob eine Kreatur wie ich glücklich ist — so ist doch kein endlicher Verstand fähig einzusehen, ob mich dies zum Glück oder zum Verderben führt. Doch, denke ich, würde vor der Hand ein Werk des Geistes recht gute Dienste tun; ob ich gleich, wenn ich beten könnte, Gott nicht um Verstand sondern um Liebe bitten würde.

Erwarte nicht zu viel von meinem Zustande und überhaupt; über den gemeinen Pöbel der Sünder setze ich mich hoch weg; aber ich fühle es oft, recht viel bin ich nicht wert. Es gilt hier erst was Du von der Geringfügigkeit aller menschlichen Vortreff-

lichkeit sehr richtig bemerkst. — Ich wüßte mich auch nicht zu entsinnen, daß ich etwas sehr gutes getan hätte; wohl einiges schlechte und übrigens habe ich gedacht und bin oft seelenkrank gewesen. Ich darf mich noch kaum einen Mann nennen; was meinem Verstand betrifft, so habe ich doch nicht selten die lächerlichsten Irrtümer begangen; ich betrüge mich sehr leicht selbst. Was ich aber eigentlich am meisten an mir zu tadeln habe, dafür finde ich keine Worte, es auszudrücken; es gehört mit dahin, daß die seltsamsten Absprünge von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe meinem Gefühl so gewöhnlich sind.

Dieses sind meine Gedanken über mich; mißfallen sie Dir, so denke an das herrliche Wort: zwischen uns sei Wahrheit.

Wenn ich ein Gespräch dichten werde, so wird mein höchster Wunsch sein, alles aus der immensen Eigentümlichkeit unsrer Nation zu nehmen. — An die Erdichtung eines echt griechischen Gesprächs wage ich mich nicht. — Es scheint mir zuerst am besten das Große was man um sich sieht und von dem man Teile in sich hat, in der Vortrefflichkeit darzustellen. Und dann sind die meisten unsrer Gedanken nicht neu, aber in ihren feinsten Zweigen und Blättern anders gewachsen und gebildet; und diese Teile sehe ich nicht für unbedeutend an. — Es gibt eine Größe und eine Schönheit für jedes Klima, auch für den Nordpol und für jedes noch so entartete Geschlecht der Menschen. Unser Geist ist wunderbar biegsam und bildsam, so wie unser Leib. —

Auf den deutschen Charakter ist man noch nicht sehr aufmerksam. Seit einiger Zeit, deucht mich entdeckt zu haben, daß unser Volk einen sehr großen Charakter hat. So nenne ich den Inbegriff klimatischer und geschlechtsmäßiger Vortrefflichkeiten; vollendet sehe ich ihn nur in einigen wenigen großen Männern, verzerrte Züge finde ich fast in allen Deutschen . . . — Unter den Männern, die der öffentliche Ruf kennt, nenne ich Dir hier Friedrich, Goethe, Klopstock, Winckelmann und Kant. Ich könnte noch viele andere von etwas geringerm Gehalt nennen, deren Größe ich auch ursprünglich deutsch finde. Von obiger Art Menschen

ist wohl unter allen Geschlechtern nicht viel gleiches zu finden, und sie haben mehrere Eigenschaften, wovon nie ein uns bekanntes Volk ein Ahndung gehabt hat*). — Ein andermal mehr davon. — Du wunderst Dich vielleicht, daß ich Klopstock oben nannte. Ich habe Frieden mit ihm geschlossen. — Es atmet aus seinen Schöpfungen und seinem Leben eine edle Männlichkeit, Kühnheit, Bestimmtheit, unerschütterliche Beharrlichkeit; er ist ein Mann und ein Mann ist ein so seltnes Wesen, daß ich jeden der es ist in dem Herzen meines Herzens trage und alles an ihm dulde. Über seine Gedichte rede ich wohl einmal umständlicher.

Dieser zu verschiedenen Zeiten geschriebene Brief ist den 8. November 91 abgeschickt.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [22]

... Ich bin sehr geneigt zur Ahndung verborgnen Elends. — Du könntest mich darin fast einen Propheten nennen — obwohl das Weissagen und Divinieren hier eben nicht schwer ist; denn in allen Dingen sind wir enge endliche Wesen, nur in einem machte uns Gott unendlich — in der Zerrüttung.

Mündlich hätte ich Dir wohl vieles über die Gegenstände von meines Bruders Brief und Schillers Rezension zu sagen; denn ich habe, seit ich Dich nicht sah, viel über die Dichtkunst nachgedacht. — Nur einige wenige Worte über den Maßstab zur Schätzung des Wertes der Dichter. Dieser Maßstab, denke ich, ist für die öffentliche Dichtkunst die Wirkung auf das Volk und also der Grad des Vergnügens und der Erhöhung zur Wir-

*) Ich sehe in allen, besonders den wissenschaftlichen Taten der Deutschen nur den Keim einer großen herannahenden Zeit und glaube, daß unter unserm Volke Dinge geschehen werden, wie nie unter einem menschlichen Geschlecht. Rastlose Tätigkeit, tiefes Eindringen in das Innere der Dinge, sehr viel Anlage zur Sittlichkeit und Freiheit finde ich in unserm Volke. Allenthalben aber sehe ich die Spuren des Werdens.

kung für dieses. (Wirkung und Glück und die Mittel dazu lassen sich aber nicht etwan messen und berechnen.) Ich sagte für die öffentliche; ich nehme auch eine geheime Dichtkunst an. Je inniger diese mit der Eigentümlichkeit der wenigen, von denen und für die sie ward, verkettet ist, je mehr erfüllt sie ihre Bestimmung, und je mehr ist sie vielleicht dem Volke ungenießbar. Man sieht diese Geheimnisse zwar oft um einen Lobspruch verkaufen, aber ich für meinen Teil würde nie imstande sein, mein innerstes Ich, gleichsam als eine Naturseltenheit, die in einem Naturalienkabinet verwahrt wird, den Liebhabern vorzuzeigen. — Wenn ich von der Wirkung auf das Volk ausgehe, so würde ich wünschen, der Dichter möchte ganz in das Interesse derer, auf die er wirken will, eindringen, alle ihre Verhältnisse erforschen. Darum muß der Dichter μεγαλοψυχος, großherzig sein; denn was das Herz von Millionen ausfüllt, das muß in seinem Geiste Raum haben. Jeden vielleicht unbedeutenden Keim des Glücks und der Wirkung, der in der Eigentümlichkeit und in den äußern Verhältnissen des Volkrs liegt, entfaltet er dann: die Seele des Volks wird durch ihn geadelt. — Über irgend einen Mangel des Stoffs wird ein Dichter nicht klagen; denn wäre das Erdreich auch dürre Steppe, wohin der Dichter mit seinem Zauberstabe schlägt, da springt der heilige Quell des Genusses und der Seelenwirkung hervor....

Caroline an Gotter [23]

Göttingen, 13. November 1791

... Nennen Sie mich immer kalt — finden Sie, daß ich mich aufs Leben schlecht verstehe — nur geben Sie mir nicht Schuld, daß ich minaudiere — und lassen Sie mir meine eigne Art zu sophistisieren — da sie wenigstens das nicht mit jener gemein haben wird, daß sie sich in Seifenblasen auflöst. Ich glaube auch mit meiner eigentümlichen Weise — ohne Ansprüche auf

den Glanz, den Sie mir gütig zuwenden — noch Anspruch auf Ihre Verehrung machen zu dürfen — war ich nicht gerecht gegen einen würdigen Mann? und ist das nicht das schönste Verdienst des Weibes? Ich konnte es nicht besser beweisen, als daß ich die Tür schloß — es geschah nicht aus der Koketterie, damit angeklopft werden möchte — ich kann mich aber auch nicht rühmen, der Konvenienz gar nicht zu achten — wenn man nun so offen und bedächtlich verfährt, kann man dann nicht hoffen, das vernünftigste erwählt zu haben? War es das für mich, so mußt es auch so für ihn sein. Je mehr ich einen Mann schätze, um so weniger möcht ich ihm Opfer anzurechnen haben. Scheint Ihnen das Sophisterei — nun so lassen Sie es sein, daß ein Glied in der Kette der Schlußfolge fehlte! ...

— Nur noch eins — erst jetzt dürfen Sie von bewährter Jugendfreundschaft reden, und wenn Sie wollen — singen! Sich während zehnjähriger Trennung lieben, kann die Fortdauer eines glücklichen Eindrucks sein — sich dann sehen — in wesentlichen Dingen verschiedner Meinung sein — in Willen und Wünschen geschieden — und dennoch innig in Liebe bleiben — das ist die Frucht gegenseitiger inniger Überzeugung, die auch zehn nebeneinander zugebrachte Jahre nicht auslöschen würden....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [24]

5. Dezember 1791

... Wenn B. Dich liebte, so dürftest Du auch vielleicht die Zukunft nicht achten und alles aufopfern. — Wie sehr mir die Art gefällt, wie Du nachher gehandelt, kann ich nicht sagen, und wenn alles so fortgeht, so wirst Du mit Recht sagen können, ‚mehr gewonnen als verloren zu haben‘. Du bist der Herrschaft entgangen, willst Du ein Bündnis schließen? Ich will sehen, ob man nicht in der männlichen Liebe die weibliche vergessen kann,

und ich fordere Dich auf, nach Jahren über den Vorzug zu urteilen. — In der Tiefe meiner Seele dämmert ein erhabenes Bild der Freundschaft; wenn wir noch einmal zusammen leben, so soll dies wirklich werden. — Erwarte nicht zu viel von mir; — nur an einem dürfen Deine Forderungen ohne Grenzen sein, an Liebe und Aufopferung für Dich. — Glaube nicht, daß ich in bald vergessnem Taumel rede....

Caroline an Meyer [25]

Göttingen, 6. Dezember 1791

... Es kann sein, daß wir immer getrennt bleiben, und die Blüte eines wohltätigen Zutrauens nie Früchte bringt, aber sie ist mir doch lieb — jeder angenehme Augenblick hat Wert für mich — Glückseligkeit besteht nur in Augenblicken — ich wurde glücklich, da ich das lernte. Darum, wenn ich Sie auch nur auf kurze Zeit sehn sollte — wie gern würd ich es! Ist denn kein Mittel? Sie kommen nicht an diesen verhaßten Ort — Sie gehn nach keinem, der auf meinem Wege liegt? Wenn nun die Anschläge glückten, welche man für Sie gemacht hat — wär es denn nicht tunlich? — — Ich verlasse Gött[ingen] in diesem Jahr noch nicht, vermutlich erst im Februar des künftigen, so ungern ich hier — das heißt doch noch mehr, so ungern ich in diesem Haus bin — aber die Mutter glaubt, ich könne meinen Schwestern nützlich sein — und solange ich ohne Nachteil für meine Kleine und mich kann, will ich ihren Glauben ehren. Lottens Schicksal ist in einer Krisis, wo ich etwas tun konnte. — — Ein genauer Umgang mit einer gewissen Madam Bürger ist den beiden Mädchen jetzt wieder sehr unvorteilhaft gewesen! Frau Menschenschreck! Du kennst die Menschen, Du hast wahr prophezeit! Es ist ein kleines niedliches Figürchen, mit einem artigen Gesicht und Gabe zu schwatzen — empfindsam wo es not tut, intrigensüchtig im

höchsten Grad — und die gehaltloseste Kokketterie — der es nicht um einen Liebhaber sowohl — ohngeachtet sie auch da soweit geht, wie man gehn kann — sondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu tun ist, die ihre ganze Zeit damit verdirbt, und den Kopf dabei verliert. Mir tuts sehr weh für Bürger — eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht — aber jetzt droht seiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts bekümmert — nicht einmal um ihr Kind — den kleinen Agathon, der, seit die Leute sich nicht mehr über den Namen wundern, von aller Welt und von der Mutter vergessen ist. Nicht ein Funken mütterlich Gefühl in ihr! Sehn Sie, Meyer — darum müssen Weiber keine Liebhaber haben, weil sie so leicht Kind und Wirtschaft darüber vernachlässigen. Ich könnte Ihnen hiervon Anekdoten erzählen, die mir die Tränen in die Augen gebracht haben — mein innerster Unwille wird reg, wenn ein Weib so wenig Weib ist, das Kind vergessen zu können, und wär ich Mann, ich möchte sie nicht in meine Arme schließen. Bürger fühlt alles und weiß sich nicht zu helfen — ist es denn so schwer Mann neben euch zu sein? sagte mir Tatter. — Er wird eigentlich stupide neben ihr — ist still — und starrt mit abgestorbnen Augen in das Wesen hinein. Neulich klagte ers mir bitterlich, daß er so gar keinen Geist mehr habe — kommen Sie doch ihn wieder aufzuwecken — vor *ihrem* Netz sind *Sie* sicher — ein gescheuter Mann war bis jetzt noch nicht darin. Ach, dann wärs ja zu verzeihn — denn daß *ich* nicht aus Intoleranz so urteile, versteht sich wohl. Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen gehn....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [26]

... Ich überlasse es der Zärtlichkeit des Weibes, den Freund aus Eigennutz zu einem gewagten Schritt zu verleiten — diese kann ja noch mehr, sie kann durch alle Künste zu einer Handlung ver-

führen, die die völlige Entadelung der Natur ihres Freundes zur unvermeidlichen Folge hat. — Aber sie sagt selbst sehr richtig, daß der Mann der Liebe jedes Opfer bringen könne außer eins — sein Selbstgefühl — diesem bringe er jedes Opfer oder eigentlich keins. Und so hast Du Dich gezeigt; und ich glaube, daß sie Dich höher darum achten muß, wenn sie es gleich verbirgt. — Warum beleidigst Du sie aber, wenn Du nicht wahre Verachtung gegen sie fühlst? — und wenn das, so war es genung, zu schweigen. Dies hättest Du schon nach dem zweiten Brief tun mögen oder statt der Antwort ihn zurückschicken. Schonung verdiente ein Weib nicht, die Dir unbesonnen eine Verschreibung auf Dein Glück gibt, und bald diese ganz unbefangen zerreißt, aus keinem Grunde, als weil sie fühlt, daß es so tief in ihr liegt. Daß Du auf ihren dritten Brief eine andere als eine solche Antwort nötig gefunden hast, darüber wunderst Du Dich mit Recht selbst, noch mehr wundre ich mich aber über ihre Ankündigung einer gleichgültigen Korrespondenz, die Du doch wohl unerbrochen lassen wirst, als wäre eine geistreiche Korrespondenz so was seltnes, daß die Qual, die es Euch beiden machen wird, nicht dagegen in Anschlag kommt. Euer Bund ist ganz zu Ende und Dein Anerbieten der Freundschaft halte ich nicht für Ernst. Euer Bund ist ganz zu Ende, denn Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht. Dies zeigst Du, indem Dir der Zweck mehr galt als das Mittel. — Du hast sie nur gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird. Oder weißt Du etwa nicht, daß Du in ihr Dein eignes Ideal der Größe liebtest? In einigen Jahren mußt Du einsehen, daß der Grund Deiner Erhöhung in den letzten Jahren in Dir selbst lag: sie war nur der Anlaß und doch versichert sie Dich ganz naiv, dies sei ganz ihr Werk. Bei einer persönlichen Zusammenkunft hätte sie vielleicht Mittel gehabt, es glauben zu machen. —

Mein Lieber, ich verkenne sie nicht. — Und sie hat Recht, wer nichts als die Buhlerin in ihr sieht, der verdient Verachtung. Sie

ist mir noch dieselbe, die sie mir war. Aber ich frage nur nach dem, was sie für Dich ist, nicht was sie an sich ist. Und da hast Du vortrefflich entschieden. Wenn sie Dich liebte, und dies ist möglich, so galt ihr ihr Eigendünkel und ihre weibliche Herrschbegierde mehr als Du. — Einzelne sehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünschte doch, daß sie mit der schonungslosen Aufrichtigkeit, deren sie sich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte. — Ist denn die Größe — so begierig, Superiorität fühlen zu lassen? spricht sie ohne Unterlaß; ich bin die Größe? und glaubt sich selbst nicht, sondern bedarf jemand, der sie von ihrer Größe unterhält? Wer nicht in dem Bewußtsein seiner unendlichen Kraft von dem Gefühl seiner Geringfügigkeit durchdrungen ist, dessen Blick muß wenigstens etwas kurz sein. — Hinter den Aussprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Anmaßung der Orakelsprüche haben als — es liegt so in mir — ich sage wie es ist, nicht wie es sein sollte — ich fühle das — es ist muß — ich darf, was ich muß — hinter diesen scheinbaren Gestalten möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrund lauern als sie selbst ahndet. — Es ist nicht unmöglich, daß sie ihren Schritt einmal bereuet; sie fühlt Deinen Verlust tief. — Der arme Betrogene wird einmal fürchterlich erwachen — gewiß ohne Dein Zutun. Deine Schilderung im vorletzten deutet auf einen Mann, von dem ich aber nicht begreifen kann, daß sie ihn grade jetzt wieder gesehn und einige andre Umstände. Ein Mann von vieler Klugheit — der sich in frostigem Eigendünkel in sich und aus sich selbst nährt. — Ich wünschte doch Aufschluß darüber. —

Ihr Urteil über Deinen sittlichen Wert ist Dir nach Deinem letzten von großer Wichtigkeit — ein beleidigtes Weib ist wohl nicht kalte Richterin — und sie hat Dir ja in ihrem letzten Brief bewiesen, daß sie auch gegen ihr Gefühl Dir Verachtung blicken lassen wird. Über noch einen Punkt muß ich reden, den ich nicht für so ganz unwichtig halte. Sie versichert Dich in dem Briefe, wo sie Dein Kommen ablehnt, Du würdest kein großer Schrift-

steller werden. (Es fehlt in der Tat dem Brief Nr. 2 nichts, als daß sie Dich wiederum auf ihr Wort versicherte, Du würdest es werden.) Ihr Urteil hierüber gilt mir nicht soviel als sonst — es könnte aber doch Einfluß auf Dich haben — und da ich glaube, es würde Dir gut sein, Dich grade jetzt durch Werke zu zerstreuen — so behalte ich mir vor, einen eigenen Brief darüber zu schreiben. — Ihre verstellte Verachtung muß Dich auch nicht einen Augenblick unmutig machen. Ich denke, wenn ich abziehe, was sie dadurch, daß sie Weib ist, bei Dir voraus hat, die lange Gewohnheit der angemaßten Superiorität, ferner was längre Erfahrung ist wirklich vorausgibt, und in betreff der Trennung der Umstand, daß sie aus dem Besitz eines andern redet — sie müßte in der Tat sehr tief unter Dir stehen, wenn sie nicht ein scheinbares Übergewicht haben sollte.

Wenn ich daran denke, wie dein Geist, grade itzt, da er gewaltsam von dem Gegenstand, an dem er ganz hing, abgerissen ist, öde und einsam von der äußern Lage ganz dem bittren Schmerz Preis gegeben ist, in dem er so lange gefoltert werden wird, bis er durch Leiden gestählt und veredelt durch eigne Kraft sich aufschwingt — so blutet mir das Herz, daß ich nicht bei Dir sein darf, daß ich nicht alle meine Kräfte zusammenraffen darf zu Deiner Erheiterung. Es sind Ausdrücke in Deinen Briefen, die mich fürchten lassen, daß Du sogar in Kleinmut sinken könntest. Aber wehe Dir, wenn Du nicht bald — ruhig und glücklich bist. Sonst wäre Dir besser gewesen, und Deiner Natur angemessner in ewger Dienerschaft zu huldigen. — Du trägst den schönen Namen Mensch mit Ehren; der Quell der Liebe und Freude in Deiner Brust ist zu rein und stark, als daß niedrer Unmut und unwürdiger Trotz ihn auf lange Zeit trüben und zurückpressen könnte. — Betrachte doch nur mit Ernst das große Ziel. — Ewige unwandelbare Ruhe in Dir selbst, und zahllose geistige Freuden, aus deren jeder wieder zahllose neue entspringen — und dies erreichst Du sicher und leicht, wenn Du nur erst einmal alle Deine Kräfte aufs äußerste anspannst; — und nun siehe wie gering-

fügig ist das, was Dich Deiner großen Bestimmung verlustig machen könnte — ein kurzer Schmerz, Verzagtheit und zweckloses Hadern mit dem tauben Schicksal. — Ich wünschte sehr, das was so feurig in mir glüht, in den toten Buchstaben gießen zu können — die Größe, die ich weiß, daß Du erreichen kannst, wenn Du mit Ernst willst — aber ich fühle tief, wie nichts das alles jetzt für Dich ist. Mit der gewissesten Einsicht, wie es sein müßte und sein könnte, zu wissen, daß man nichts helfen kann, das ist etwas, wobei nichts übrig bleibt als die armselige Genugtuung, den Gott zu verfluchen, der seinen blutigen Spott mit uns treibt.

Alles was mich betrifft, behalte ich für den nächsten Brief. Nur von einem muß ich doch erzählen: Das Schicksal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. — Er gefiel mir sehr wohl und ich kam ihm entgegen; da er mir denn bald das Heiligtum seines Herzens weit öffnete. Darin habe ich nun meinen Sitz aufgeschlagen und forsche. — Ein noch sehr junger Mensch — von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck wenn er mit Feuer von etwas schönem redet — unbeschreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal schneller wie wir andre — die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden — er geht nicht auf das Wahre, sondern auf das Schöne — seine Lieblingsschriftsteller sind Plato und Hemsterhuys — mit wildem Feuer trug er mir einen der ersten Abende seine Meinung vor — es sei gar nichts Böses in der Welt — und alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Keuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Denn er ist schon sehr viel in Gesellschaft gewesen (er wird gleich mit jedermann bekannt) ein Jahr in Jena, wo er die schönen Geister und Philosophen wohl gekannt, besonders Schiller. Doch ist er auch in Jena ganz

Student gewesen, und hat sich, wie ich höre, oft geschlagen. — Er ist sehr fröhlich, sehr weich und nimmt für jetzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird. —

Die schöne Heiterkeit seines Geistes drückt er selbst am besten aus, da er in einem Gedichte sagt, ‚die Natur hätte ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu schauen'. Dieses Gedicht ist ein Sonett, welches er an Dich gemacht, weil er Deine Gedichte sehr liebt. — Es ist aber schon vor einigen Jahren gemacht — und Du mußt sein Talent nicht danach beurteilen. — Ich habe seine Werke durchgesehn: die äußerste Unreife der Sprache und Versifikation, beständige unruhige Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstand, zu großes Maß der Länge, und üppiger Überfluß an halbvollendeten Bildern, so wie beim Übergang des Chaos in Welt nach dem Ovid — verhindern mich nicht das in ihm zu wittern, was den guten vielleicht den großen lyrischen Dichter machen kann — eine originelle und schöne Empfindungsweise, und Empfänglichkeit für alle Töne der Empfindung. — Im Merkur April 1791 stehn Klagen eines Jünglings von ihm. Die Sonette hat er mir versprochen und kann ich sie vielleicht beilegen. Sein Name ist v. Hardenberg.

Das Verhältnis mit einem jüngern als ich, gewährt mir eine neue Wollust, der ich mich überlassen.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [27]

Leipzig, 11. Februar 1792

Ich wünschte sehr, daß Du itzt etwas unternehmen könntest, was Deine Seele ganz in Tätigkeit setzte. Meine feurigsten Wünsche werden zwar ohne Deine eigne äußerliche Anstrengung und vielleicht ohne den Willen des Schicksals, nicht vermögen Dich zu beseelen; doch glaube ich ist es nicht ohne Nutzen wenn ich Dir itzt einmal alles das sage, was ich darüber denke. Ich halte es für äußerst wichtig, daß Du itzt einmal alle Deine

schriftstellerischen und künstlerischen Plane überdenkst, Deine Kräfte missest, und einen oder den andern Plan zur Vollendung ernstlich vornimmst. — Ich glaube daß die Freuden des Künstlers Dir vorzüglich angemessen sind, und daß Du ohne sie die höchsten Freuden entbehren würdest, deren Du fähig bist. — Wenn Du allen Künstlerarbeiten entsagtest, so würde ich besorgen, daß Du in Leere und Herzenskälte versinken würdest. Bringe auch den Beifall andrer des Volks in Anschlag und scheue Dich nicht zu berechnen, was er Dir sein kann.

Obwohl fast alle Menschen Dir vorwerfen, und Du selbst gewissermaßen zuweilen eingestanden hast, daß ein dunkles Gefühl Deines Werts Dich zu unrichtigen Urteilen verleite, oder daß Du Dir wegen Dinge, die es nicht können, einen Wert beilegtest, so urteilst Du doch selbst, wie ich glaube, von Deinem poetischen Talent im ganzen, und Deinen Kunstwerken im einzelnen, lange nicht günstig. Wie ganz Du der Sprache mächtig bist, kannst Du selbst nicht verkennen; und ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du der höchsten Liebe fähig bist. Die Kraft in die innerste Eigentümlichkeit eines großen Geistes einzudringen, hast Du an Dir oft mit Unmut mit dem Namen ‚Übersetzertalent' gebrandmarkt; und an Goethen, der sie uns in weiterm Umfange gezeigt hat, bewundertest Du sie, als Wahrzeichen des großen Geistes. — Es ist wahr Du hast nur wenige vortreffliche Kunstwerke selbst gedichtet und diese wenigen sind so ganz individuell. — Dies rührt aber daher weil Du seit der Zeit daß Du schöne Werke dichten kannst, so wenig versuchst. — Durch das Gedicht an den Kunstrichter, welches ich neben Deine besten stelle, hast Du Deine Stärke in einer von Dir noch unversuchten Art gezeigt, und ich glaube es würde Dir in dieser Art ganz vorzüglich gelingen. Du würdest darin originell sein: ich meine nämlich die Philosophie des Schönen poetisch behandelt. —

Wer kann sagen ob Du Anlage hast ein Welt- oder Universal-Dichter zu werden? — Gesetzt aber man wollte es nur darum verneinen, weil Du es bis itzt noch nicht warst; ‚noch viel Ver-

dienst ist übrig'. Wer nur einen Ton der Empfindung und Begeisterung anzugeben weiß, kann ein sehr großer Dichter sein. —

Ich wünschte Du riefest Deine alten Plane zurück ins Gedächtnis — die Erzählung von Dante — das Trauerspiel Ugolino — das Trauerspiel Cleopatra — den Aufsatz über den Atheismus. — Vielleicht findet sich dann eine glückliche Laune. Ob sich gleich die Liebe nicht erzwingen läßt, so glaube ich doch nicht, daß alles so ganz von der Gnade des Herrn abhängt, und daß die Willkür nichts vermöchte.

Was Deinen prosaischen Stil betrifft, so hat die B. insoweit recht, daß er sich nicht gleich ist. Der Aufsatz über das hohe Lied, über die Künstler und endlich über den Dante; alle sind verschieden, so wie auch selbst in Deinen Briefen. Deine Art zu reden schließt sich sehr an den Gegenstand und schreitet mit Deinem Geiste selbst stark vorwärts. Ich bin weit entfernt, dies als eine Unvollkommenheit anzusehen. Viele der größten Schriftsteller haben denselben Gang genommen. Dein Stil ist von gutem Periodenbau, feiner Auswahl und gedankenreich. Überfluß an ausländischen Worten und Wendungen und hie und da Mangel an Kürze könnte vielleicht von einigen darin getadelt werden....

Mißverstehe diesen Brief nicht so wie den vorigen. — Nirgends zeigt sich unsre anmaßende Unwissenheit so nackend, als wenn wir raten, urteilen, verdammen, über Dinge, die in der Tiefe eines fremden Bewußtseins verborgen liegen. Wir Armen tappen nun einmal an der Außenseite der Dinge herum. Und dies fühle ich auch itzt sehr lebhaft. Dennoch wenn ich nur einen fruchtvollen Gedanken über Dich selbst in Dir rege gemacht, nur einen Wunsch belebt habe, der vielleicht zur Tat werden kann, so werde ich mich freuen diesen Brief geschrieben zu haben. — Laß mich noch das hinzusetzen, daß um zu wirken ich vielleicht mannichmal Gefahr laufen mußte, Deine Empfindlichkeit zu beleidigen. —

Mit mir ist es noch wie bisher. — Die Frondienste sind die Hauptsache. Dabei habe ich, seit ich hier bin, bald dies, bald

jenes getrieben, und diese Abwechslung glaube ich ist mir vorteilhaft gewesen. — Eine zahllose Menge Plane habe ich ausgeheckt, und ich werde auch gewiß ernstlich Hand an irgend ein Werk legen. Wenn ich auf dem Wege, den ich in Göttingen ging, — beständig mit dem Verstande zu genießen ohne zu handeln — blieb, so hätte er mich sicher in kurzem zum Selbstmorde geführt. — Die Liebe zu einem Gegenstande, der Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unsern eilenden Geist aufhalten; denn sonst wird diesem Kurzsichtigen die Welt bald zu klein....

Hier sind die Sonette von Hardenberg. Ich bitte aber um zarte Behandlung. Ich sehe ihn noch oft, und hier ist niemand, den ich so gern sehe. Anfangs war ich willens ihn ganz an mich zu ziehen; ich glaubte ihm dann sehr viel nützen zu können. Ihn zu beherrschen ist zwar nicht schwer; aber seine grenzenlose Flüchtigkeit zu fesseln, würde vielleicht selbst einem Weibe einmal schwer werden. — Dies ist eins; und dann halte ich es auch itzt besser ihn im ganzen so gehen zu lassen; ich freue mich über ihn, und nur selten rege ich etwas an in seiner Seele. Es kann alles aus ihm werden — aber auch nichts.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [28]

Dresden, 13. April 1792

Dein Schicksal ist auch über mich gekommen — freundliche Gesichter zu machen und Langeweile im Herzen zu haben. Schenke mir das Aufzählen aller der wichtigen Kleinigkeiten oder kleinen Wichtigkeiten, die eine ruhige Antwort auf einen solchen Brief so lange zurückhielten. Das wichtigste ist meine Rechtfertigung auf Deinen harten Vorwurf des Mangels an Menschlichkeit. Ich kann ihn nur dadurch beantworten, daß ich Dich selbst bitte, nur den Sinn meines ganzen Briefs zu nehmen, darin Du gewiß Achtung für B. sehen wirst. Beleidigt dieser Sinn des

Ganzen die Menschlichkeit, so bitte ich Dich das Papier ins Feuer zu werfen, wenn auch noch mehr scharfe Blicke darin wären, als Du gefunden. — Wenn aber nur ein einzelnes Wort mit diesem Sinn streitet — so erwäge, daß der Brief nicht in froher Ruhe geschrieben ist. Nur der Sinn des Ganzen ist **mein**, nur diesen erkenne ich; das Äußre trägt die Spur der gepreßten Lage in der mein Herz sich fast immer ängstigt. — Du wirst mir aber verzeihen, nur das mit innerstem Scharfsinn zu untersuchen, was **sie Dir ist**, das was sie an sich ist nur mit dem Interesse, den ein großer und neuer Gegenstand gibt. Hier sehe ich noch immer mehr Verlangen nach dem Vergnügen die erste Stelle zu haben, als nach Liebe. — Es sind in Deinem letzten Briefe so viele neue Beweise Deiner Menschlichkeit, und soviel neue Gründe die Sache nur von der Seite anzusehen. — Doch mag ich den wahren Gesichtspunkt vielleicht ganz verfehlt haben, und ist dies, so ist Deine halbe Eröffnung daran schuld. — Noch einen Vorwurf muß ich heben. — Unser Wesen ist freilich der Grund unsrer Handlungen. Doch glaube ich, wirst Du nie sagen: Du sollst verderben, weil ich so bin, oder Du bist gering, weil ich so denke: und nur dies habe ich getadelt. Um alles in einem Worte zu fassen, was ich darüber zu sagen habe, ich tadle sie nicht **deshalb**, weswegen Du sie verlassen hast sondern ich halte die Verbindung mit ihr einem Manne für gefährlich, wegen ihrer Neigung sich huldigen zu lassen. Sie steht doch in großer Achtung bei mir, diese Neigung ist nur eine Abart des Edelsten. — Ich überlasse es nun Dir, zu beurteilen, ob ich Dich verstehe, und ob Du recht tatst mich zum halben Vertrauten zu machen, und mir dadurch Offenherzigkeit aufzulegen.

Hier ist itzt meine Hauptbeschäftigung einen jungen Menschen alle Künste der Geselligkeit zu lehren — zu sprechen ohne zu denken — Freude zu geben, ohne sie zu haben — alles zu aller Zeit sein können — die Tiefen des Herzens zu ergründen — schnell in einer neuen Lage, was unser Wesen erfordert, zu bestimmen — geduldig zu tragen — Funken aus Wasser zu locken. —

Dazu machte ihn die Natur nicht; stumm, gleichgültig, blöde und arrogant fängt er seine unverständlichen Reden gewöhnlich mit den Worten an, die die Langeweile sich ganz zu eigen gemacht hat. — Er weiß nicht was ihm auf die Dauer gefällt; launenhaft, heftig und treu. Jetzt glaube ich wünschte er, daß ihm eine schöne Frau durch bewundernde Liebe zugesichert würde. — Ich versorge ihn denn reichlich mit Regeln und Idealen, den Resultaten meines allertiefsten Nachdenkens, die ihn wenigstens — beschäftigen. Diesmal hoffe ich weißt Du von wem ich rede, ob Du gleich letzthin fragen konntest ob Hardenberg Ähnlichkeit mit Woltmann habe? Hardenberg ist rasch bis zur Wildheit, immer voll tätiger unruhiger Freude. Ich habe ihn nicht durchgelesen. Ich lese zwar schnell, aber nicht alle Bücher. — Die Freude über den unerwarteten Fund war wohl das schönste, weil ich ihm nicht viel sein kann; denn er weiß noch nicht, was er an mir haben könnte....

Caroline an Luise Gotter [29]

Mainz, 20. April 1792

... Mirabeau hat in seinem Kerker die göttlichsten Dinge auf Stückchen Papier geschrieben, die er von gedruckten Büchern abriß — erwart aber nur ja nichts dergleichen — im Verhältnis als meine Anstalten besser sind, werden die Sachen schlechter sein. Dir liegt auch nur dran zu wissen, wie es der Frau Eigensinn ergeht, die bei Deinem Mann den Spottnamen der Kalten bei einer Gelegenheit davon getragen hat, die eben nicht von ihrer Kälte zeugte. Im Grund hält er mich doch für eine Schwärmerin — nicht war? — und Du liebes gutes Weib dazu? Schwärmerei nimmt so viel Gestalten an, daß ich die Kühle meiner Überlegungen nicht dagegen anzuführen wage — aber was ist übles dabei, wenn sie sich so menschlich, ohne irgend ein auffallendes Schild auszuhängen, vielmehr im Schleier der stillsten Gewöhn-

lichkeit mit der Wirklichkeit vermählt? Dann ist doch diese Schwärmerei nur die eigentümliche, höchstens in etwas abweichende Natur des Menschen. Ich bin nur hier seit acht Wochen und habe recht — es ist viel, das zum Anfang eines Aufenthalts an einem ganz fremden Ort zu sagen, wo man sich unmöglich schon seine ganze Existenz gemacht haben kann. Auch fühl ich, daß ichs noch nicht habe, und mehr Beschäftigung mir gut tun würde. Die Zeit wird mehr Mannigfaltigkeit in meine Art zu sein bringen, weil sie Bande anknüpfen wird. Kein Augenblick geht leer vorüber — meine Teilnehmung an Forsters Haus, Fleiß, Lektüre und das Kind — das ist schon sehr viel — aber ich war so gewohnt für mehrere zu sorgen, in mehreren zu genießen! Halt das nicht für Unzufriedenheit — sieh es nur als einen Beweis an, daß weit davon entfernt, daß das neue meiner Lage mich blenden sollte, ich ihre Mängel sehe — aber sie sind notwendig, sind geringer als die schweren Übel der vorigen, und von einer Art, daß jeder Gegenstand der sich der unruhigen Tätigkeit darbietet — jede einzelne Freude und Arbeit sie hebt. — Den Frühling hab ich schon in den schönsten Spazierfahrten und Gängen genossen, — er ist aber ja wieder auf eine Weile verschwunden. An meiner Kleinen hab ich mehr Freude wie jemals. Kurz, ich kann Dir sagen, es ist alles wie ich erwartete. Wir können noch sehr lebhafte Szenen herbekommen, wenn der Krieg ausbrechen sollte — ich ginge ums Leben nicht von hier — denk nur, wenn ich meinen Enkeln erzähle, wie ich eine Belagerung erlebt habe, wie man einem alten geistlichen Herrn die lange Nase abgeschnitten und die Demokraten sie auf öffentlichem Markt gebraten haben — wir sind doch in einem höchst interessanten politischen Zeitpunkt, und das gibt mir außer den klugen Sachen, die ich Abends beim Teetisch höre, gewaltig viel zu denken, wenn ich allein, in meinem recht hübschen Zimmerchen in dem engen Gäßchen sitze, und Halstücher ausnähe, wie ich eben tue. In meiner Nachbarschaft wohnen eine Menge Franzosen — man hört und sieht das Volk allenthalben — die Männer sind im Durchschnitt schöner

wie die Deutschen, haben ein spirituellers Ansehn, und derselbe Grad von Verdorbenheit hat nicht so den Charakter von stumpfer schlaffer Abgelebtheit — unter den Weibern sah ich noch keine, die halb so liebenswürdig und einfach gewesen wär, als meine französische Bekannte Mad. de Liocon (?) in Göttingen, das einzige nebst ihrem kleinen Zirkel, was ich dort regrettierte. — Die Leute machens hier teuer — für Familien wenigstens — bei meiner Einrichtung fühl ich wenig davon — mein Logis ist auch wohlfeil, die sonst jetzt, nebst Handwerkern, die für Ameublement arbeiten, sehr hoch im Preis stehn — nebst der Wäsche, Holz und allen Lebensmitteln, außer Brot und Fleisch.

Gelesen hab ich schon viel, und was mehr ist, viel Gutes. — Kennt Ihr Mirabeaus Briefe, aus dem Kerker an seine Geliebte geschrieben? ich glaube Reichard übersetzt sie — unter uns, wie will das der kraftlose Mensch anfangen, den Äußerungen des Kraftvollsten Sprache zu geben? oder die in eine andre zu übertragen, die im Original so unaufhaltsam aus der Quelle strömend, zu der Seele, zu dem Herzen, zu den Sinnen redet. Liebe Madam Luise, Du könntest doch auch dergleichen lesen, wenn Du Deine Kleinen, die Dir im Schauspielerakzent vorgelärmt haben, zu Bett geschickt hast — aber ich weiß, dann wirst Du müde, und forderst im Schlaf Ketterchen das Gänsebein ab — um es mir mit auf den Weg zu geben — denn Du Gute sorgst für Deine nahen Freunde und bekümmerst Dich nicht um einen häßlichenBöswicht, wie der außerordentliche Mirabeau war, der für tausend andre ehrliche Leute noch Tugenden, Talente und Kräfte übrig hatte, und zuviel wahren Geist um im Ernst ein Böswicht zu sein, wie mans aus einzelnen Zügen schließen möchte. Häßlich mag er gewesen sein, das sagt er selbst oft in den Briefen — doch hat ihn Sophie geliebt, denn Weiber lieben gewiß nicht vom Mann die Schönheit — und doch imponierte der häßliche Mann auch durch sein Äußres der aufrührerischen Menge nachdem er einige Stunden Toilette gemacht hatte, ehe er in die Nationalversammlung ging. Aber er soll mir hier nicht allen

Platz wegnehmen — der groß Cophta muß noch den seinigen haben, und der muß recht weit und breit sein, denn es ist die Art leerer Helden, vielen einzunehmen. Ich bitte Dich, wie kommt er Euch denn vor? Forster bekam ihn am ersten April von Goethe geschickt, und tat einen Sprung vom Stuhl auf, als wäre sein Heiland gekommen — denn wer würde da nichts Gutes erwarten, sei es auch in der simpelsten unscheinbarsten Einkleidung — aber diese da — diese so ganz unbedeutende Behandlung, wo beinah mutwillig alle benutzbaren Situationen weggeworfen sind — ein bloßes Gelegenheitsstück — mich deucht es kann nur auf die Wirkung tun, auf welche Cagliostro selbst Wirkung gehabt hätte, als der plumpe Betrüger, wie er hier erscheint — und das ist ja wohl eine Art von Lob für das Stück. Goethe ist ein übermütiger Mensch, der sich aus dem Publikum nichts macht, und ihm gibt, was ihm bequem ist....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [30]

Leipzig, 17. Mai 1792

Jetzt ist es ein Jahr, da wir zusammen in Hannover lebten; eine Zeit, bei der meine Erinnerung gern verweilt. Ich werde nie vergessen, als Du wiederkamst, wie wir allein zusammen waren, da standst Du vor mir und zeigtest mir die Kette, — in der Du gefangen warst. Dein ganzes Wesen zeugte von einem Glück, welches ich nicht begreifen konnte, daß man es haben könne. Du vergaßest, daß Du Dich in wenigen Tagen von Deiner Heimat trennen solltest, Du dachtest, dieses Glück sei unvergänglich. Und als nun der Augenblick kam, wo das Gefühl der Trennung Dich faßte, da ich trostlos nichts vermochte als Deine Klagen in treuer Brust aufzunehmen.

Verzeih, daß ich diese Gedanken anrege — ich war so ganz in Betrachtung dieser Zeit verloren und ich hoffe, daß der Blick

auf Dein Herz bei Dir ist, wie die schmerzlich-süße Erinnerung an ein sehr entferntes Leiden. Was läßt mich Dein Stillschweigen fürchten? — Ich wage kaum zu hoffen, doch will ich die Hoffnung hegen, bis Du selbst sie mir nimmst. Ich denke mir Dich, wie Du itzt die Ruhe wieder erkämpft hast, heiter auf Deinen Schmerz herabsiehest, zum Geschäft Fröhlichkeit um Dich verbreitest, und Dir dann Stunden zu einsamer Seligkeit erringst. Laß mich immer dasselbe wiedersagen, in jedem Briefe Dir sagen, wie groß Deine Kräfte sind, — Dich beschwören, daß Du sie anstrengst und Dich bitten, so glücklich zu sein, als Du sein kannst. Dieses ist ja das einzige, was mir übrigbleibt. Ich darf nicht um Dich sein, nicht in Dir leben, und rastlos die Furchen (dieses Wort hat meinen ungewohnten Augen Tränen entrissen) von Deiner Stirne zu verscheuchen suchen. Ach dürfte ich mich nur einmal, nur ein einziges Mal an Deinen Umarmungen, an Deinen Gesprächen sättigen! Und daran darf ich gar nicht denken, was Du mir itzt sein könntest, und daß ich vielleicht itzt wirklich die Kraft hätte, Dich zu erheitern. — Meine verborgensten Kräfte sind lebendig, alles in mir ist rege, und ich suche nur das, wo ich zuerst mich von meiner drängenden Fülle erleichtern könnte. Ich leugne Dir nicht, daß ich noch mit geheimer Bangigkeit mich selbst beobachte, in der Furcht, es möchten, beim Mißlingen, mit doppelter Verzweiflung alle diese Kräfte in ihren vorigen angstvollen Schlaf zurücksinken. Diesen Sommer darf ich mehr für mich selbst leben, und kann es, da ich sehr gestärkt bin. Das Denken über moralische Gegenstände, welches mich zuerst zur Metaphysik trieb, wird mich beschäftigen, und vielleicht auch — die Kunst. Vom Denken ließ ich nur aus vollendeter Verzweiflung ab — und hier bin ich des Gelingens gewisser. Nicht so in der Kunst; ich habe aber sehr guten Grund zu glauben, daß sie mich glücklicher machen würde. — Mein Geist gewinnt an Stärke und Ruhe, ja auch an Heiterkeit, und vielleicht werde ich einmal den Entschluß die Welt zu verlassen, den ich nur aufgeschoben hatte, vollends aufgeben....

Ich habe in Dresden mich mit vielen gut unterhalten, Hardenberg ist mir durch einen sehr edlen Zug noch schätzbarer geworden — und doch ist unter allen diesen niemand, gar niemand den ich lieben könnte, als nur Du allein. Ist es mein Mangel an Geschick, das Gute zu suchen, um mich ihm leicht zu nähern, oder ist es die Beschaffenheit dessen was ich suche? Eine Verbindung mit mir, die lange bestehen soll, muß auf gegenseitiger Anregung der Sittlichkeit beruhen — denn diese Verbindung nimmt ewig zu. Vor allem aber muß der, den ich lieben soll, fähig sein nur in Einem zu leben, und über Einem alles zu vergessen. Vor allem aber dieselbe Stärke der Liebe, die aus der Sehnsucht nach dem Unendlichen herrühren kann, indem das Herz das unendliche Gut, was ihm fehlt, in dem Geliebten zu finden vermeint. — Dieses alles findet mein kältestes Nachdenken bei Dir, und darum würde ich itzt auch von dem häufigsten Genuß keinen Überdruß befürchten. Zwar Ebbe und Flut ist notwendig in der Liebe; das Herz glaubt einen Augenblick im Besitze des unendlichen Gutes zu sein, und sinkt dann wieder nieder. Aber man kann doch gewiß voraussehen, daß die Flut ewig wiederkommen würde.

Ich habe bei Weibern nie etwas von diesem Triebe nach dem Unendlichen gefunden, und ich habe noch keine gesehen, bei der ich die Möglichkeit einsähe, sie lieben zu können. — Nur bei einer findet es sich; ich weiß aber nicht ob ich sie *selbst* verehre oder ihr verschönertes Bild in dem Spiegel einer edlen männlichen Seele. —

Noch eine Bitte. Du lebst itzt vielleicht auf sehr lange, nur unter *alltäglichen* Menschen. — Ich glaube in der Kunst mit *diesen* umzugehen, kannst Du noch lernen. Dem tiefen Beobachter geben sie reichen Stoff; es sind in dem gemeinsten Menschen viele wunderbare Kräfte tief verborgen, dem gemeinen Auge, dem Besitzer selbst ganz unsichtbar. (Ich gestehe, daß mich oft, auch bei Betrachtung eines Narren oder eines Bösewichts, diese verborgenen Kräfte mit Ehrfurcht gegen die Erhabenheit unsrer Natur erfüllen.) Wie angenehm wäre es, unsichtbar wie

Gott, aus der Tiefe eines geschwächten Herzens neue Tugenden hervorzulocken — indes andre vielleicht nichts darin sehen würden, als daß man einen Fröhlichen gemacht habe. — Ich brauche Dir nicht zu sagen, was Du **kannst** im Umgange. Doch könnte nun zu langer Übung auch das Nachdenken hinzukommen. Von dem **Wollen** sage ich nichts, weil ich Dein Herz kenne, dessen Wesen die Menschlichkeit ist — und es kann durch unmutige Laune und Gewohnheiten nur auf kurze Zeit gehemmt werden. — Du siehst die alltäglichen Menschen mit zuviel Verachtung **an**. Vergleiche sie nie mit Dir, erforsche was sie sind, und erwäge was Du ihnen sein kannst.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [31]

4. Juli 1792

Das Hindernis, welches mich so lange hat warten lassen, ist das erwünschteste, und Dein muntrer, fast mutwilliger Brief hat mich alles vergessen lassen. Überdem war ich nicht ohne Besorgnis für einen Rückfall. Meine Neugier ist ganz rege, und ich sehe mit Ungeduld Deinem nächsten Briefe entgegen — dessen Inhalt ich itzt vergebens zu erdenken suche. Sage indessen der S. meinen schönsten Dank für die gegebene Erlaubnis; sie wird dafür auch einen sehr schönen Platz in meiner Seele **bekommen**, da sie Dir anhängt. Besonders aber wünschte ich ihr dafür danken zu können, daß sie Dich **liebt**, und grade itzt. — Nichts konnte Dir wohltätiger sein. — Du wirst nicht verlangen, daß ich noch mehr darüber sage, da Du nur einige ziemlich dunkle Zeilen darüber hinwirfst. Desto mehr verspreche ich, wenn ich erst unterrichtet sein werde. Was das Gedicht betrifft, so gehört wohl doch mehr dazu, um es zu verstehen, als zu wissen, daß sie vortrefflich singt — wenigstens müssen wahrscheinlich einige ‚schweigende Umfänge' vorhergegangen sein, ehe man Harmonien **fühlt**. Das andre ist fast

italienisch, besonders das letzte Terzett; das erste Quartett weniger. Das deutsche gehört unter Deine besten.

Es freut mich daß Dir mein eignes Gemälde treffend geschienen. Es war nur eine augenblickliche hingeworfene Laune, deren Inhalt mir ganz entfallen. Überall ist dieses Verhältnis zu sich selbst meiner Art und meinen Gesinnungen eigentlich entgegen. Verstehe mich recht — eine launichte Ansicht kann uns vielleicht zu einer Entdeckung über uns selbst helfen, wenn aber sie herrschend ist, wenn jemand sich selbst ein Spielwerk oder ein Buffon ist, der ist verloren und hingegen, wer sich selbst liebt, der ist auf dem Wege etwas Großes zu werden. — Du hast einige treffende Bemerkungen über mich gemacht. Doch die kleinen Dinge mache ich weit besser, als in Göttingen und welches sind denn die großen Dinge, die Du von mir hoffst? — Ich werde noch lange immer werden, doch scheint mirs als könnte ich itzt die Bahn, die ich noch zu durchlaufen habe, gleichsam schon übersehen. — Ich glaube, daß ich mich auch im Ernst treffend darstellen könnte.

Was gebückt an der Erde fortschleicht, läßt sich wohl durch Ton und Wort gefangen nehmen; aber auch Geist?

‚Leicht wie Äther schlüpft er fort.' Ein echter Geist trägt das Haupt stolz empor, und das tut auch der, den ich meine — er filzt die Natur aus, wenn sie ihm nicht gehorcht — was von ihm kömmt und um ihn ist, soll jedes in seiner Art das beste und edelste sein.

‚Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid Mit etwas Stickerei', das trägt er gern. Hätte er doch gern etwas zarteres als Worte zum Organ seiner Gedanken. — Es ist die Art der Geister den Verstand der Forschenden zu verwirren — und dieser verleugnet auch hier seine Abkunft nicht. Er ist ein ahndender und auch ihn kann man oft nur ahnden. Verzweiflung und Mutwillen, Pedanterie und Grundsatzlosigkeit, romantischer Mut und zarte Menschlichkeit, die feinsten Gefühle und Frevel der Laune oder Bitterkeit gehen in stetem Wechsel aus ihm hervor; und es ist auch ein feiner Zusammenhang in dem allen. — Was

ist mit ihm zu machen? — Frage Deine Weiber. Ich werde ihnen mein Herz öffnen.

Meine Briefe haben nun doch einmal die Gestalt — einer göttlichen Komödie — und so will ich nun nicht vergeblich suchen, Ordnung hineinzubringen. Du magst selbst zusehen ob was folgt in die Hölle oder ins Fegefeuer gehört, eine Auswahl junger Geister der neugebornen Bücher....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [32]

15. und 28. Juli 1792

... Mein Freund, Du teilst Deine Geheimnisse mit wie Frauen ihre Gunst, — immer mehr, und nie alles. — Ich sollte Dir eigentlich ernstliche Vorwürfe machen über Deinen Hang da künstlich zu sein, wo die höchste Einfalt herrschen soll; aber Du bist der süßen Vorwürfe aus süßem Munde mehr gewohnt, als männlicher, und ich bin auch itzt zu sehr mit Dir und Deinem Schicksale zufrieden, als daß ich schmählen könnte. Sag mir, hast Du im Ernst geglaubt, daß ein menschliches Gehirn den Sinn dieser zerschnittenen Briefe enträtseln könnte? — In Wahrheit wenn es nicht B. wäre, wenn dies Phantom mich nicht mehr interessierte als die Wirklichkeit der Weiber, die ich kenne (— ein Phantom, dessen wirkliches Erkennen mir vielleicht gefährlich sein könnte —) so würde ich den Geist dieser einzelnen Laute nicht zu ahnden versuchen. —

Nun! genieße Deiner Jugend, und Deiner heimlichen Freuden. Wenn sie dauern, so wirst Du neu aufleben, dann ist die Zeit gekommen, da Du alles werden wirst, was Du sein kannst. B. sagt sehr fein, ‚für Deinen Geist ist mir nun nicht mehr bange usw.' Dein Glück wird Dir unendliche Kraft geben und es wird auch ein Teil dieser neuen Kraft sich gegen mich wenden, unsre Freundschaft wird ein neues Leben erhalten....

Schreib mir recht viele Stellen aus ihren Briefen ab. Das

kleine Stück aus ihrem ersten hat mich bezaubert; es ist so viel Liebe und Wirklichkeit darin; mehr als gewöhnlich in B.'s Briefen. Meine Gedanken über diese ganze Verbindung, und ihren Einfluß auf Dich wage ich nicht eher festzusetzen, bis Du mich noch weiter hinein geführt hast. Indessen kann ich mich auch itzt Deines Glückes freuen, vielleicht hast Du itzt den Gipfel Deines Glückes erstiegen, und vielleicht ist itzt die Zeit gekommen, wo Du das werden mußt, was Du auf Deine Lebenszeit bleiben wirst. Nutze Dein Glück für Deine Vortrefflichkeit.

Mit Sophiens Bildnis würdest Du mir ein großes Geschenk machen, aber ein noch größeres mit Deinem eignen, um das ich Dich schon einmal gebeten habe. Laß Dich itzt in der glücklichsten Stimmung Deines Geistes zeichnen: das, was ich am meisten an Dir liebe, ist am sichtbarsten, wenn Du glücklich bist.

Du bist mir noch die Geschichte Deiner ganzen Verbindung mit B. schuldig; weißt Du? — Ich werde mich auch mit halbierten Briefen abfinden lassen. Hier hast Du sie mit Dank zurück; Du weißt daß sie mir lieb gewesen sind, weil ich sie so lange an mich gehalten habe. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen für mich gewesen, aus den vielen Fragmenten die Du mich hast sehen lassen, das große Ganze ihres Geistes zu erraten. — Welches Weib! — Du Glücklicher, Du wagst es noch zu klagen? — Was wollte ich nicht mit einem solchen Glücke ertragen! Aber ich mag hieran gar nicht denken, was ein Weib mir sein könnte; daß ich eins der größten Güter so ganz entbehre.

Nun lebe wohl, Bester. Nächstens recht viel.

Caroline an Meyer [33]

Mainz 29. Juli 1792

... Mir tät es auch not zu übersetzen ums tägliche Brot — aber es ist noch nicht so weit gediehn, trotz einiger Versuche.

Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle solche fehlgeschlagne Plane ertrage, und fest auf die göttliche Vorsehung traue. — Alles schlägt mir fehl. — Wenn der Nebukadnezar nicht wäre, so könnt ich jetzt recht glücklich sein. Sie sollen sehn, ich werde es niemals werden. Ist das nun wohl meine Schuld? Und dennoch zürnt meine milde Seele nicht mit dem Schicksal — und trachtet nur darnach, sich auch das Härteste zu versüßen. Es ist doch nicht zu leugnen, daß mir vieles fehlt — und wenn ich es tief im Herzen fühle, klag ich mich wohl am Ende darüber an. Nichts verzeih ich mir weniger als nicht froh zu sein — auch kann der Augenblick niemals kommen, wo ich nicht eine Freude, die sich mir darbietet, herzlich genießen sollte. Das ist mir natürlich — das wird immer meine Unruhe dämpfen, meine Wünsche zum Schweigen bringen — und wenn es auch lange noch keine Gleichmütigkeit wird, so kann ich doch nie unterliegen. Ich habe mich nun einmal so fest überzeugt, daß aller Mangel, alle Unruhe aus uns selbst entspringen — wenn Du nicht haben kannst was Du wünschest, so schaff Dir etwas anders — und wenn Du das nicht kannst, so klage nicht — nicht aus Demut, aus Stolz ersticke alle Klage. Die Moral hab ich mir nicht der Strenge wegen erfunden, ich konnte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konnte....

Caroline an Meyer [34]

Mainz, 12. August 1792

... Ich habe leider in solchen Dingen, die nicht von der strengsten Notwendigkeit befohlen werden, und in denen ich nicht selbst tätig werden kann, eine Heftigkeit, von der meine stille Außenseite nichts sagt. Wie oft hat er mich schon gegen meine Überzeugung nachgeben machen — wenn sie nun einmal stärker

würde, als mein Wille sie zu beugen — wenn das Unrecht nun so offenbar wäre, daß ich ihn verdammen müßte? Das ist der Augenblick, gegen den sich meine ganze Seele sträubt. Lieber Meyer, ich würde mich betrüben, wenn Sie dies Gefühl für die Spannung der nächsten Erwartung, oder wenn Sie mich überhaupt für überspannt hielten. Ich kann es nicht anders sehen, nicht anders sein. Wenn eine Empfindung zu quälend wird, wenn der Schmerz nicht mehr süß ist — ists nicht natürlich, daß man sich loszureißen strebt? Aber wenn dieser Sieg das Herz von dieser Seite nun für immer verödet, ist es dann nicht schrecklich? Ich hätte dann nur noch mein Kind, und würde es nicht ohne Angst anblicken können — meine Sorge und Liebe würden von ihrer Entschlossenheit verlieren. — Meine Lage gibt mir nicht die wohltätige Zerstreuung nützlich für andre sein zu können. Begreifen Sie mich nun wohl? Ich habe manches überwunden — nicht aus Stärke — sondern weil ich aus dem Leid noch Freude schöpfen konnte — ich schied von dem Gegenstand einer in meinem Leben gewiß einzigen Anhänglichkeit und vergaß den Abschied über ihr — ich fügte mich in Verhältnisse, die mich bei einem leeren Herzen unsinnig gemacht hätten — es erhielt meinen Kopf in der Fassung sich damit zu amüsieren. Ein Strom der reinsten Heiterkeit konnte sich über mich ergießen, wenn die Sonne schien — oder auch der Wind an die Fenster stürmte, und ich nur über einer Arbeit eifrig saß. Mir ist jede Stunde wohl gewesen, wo mir wohl sein konnte. Bin ich es, die nach fruchtlosem Gram jagt? Nein, mein Sinn gehört jeder möglichen Glückseligkeit — das Schicksal gab mir wenig — es ist hart mir dies rauben zu wollen. Das würd ich vielleicht nicht überwinden, denn Gedankenlosigkeit ist mein Leichtsinn nicht. — Ihr Brief hat einen tröstlichen Eingang, der sich an die wachenden Träume meiner letzten schlaflosen Nacht schließt. Wenn die Vorstellung auch falsch ist, so weiß ich doch den Schöpfer schon nicht zu verteidigen, der sie im Gehirn seines Geschöpfes entstehn ließ — die Idee vom vorigen lästigen Dasein....

August 1792

Ich muß Dir nun sagen, was mich in die Gesellschaft gezogen hat, es war die Neigung zu einer Frau, die ich bis itzt fast nur noch in Gesellschaften gesehen habe. — Es läßt sich ganz unmöglich schon eine Erzählung davon machen — ich habe mich noch nicht der kleinsten Gunst zu rühmen; ich habe noch nicht einmal ein einziges armseliges Billet angebracht. Zwar habe ich wohl einige gute Zeichen erhalten, aber noch das letztemal bin ich sehr unglimpflich behandelt worden. Ich hatte es aber auch verdient.

Einige Tage später

Du siehst leicht ein, daß ich itzt gar nicht imstande bin, Dir zu sagen, wie die Sache ist; dazu kenne ich sie viel zu wenig und bin viel zu leidenschaftlich; ich gäbe alles darum Dich hier zu haben, Dein Rat würde mir gleich helfen. Eine halbe Stunde tête-à-tête würde mich auch au fait setzen; darauf muß ich vielleicht noch einige Zeit warten: bei dem versteckten Gespräch in größerer Gesellschaft fallen so viele Mißverständnisse vor, daß man am Ende nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Mit jedem Moment wechseln alle Leidenschaften in mir; es würde vergebens sein mehr zu sagen, ich könnte Dir doch nur die Ansicht eines Augenblicks geben. Aber sobald als ich fähig bin zu erzählen, sollst Du alles aufs pünktlichste wissen.

Du kennst mich, Du wirst also wissen, wie mir ist; wie die Leidenschaft mir die Nichtswürdigkeit meines Lebens deutlich macht. Ich habe das nie so gefühlt wie itzt, und vielleicht ist unsre Trennung nahe. — Es fällt mir schmerzlich, Dich um Geld bitten zu müssen. Aber es ist nun geschehen und ein Teil meiner Glückseligkeit schier hängt nun davon ab. Was Du mir geben kannst, hängt von Dir ab, nur bitte ich Dich, es so bald als möglich zu schicken.

Warum soll ich leben? — Du kannst mir das nicht beantworten, und kannst mir nicht aus Gründen raten zu leben, wenn

nämlich nach andern Gründen als nach der Neigung entschieden werden soll. Denn frage ich diese, so ist kein Zaudern. Ich würde Dich nicht mit der Freude wieder umarmen, als die Werkzeuge meiner Freiheit, in der Gewißheit, sie gleich brauchen zu können.

Ich bin matt und kann nicht mehr schreiben. Etwas wollte ich Dir doch schicken und so muß der Brief nun so fort wie er ist. — Von meiner Versorgung und meinen Aussichten auch ein andermal. Nur soviel vorläufig. Wenn Du eine Hofmeisterstelle für mich in Holland findest, so bin ich geneigt zu kommen. Vielleicht bedarf es aber aller tiefen Plane auf die Zukunft nicht.

Schreib mir itzt viel, ich will Dir zur bessern Zeit vergelten.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [36]

5. Oktober 1792

Sehr würdig ist der Gegenstand wohl nicht. Zwar ist sie schön, sie hat sehr viel weiblichen Verstand, sie will auch männlichen haben, aber ich zweifle, ihre Liebe ist mir noch ein Rätsel, feurig mag sie wohl sein, wenn sie nur nicht allein im Blute tobt.

Ich habe mein Spiel sehr schlecht gespielt; jeder Zug fast ein Fehler. Ich habe mich noch nicht der kleinsten Gunst zu rühmen. Und doch, wenn ich alle Umstände zusammen nehme, die mir günstig sind, so glaube ich mein Ziel noch zu erreichen. — Dein Rat ist falsch; zu früh waren meine Erklärungen nicht — zu spät. Wäre ich schneller gewesen, so hätte ich wohl schon itzt alles was ich wünsche. Sie ist darüber äußerst empfindlich, auch darüber, da sie glaubt, ich hätte einige günstige Zeichen nicht verstanden; dies ist entscheidend, sie äußert mit Mißvergnügen Furcht über Mangel an Vorsicht, sie fürchtet daß ich nur ihre Schönheit liebe, ich soll Achtung für ihren Verstand haben, sie zeigt gern daß sie auch die Eigenheiten meines Geistes faßt, nämlich die, auf die ich einen Wert lege — es entfuhr ihr einmal eine flüchtige Röte der Eifersucht,

im Anfange unsrer Bekanntschaft. — Dazu nimm sehr bedeutende Blicke. Zwar gab sie mir schon vor langer Zeit das erste Billet, welches ich ihr beim Handkuß in die Hand drückte zurück: ich weiß aber noch nicht ob nicht vielleicht meine Ungeschicklichkeit daran schuld war — in dem Augenblick verlor ich so ganz alle Fassung, daß ich nichts unterschied. Es ist beinahe wahrscheinlich, weil sie einige Tage darauf mir es abforderte; ihre Worte ließen sich nämlich sehr gut so auslegen, und wenn ihre Worte einen versteckten Sinn haben können, so haben sie ihn gewiß. Ich hatte das Billet — oder vielmehr ein andres — denn ich habe viele so an sie geschrieben — bei mir und gab es nicht. Ich hätte der Freundin auch wohl ein Billet geben dürfen, hätten nicht unglückliche Zufälle mir die Gelegenheit geraubt; denn ich irre mich gewiß nicht darin, daß eine Freundin da ist, sie machte mir, glaube ich, einmal Vorwürfe, daß ich sie an einem Orte wo ich hätte sein können, nicht aufgesucht. Daraus zusammen läßt sich folgern, daß nicht nur ihre Eitelkeit geschmeichelt ist, sondern ich glaube hoffen zu dürfen. Wäre es nur Eitelkeit, so hätte sie sich ganz anders betragen damals, als ich alle Beleidigungen gegen sie ausstieß, die man einer Frau sagen kann. Sie hätte mich dann ganz entfernt.

Nur einmal sahe ich sie allein und das nur wenige Minuten. Es kam ganz unerwartet, die heftige Bewegung in die ich geriet machte ihr das größte Vergnügen; — vielleicht irre ich mich doch, wenn ich glaube, daß sie auch nicht ganz ruhig war. — Sie nahm, ich weiß nicht wovon, Gelegenheit mit vieler Bitterkeit zu sagen ‚und da Sie weit mehr Verstand haben als ich'. Ich sagte: Ihre Bescheidenheit ist wie Ihre Bonhommie (ich hatte ihr einmal halb Scherz halb Ernst medisante Bonhommie vorgeworfen). Sie forderte Erklärung; ich sagte: Sie sind sehr stolz. Sie geriet in Verwirrung und wußte nichts zu sagen als ‚und Sie sehr offenherzig'; aber ich merkte daß ich durch diese zwei Worte unendlich viel bei ihr gewonnen hatte.

Könnte ich nur eine einzige Stunde mit ihr allein sein!

Kurz drauf verreiste sie; seit den vierzehn Tagen, da sie wieder hier ist, habe ich sie ganz vernachlässigt; meine Verzweiflung hatte so überhand genommen, daß ich doch sicher nur alles verdorben hätte. Gestern sahe ich sie zuerst wieder. Sie zwang sich, so dünkte mirs, eine natürliche Kälte anzunehmen; sie wollte mich glauben machen, sie hätte neue interessante Bekanntschaften gemacht; aber wäre dies, warum es zeigen? Zwar hat mich das Betragen der Freundin ängstlich gemacht, als wäre es mehr als Verdruß: bin ich aber nicht verdrängt, nur vors erste ganz aufgegeben, so ist die Sache sehr leicht gutzumachen.

Ich hätte diese armselige Raserei gegen Dich nicht Liebe nennen sollen. Du darfst davon nicht so viel hoffen, als sie für Dich tat. Doch würde ich lernen Menschen zu behandeln und lügen, da so viel Zwang dabei ist: und bin ich glücklich, so wird mich das fröhlich und sanft machen, dadurch stark. Ich kann Dir itzt kein Bild von ihr und meiner Liebe geben; es ist zu früh: auch eine vollständigere Erzählung bleibt Dir künftig. — Denn bis itzt ist ja noch so wenig zu erzählen, wenigstens keine Taten von mir. — Ich wollte also nur meine Hoffnungen und Erwartungen mit Dir teilen. Ich nutzte die einzige heitre Stunde, die ich seit langer Zeit gehabt.

Nun nur noch schnell vor Abgang der Post die Geldangelegenheit. Ich fürchte Deine Großmut zu mißbrauchen. Aber wäre es Dir nicht möglich Dir, ohne Schulden zu machen, einen Monat vorauszugeben zu lassen? — Wenn ich nicht zwanzig oder doch fünfzehn Dukaten von Dir erhalten kann, so gerate ich in die größten Verlegenheiten. — Einen Teil davon wenigstens wünschte ich recht bald. — Verzeihe mir den Ausdruck betteln; ich nannte es so, im Verdruß über meine Verschleuderung des Geldes und Trägheit in Erwerbung. Es muß mich kränken Geld von Dir zu fordern, da ich manches davon so ausgegeben. Nicht nur das was Gesellschaft und meine Gesundheit nötig machte; auch Debauche, der ich mich aus Verzweiflung einige Zeit ergab, hat mich in

Schulden gestürzt. — Ich verspreche Dir aber auf die Zukunft bessere Ordnung und Aufmerksamkeit.

Es ist noch etwas in Deinem Briefe welches itzt so flüchtig nicht beantwortet werden kann; ich sehe aber, daß Du Dich nie von mir wenden wirst. Wenn ich will, so darf ich doch nun nicht heimlich entwischen; ich kann mit Ehren und fröhlich verlassen.

Nächstens mehr. Schreib mir bald. Deine Briefe sind so kurz, und sie sind mir doch so nötig. Du bist mir das Ende der Geschichte Deines Glücks noch schuldig.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm . [37]

Dein Brief war ein heller Strahl in die Finsternis und auch Dein Geld kam zur rechten Zeit. Von beiden brauche ich mehr. Ich muß Dich noch um 15 Dukaten bitten: das heißt wenn es Dir möglich ist mich zu retten. Und dann bitte ich Dich recht sehr, schreibe mir itzt oft und viel; ich bedarf itzt fremder Kraft so sehr, und hier bin ich in dieser Rücksicht allein. Du bist der einzige Mensch, der mir Kraft geben kann. Dies kannst Du nicht nur, indem Du über mich schreibst; denn ich werde doch wohl nicht so weitläufig und so fein sein können, daß es Dir möglich ist den rechten Punkt zu treffen. Teile auch Du Dein Leben mit mir; ich bitte dies itzt, da Du glücklich bist, aber ich will auch darum bitten, wenn Du Unglück zu teilen hast. Das Ende Deiner Erzählung bist Du mir lange schuldig. Mitgeteilte Briefe von ihr könnten sie wohl am treusten darstellen. Wenigstens waren es nur B.'s Briefe, die sie mich einigermaßen kennen lehrten. Das ist wohl nach alter Weise, daß ich einmal wieder einen halben Brief von ihr zu lesen bekommen. Alles, was von ihr kommt, ist mir merkwürdig. Ihr lebendiges Bild von Goethe kömmt mit meinen Vermutungen und Körners und andrer Erzählungen überein. Meine Liebe zu ihm ist nicht mehr dieselbe. Der Inbegriff seiner Werke ist der Abdruck einer eigennützigen

kaltgewordenen Seele. Der Werther, Götz, Faust, Iphigenie und einige lyrische Stücke sind der Anfang eines großen Mannes — es ist aber bald ein Höfling draus geworden. Aber auch in diesen ist die Wahrheit zu sehr Absicht, peinlich gelernte Wissenschaft, nicht angebornes Wesen. Ich meine die Einsicht in den Geist der Welt, woran selbst Klopstock ihn übertrifft. Und dann die Männlichkeit und der reife Verstand desselben, die jugendliche Kraft durch Erfahrung geübt, und durch Gedanken beherrscht. Es schlummert viel Stoff in mir, ich weiß aber nicht ob Stoff zu einer Ästhetik oder zu einem Kunstwerk. Es ist aber noch nicht Zeit. Teile Dein Künstlerleben mit mir. Es war ja in Göttingen beiden so nützlich, und in Amsterdam hast Du es nicht mehr getan. Die bösen Weiber haben Dich mir gestohlen. Es knüpft sich auch für mich noch ein Genuß der Erinnerung daran — denn gemeinschaftlicher Kunstgenuß ist ja unser ältestes Band.

Ich habe einmal wieder unter so vielen Bekanntschaften das Glück gehabt einen jungen Mann zu lieben. Du weißt nun schon daß die Bekanntschaft schnell gewesen sein wird. Ein Graf Schweinitz aus Halle. Da habe ich denn einige Tage unter einer Gesellschaft Debauchés und Haudegen gelebt, geduldig ihre Vertraulichkeiten von . . . Farao und Mädchen angehört. Doch einer unter ihnen war ein feineres Wesen. Er kannte seine Gesellschaft. Ich sagte ihm flüchtig: ‚Deine Freunde da gefallen mir gar nicht'. Er lächelte (er hat ein sehr feines Lächeln) und sagte kurz: „Findest Du das auch?" wie er überall wenig spricht. Er nannte dann den einen, den auch ich vorzog. Ich habe mit allen meinen Spaß gehabt. Ein lustiges Volk! So viel Geld und so wenig Gehirn! Ich habe viel Nachrichten von ihm bekommen, denn es waren seine Kameraden von früher Jugend auf und ein offenherziges Volk! Er gefällt mir über alles. Es ist noch so früh, doch will ich versuchen einige Gedanken zu entwickeln. Denke Dir erstlich einen schönen Mann in der Blüte der Jugend, künftigen Erben einer halben Million, im Gesichte feinen Geist, Stolz, aber auch

Spuren der Wollust, der er jetzt ganz ergeben ... und doch so viel Empfänglichkeit für jede leiseste Anforderung von mir; so feine Erwidrung, als ich sie äußerst selten gefunden. Er ist mehr fröhlich, aber dabei doch feine Menschlichkeit und Männlichkeit, auch ernstes Interesse. Er sprach mit Wärme von Deinen Gedichten; er macht selbst welche, über die er höchst bescheiden sich ausdrückte. Aufbrausend, großmütig und bescheiden. — Er fand auch unter hiesigen Studenten schnell die guten heraus. — Aber bald mehr davon. Wir werden uns oft sehen und uns schreiben. — Ich überlasse mich so gern dem Enthusiasmus so ganz, daß ich alle Besonnenheit abwerfe und jede Furcht vor Selbsttäuschung vergesse. Ich bin nun schon so oft bitter gekränkt, sollte es wieder sein?

Mein Geist ist noch nicht ermordet. Du siehst dies zum Teil aus dem ersten Blatte. Fürs erste wird Dich mein voriger Brief schon beruhigt haben. Ich schäme mich itzt fast, daß der Gedanke, der Spott eines verächtlichen Weibes zu sein, mich zuerst so ganz feig machte. Das übrige nächstens. — Über die Möglichkeit mir eine Hofmeisterstelle in Amsterdam zu schaffen recht umständlich. Dies ist die einzige Beschäftigung, unter allen mir möglichen, die ich gern übernähme. Sie ist mir notwendig, weil ich nur da soviel erwerben kann, als ich nötig brauche. Meine Gesundheit erfordert viel — ich fechte und ich werde auch reiten müssen. Ich werde ohne Reue immer soviel brauchen als ich bedarf um zu sein, was ich will und muß. Fehlt mir das, und ich tat vorher alles, so kann ich ruhig weggehen.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [38]

Leipzig, 21. November 1792

Diese Antwort kömmt so spät, wegen einer Unpäßlichkeit von einigen Wochen, die mich zu angreifenden Geschäften unfähig machte, und einiger nötiger Briefe nach Haus und an Papen.

Itzt erst fühle ich mich stark genung, einen Brief zu beantworten, der mir das Herz durchbohrte. Ich klage Dich bei Dir selbst an, nicht über den zum Teil gerechten Tadel; aber über den Scherz. Konnte es Dir so gleichgültig sein mich tadeln zu müssen? Ich will Dir verschweigen, in welcher Lage ich Deinen Brief empfing; da ich in Verzweiflung lange sehnlichst dem letzten Troste entgegengesehen, und mich nun verspottet sahe. Dies konnte ich nur einen Augenblick der heftigsten Kränkung glauben, und ich sehe itzt Deinen Brief als einen wahren Beweis Deiner Liebe und Deiner frohen Lage an; doch wünschte ich, das frohe Gefühl Deines Glücks hinderte Dich nicht, Dich in mich zu versetzen. Ihr Glücklichen vergeßt so leicht, wie leicht wir zu verletzen sind, und daß wir Unglücklichen heilig sind.

Ich werde nun fast ängstlich suchen, das Rauhe meinen Mitteilungen zu benehmen — und über dem Abwägen verschwindet vielleicht das Gefühl. Dein Vorwurf trifft mich sehr tief, weil er so wahr ist, und mehr sagt, als es scheint. Mein Gespräch ist noch weit rauher, als meine Briefe, und es ist nicht bloß Äußeres, es ist wirklich Ausdruck meines Geistes. Ich fühle selbst in mir beständigen Mißklang, und ich muß mir selbst gestehen, daß ich nicht liebenswürdig bin, welches mich oft zur höchsten Verzweiflung treibt. Es fehlt mir die Zufriedenheit mit mir und andern Menschen, die Sanftmut, die Grazie, welche Liebe erwerben kann. Ich wünschte so auf die Menschen zu wirken daß von meiner Rechtschaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit allgemein oft und viel mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiste brauchte gar nicht die Rede zu sein, oder höchstens sollte man mich verständig finden. Jedermann sollte mich gut nennen, wo ich hinträte, sollte sich alles erheitern, jeder sich nach seiner Art an mich schmiegen, und die sich was dünken, mich gnädig anlächeln. — Aber längst habe ich bemerkt welchen Eindruck ich fast immer mache. Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune, und meine Nähe drückt. Am

liebsten besieht man mich aus der Ferne, wie eine gefährliche Rarität. Gewiß manchem flöße ich bittern Widerwillen ein. Und der Geist? — Den meisten heiße ich doch ein Sonderling, das ist ein Narr mit Geist. — Meine tägliche Anstrengung ist vergeblich, und Du hast nur meinen Schmerz vermehrt. Aber dann haben Dich auch die Weiber verzärtelt und der weibische Foelkersohm. Ich bewundre Sophiens Sanftheit, aber verlerne nur nicht auch rauhen Wert zu schätzen. — Wenn ich geliebt würde, so würde ich liebenswürdiger werden. Aber fast fürchte ich, es ist auch bei Dir mehr Interesse als Liebe. Es ist seltsam zu bitten, daß das vorangehen soll, was nur folgen kann. Aber ich kann weiter nichts hinzusetzen, als das, was so ganz hieher-gehört, obgleich ich es zuerst gestern an Papen schrieb.

‚Ich wünschte, ich könnte was bessers mit Dir teilen, als meine arme Existenz. Verschmähe es aber nicht und teile auch Du wieder mit mir. Laß mich in Dir glücklich sein, da ich es in mir nicht bin. Ist das aber nicht, sei es das schlimmste, ich will es gern mit Dir teilen.'

Die Lügen hoffe ich verteidigen zu können. Stoße Dich nur nicht an der Ecke des Worts, so wirst Du eins mit mir sein. Erwäge alle Eigenschaften des Menschen und der Welt, und Du wirst finden, daß sie mit größter Kunst den Schmerz des Menschen beabsichtigen, die Lüge und die Selbstverachtung. Die Lüge ist der Menschheit so notwendig, als schwach zu sein, und das Schreckliche zu fliehen. Was ist aber schrecklicher als die Wahrheit, im allgemeinen und im einzelnen? Es ist unsern Kenntnissen von der Seele ganz analogisch, wenn ich vermute, daß viele die sich stets selbst belügen, der Schmerz in dem Augenblicke töten würde, da sie der Wahrheit ganz teilhaftig würden. Die Freuden, denen sie am meisten nachlaufen, sind kurze Irrtümer — und die schönsten Freuden sind so vergänglich, weil die Wahrheit sehr bald ihr furchtbares Recht geltend macht. Ohne Irrtum würde alle Tätigkeit erlahmen, denn nur wenn ein Gedanke den Schein eines unendlichen Werts erlügt, erhält die

Neigung volle Kraft ihn wirklich zu machen. — Diese Lüge der Natur gibt der Jugend ihre Energie, bis eine kurze oder lange Erfahrung gelehrt hat, daß alles nichtswürdig sei. Wie groß muß der Mann sein, in dessen Brust die reine Wahrheit ruhen kann, ohne das irdische Gefäß zu zermalmen? Wofern es nicht alle menschliche Kraft übersteigt. Dieses kann mir wohl so scheinen, da die wenige Wahrheit, die ich erkannt habe, mich unglücklich gemacht; und weswegen flieht man mich, als weil ich wahrer bin, als man sein darf? — Noch ein Grund wirkt vielleicht bei Dir, der glaubt, daß der äußere Körper die Modifikationen des Geistes ausdrückt. In gewöhnlichen selbst schönen Köpfen verrät nun jeder Zug, jede Bewegung das lügenhafte Herz. Aber zeige mir auch nur ein Gesicht ganz wahr, rein von allen Spuren der verborgensten Lüge und List, ein Gesicht das nicht lügen kann. — Die höchste Begeistrung kann kaum ein Bild der Wahrheit erschwingen; denn unter den sehr vielen Gemälden, die in Dresden vorhanden sind, sind nur einige Köpfe des Raphael der Art, und vielleicht einige des Mengs. Die Menschen des Correggio sind allesamt Lügner, obwohl sie mit Grazie lügen. — In der Wirklichkeit sah ich nie ein ganz wahres Gesicht. — Jeder absichtliche Irrtum heißt mir Lüge, und wenn ich hinzusetze daß es nicht nötig ist, sich der Absicht deutlich bewußt zu sein, so ist es nicht übertrieben, wenn ich zweifle, ob in vieler Leben ein einziger Moment ohne Lüge war. — Es ist trivial, daß wir uns stets selbst belügen, und keinem Zeichen trauen dürfen. — Lügen — das klingt beinahe so schlimm als Ermorden. Die esoterische Philosophie könnte aber wohl beide in Schutz nehmen. Viele besonders Schulweise halten das Lügen für an sich schlecht. Aber niemand von ihnen hat mir noch meine Frage beantworten können: ‚warum wir aufrichtig sein sollten?'*) Ich sollte dies nun auf Umgang und Freundschaft besonders anwenden. Ich kann über einen unerschöpflichen

*) Daß die Erkenntnis der Wahrheit ein notwendiger Zweck der Menschheit sei, dadurch gestört werde, ist unzureichend.

Gegenstand nur wenige flüchtige Gedanken hinwerfen. — Um nur geduldet zu werden, die gesellschaftliche Ehre zu erhalten, begünstigt zu werden, braucht es zahlloser Unwahrheiten. Ebenfalls aber auch um andere zu erforschen, sie zu erfreuen, und ihnen zu nützen, gegenseitige Liebe und Achtung zu erregen und zu empfangen. Zwar ist der Grad der Wahrheit der Maßstab der Erhabenheit einer Freundschaft, aber vielleicht nicht ihrer Freuden. — Und in keiner Erdenfreundschaft kann die Wahrheit ganz erreicht werden. Du erinnerst Dich an eine Stelle in B.'s Briefen, die dasselbe sagte. — Wenn die eherne Hand der Wahrheit alle Schleier zerrisse, so würdest Du auch in unsrer Freundschaft feine Lügen wahrnehmen. — Ich sage dies sicherlich nicht um das Kleinod meines Lebens zu schänden. — Nun noch die unzähligen äußern Verhältnisse, die es notwendig machen, und die nie so sehr als beim Verhältnisse mit Weibern und mit eigner Familie stattfinden. Es ist gut, daß ich gegen meinen Vater Religion und gegen meine Familie Achtung heuchle, die ich nicht habe. — Das wenige, was in menschlichen Verhältnissen Kunst ist, ist mit Geschick lügen können, und dies läßt sich lernen. Mit Weisheit lügen will unendlich viel sagen, und ist mehr als Kunst.

Nach einer Mitteilung, die (ich gestehe es) gar nichts wert war, hast Du schnell über meine Leidenschaft abgeurteilt; Du hast nicht erwogen was sie für mich, wie ich nun einmal bin, sein könnte. — Du vergleichst sie mit einem willkürlichen Bilde, wie es bei mir hätte sein sollen. Ich erstaune, daß Du nicht alles so erwartetest. Habe ich mich etwa verwandelt, oder kennt man sich niemals? Wußtest Du nicht, daß ich Mangel an innerer Kraft immer durch Plane ersetze? — Wenn Dich das Geständnis meiner Wünsche beleidigt hat, so muß ich Dir sagen, daß die Wollust so tief in meiner Seele liegt, daß sie bei jeder Liebe sein wird, obwohl mein Enthusiasmus für Männer Dir beweisen könnte, daß ich die Wollust für bessre Freuden lange vergessen könnte. Eine Liebe unter steter Entsagung aber wäre

mir Qual. Was wäre eine Liebe ohne volle Vertraulichkeit, und Enthusiasmus? — Das erste folgt nur aus der letzten Gunst, und das andre führt dazu. — Könnte ich sie Dir nur zeigen, Du würdest anders urteilen, meine Wahl billigen. Es wäre leicht, ein reizendes Bild von einer verführerisch liebenswürdigen Frau zu machen. Und noch immer glaube ich, daß sie wirklich lieben könnte. Jugendliches Feuer — eine blitzschnell entzündbare Phantasie — ein Verstand, der mit Feinheit schätzt und unterscheidet (unsre Wahl trifft meist zusammen, nur sind ihre Urteile nicht so schneidend, und gehn etwas mehr auf äußern Schein) eine wahre, prunklose Anhänglichkeit an ihre Freunde (diese zeigt sich besonders gegen eine Schwester und Schwager, die liebenswürdig und sehr verständig schienen) Leichtsinn — List — etwas Eitelkeit, mit aller Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Fröhlichkeit geschmückt — und dann besonders manches, was mich ahnden läßt, ihre Neigung könnte wohl inniger und feiner sein, als sie bis itzt selbst erfahren hat. Was könnte das vereinigt nicht hervorbringen. Gewiß! sie muß lieben können. — Dabei ist unbegreiflich, (vielleicht die Heftigkeit des Temperaments) daß nur ihr selbst verächtliche Menschen scheinen bisher ihre Gunst genossen zu haben. Dies ist es, was mich von ihr zurückstieß — und dann ein gewisser Mangel an Güte, da sie beleidigt fast hämisch ist — und endlich die entfernte Ahndung, daß Heftigkeit ihr wohl nicht erlaubt, ihre Gunst mit Grazie zu geben. — Über zwei Intrigen gaben mir wahrscheinlich Gerüchte den ersten Argwohn, ihre Wendungen, diesen Argwohn zu ersticken, und ihr Benehmen bei meinen Anspielungen fast gewisse Überzeugung. Einen kenne ich genau. Nimm ihm so viel Äußeres als notwendig ist, um zu brillieren und es bleibt ein ganz nichtswürdiger — ein Debauché wie ein Friseur. Sie verachtet ihn, also waren seine Verdienste wohl Verderbtheit, Schlauigkeit, Diskretion. An Kitzel der Eitelkeit und Nahrung der Phantasie ist bei dieser Intrigue nicht zu denken. Nimm zusammen — ihr Leichtsinn — ihr Temperament — die Sittenlosigkeit der

hiesigen Damen — völlige Freiheit von Seiten des schwachen Mannes. — Es begreift sich wohin sie zielte und wie weit sie ging. — Möchten doch der Begünstigten zahllose sein, nur Männer lieber als ein Nichtswürdiger. — Die Ungewißheit machte mich launenhaft, und unentschlossen, und dies verdarb meinen Plan. — Anfangs nur erst etwas gereizt, urteilte ich über sie fast wie itzt, doch hoffte ich fast, sie sei der Liebe fähig, und ich beschloß zu versuchen, sie auf mich zu lenken. — Auf Figur sieht sie nicht, auf Rang auch sehr wenig, und ich hatte Vermutungen, daß ein Charakter wie der meinige sie reizen könne. Fürs erste wollte ich nur ihre Einbildung beschäftigen — war ich nur erst dahin, daß ich mich ihr ganz zeigen durfte, so wird es nicht eitel sein, daß ich hoffte echte Liebe einer Frau verdienen zu können, da ich die Deinige verdient. — Ich stellte mich so heftig, als ich bald wurde, stolzer und sonderbarer als ich bin; meine Bewundrung sollte einen hohen Preis bekommen. Denn diese Dinge sind mehr für die Eitelkeit, als ein richtiger einfacher Verstand. Abwechslung tat das übrige und ich erreichte meine Absicht ganz. Zugleich sollte mich der Schein der Sonderbarkeit für manches privilegieren. — Unentschlossenheit in den günstigsten Momenten, da die Heftigkeit mir einige Zeit alle Besonnenheit raubte, fand sie unbegreiflich, und nichts beleidigt Weiber so sehr, als Nichterwidrung auch der kleinsten Avancen. Immer mehr stieg mein Argwohn, und ich äußerte einigemal Verachtung. Vielleicht tat Furcht vor meiner Unvorsichtigkeit das übrige, und ich glaube der Schein des Intriganten hätte mir nützlich sein können. — Ich habe gewiß nicht wenig verloren, denn hätte sie mir auch gar nichts neues gegeben, so würde sich doch sehr viel aus mir selbst entwickelt haben: obwohl unsre große Verschiedenheit für mich viel Schmerz zur Folge hätte haben müssen. — Mißtrauen und Eitelkeit machen mein Urteil über meinen Eindruck auf sie gleich sehr unsicher. — Es ist dem Weibe natürlich, mit einem heftigen Manne ihr Spiel zu treiben; es kitzelt ihre Eitelkeit um so mehr, je mehr männlichen Verstand

sie selbst ihm zutraut. Aber verächtlich bin ich ihr nicht, wie ich weiß; und wenn dies nicht ist macht heftige Leidenschaft allemal einigen Eindruck, sehr tiefen aber ein stolzes Zurückziehen. Seit ich aus jugendlichem Unsinn der R. gutgemeintes Wohlwollen zurückstieß, hatte ich merklich Einfluß, wenn nicht auf ihre Zufriedenheit, doch auf ihre Heiterkeit. Zwar macht sie, als hätte sie mitleidig mit meiner Einfalt mich aufgegeben. — Doch die besten Gründe liegen in kleinen Zügen — die ich vermeide, weil Du sie letzthin alle ganz mißverstanden: und Verständlichkeit würde einen langweiligen Roman erfordern. Damit Du nicht denkst, daß Eitelkeit oder Hoffnung mich verführt — noch dies: ich habe nicht die kleinste Spur von echter Liebe, aber ihre Eitelkeit und ihre Phantasie glaube ich gereizt zu haben, und auf kurze Zeit hat sie günstige Absichten für mich gehabt.

Meine Schmerzen habe ich mir selbst zu danken. Es war verwegen, Liebe in Lüge und Lust erzeugen, die feinste Verstellung mit meiner unverberglichen Heftigkeit, Launen, Mangel an gesellschaftlicher Erfahrung, Geld und Zuversicht gegen ein Weib durchführen zu wollen. Doch waren sie nicht fruchtlos — sie gaben meiner Seele einen gewaltigen Stoß. —

Mein Wille ist sie zu vergessen, durch beßre Mittel als bisher — angestrengte Tätigkeit. Das beste wäre wohl häufiger Umgang mit liebenswürdigen Weibern, wenn es nur stattfände. — Hätte ich doch nur 50 Thl. übrig! — und morgen wäre ich bei Schweinitz. Acht Tage bei ihm könnten mich verwandeln.

Meine Leidenschaft ist noch sehr stark. Ich hatte sie fast fünf Wochen mit Fleiß nicht gesehen: in diese Zeit fiel meine Krankheit, tiefeindringende Bewegungen ganz andrer Art, und angestrengte Tätigkeit mit interessanten Gegenständen. Vor acht Tagen sprach ich sie wieder — und seitdem hat sie mich Tag und Nacht fast nicht verlassen. Ja mich mit ihr in einem Saale zu wissen, setzt mich in die heftigste Unruhe, wie vom Fieber. Ich bin, scheint es, auch noch nicht aus ihrem Gedächtnisse ausgestrichen: bei ihrem Leichtsinn ein starker Beweis für

mich. Wenige Stunden allein könnten mir Aufschlüsse geben, die vielleicht eine Willensänderung möglich machten. Denn könnte nicht alles Einbildungen sein? Und dann hätte ich schlecht gegen sie gehandelt. Ich habe mich wenigstens über der Wahrheit zersonnen — aber so ist es, notwendig flieht sie uns, immer bereit uns unnütz zu quälen. — Nun endlich genung von ihr und vielleicht zu viel. Nur noch die Versichrung, daß ich die Besonnenheit nicht wieder verlieren werde. — Du hast nun reichen Stoff zu Vermutungen, welchen Gang ich überhaupt immer in der Liebe nehmen werde. — Du wirst von den besten Weibern geliebt sein, und ich bei den schlechtesten nicht reussieren. Sie können Dich als einen edlen Mann schätzen, und Du verführst sie so gut wie der liebenswürdigste Bösewicht; das wollen selbst die besten doch auch haben. — Mich werden nur wenige Weiber bemerken. Den eitelsten werde ich interessant sein, durch Hoffnung schwärmerischer Bewundrung. Vielleicht bin ich reiner Liebe nur gegen Männer fähig. Die Weiber sind seit einiger Zeit ein Lieblingsgegenstand meines Nachdenkens — aber ich denke gering von ihnen. Liebe, List, Divination Andrer sind häufiger unter ihnen, aber in größrer Vollkommenheit bei wenigen Männern.

Meine erste Liebe war die R. und sie hatte sehr viele, fast alle von den Kennzeichen, die Du mit so viel Wahrheit ihr beilegst. War gleich der Anfang linkisch, das Ganze sehr jugendlich, so verdanke ich ihr doch unvergeßliche Augenblicke in stiller Empfindung zu Hannover oder in zügelloser Ausgelassenheit in Dresden. Und endlich stürzte größtenteils sie mich in die tiefste Melancholie, in der ich ein Jahr in Göttingen immer tiefer sank, und aus der ich nur langsam und mit Mühe auferstand. — Das dürfte nicht Liebe heißen? — Du treibst eine kleine Pedanterei mit diesem Worte, die man Dir als Virtuoso zugute halten muß. Bedenke doch welche verschiedene Wesen Mensch heißen! — Deine Leidenschaft zur F. war, glaube ich, noch weniger wert als meine zur R. und jetzt muß ich diese Vergleichung ganz abwenden.

Sage mir, liebst Du S.? Ich glaube nicht — Du bist zu glücklich. Und Caroline auch nicht mehr. Beneidenswürdiger! Für die schönste aller Eigenschaften, Liebenswürdigkeit, trägst Du den schönsten Lohn davon, das Glück geliebt zu sein. — Teile doch endlich Deine Freuden ganz mit mir, und überwinde Trägheit, oder Geheimnissucht. — Die Erzählung ist noch immer halb, und S.'s Bild ist nicht gekommen. Noch immer ist die Stelle aus Carolinens Briefe in meinem Gedächtnisse ‚Du zähltest den Mann unter Deine Freunde?' — Über die ängstliche letzte Äußerung verlange ich mehr zu wissen. Ich könnte im schlimmsten Fall Dir vielleicht nützlich sein, und hoffe, wenn Du nach Deutschland zurückkehrst, den Vorzug vor Mainz. Laß mir diese Eifersucht — ich weiß, sie tat unendlich mehr für Dich, als ich je konnte. Aber war es nicht auch Glück, bloß Verdienst? An Willen glaube ich gleich zu sein. Und dann wärst Du ihr nur ein Freund — mir aber Alles. Auch hoffe ich künftig Dir mehr zu sein. — Mit größtem Interesse hörte ich letzthin viel Nachrichten von ihr. — Aber, der Augenblicke, wo sie Buhlerin war, sind doch wohl nicht wenige gewesen? Und sollte sie wohl, wenn die Guten fehlen, mit den Schlechten sich begnügen? Vielleicht müßte man ihr selbst darüber ein Privilegium geben. — Bei kleinen Briefen lege mir immer etwas von ihr bei. Ist es doch fast, als ob ich sie kennte! Gewiß wir müßten harmonieren durch Wahrheitsliebe, Freundschaftsenthusiasmus, und Stolz! Was würde sie wohl von mir denken? Hast Du ihr je von mir gesprochen? — Ist Deine Korrespondenz mit ihr gestört? Fast fürchte ich, unsre ist es auch; da ich seit einem Monat noch nichts bekommen.

Die gestandnen Ausschweifungen haben mir wohl einige Zeit Gesundheit gekostet — und sind sehr schlechte Mittel um weise zu werden. Doch war ich nie, die ganze Zeit über, lange untätig, und noch nie so tätig als itzt. Die Mitteilung unterbleibt, da der Brief oder das Buch doch endlich fort muß. Zudem ist meine Zeit geteilt unter juristische Studien und Kollegien in Metaphysik; die

Nebenstunden sind der medizinischen Lektüre gewidmet. Von dem Neuen der letzten Messe ist nicht viel zu reden. Ich denke seit etwa einem halben Jahre über die Dinge, die mit meinem Leben und meinen Handlungen am innigsten verknüpft sind, sehr viel, und besonders über den Umgang. Ich finde ihn der Anstrengung aller willkürlichen Kräfte würdig, nicht bloß als Erwerbung von Konnexionen und gesellschaftlicher Klugheit, sondern an sich selbst. Es ist falsch nur Arbeit für die Zukunft verdienstlich zu finden. Aber die meisten leben in Hoffnung und Einbildung, ich will aber in der Gegenwart und in der Wahrheit leben. — Hier hast Du einige Bruchstücke. Für den etwanigen Plan zum Hofmeisterleben habe ich mir Platner zum Gönner gemacht, dem ich zuwider war. Ich wußte seinem trivialen Garven zu gefallen, und man darf nur seine kleine Weisheit und unendliche Eitelkeit geduldig anhören, und dann und wann eine Laune nicht bemerken; auf seine Eitelkeit hatte es besonders Einfluß, daß ich ihm Anlaß gegeben, mich für einen bekehrten Kantianer zu nehmen.

Sonst ist es mit allem Umgang, der noch etwas wert war, aus. Des Besten nicht zu gedenken, so ist die kleine Freude mit Hardenberg geendigt. Um bei ihm so wahr sein zu dürfen, als ich war (ich kann Dolche reden) hätte ich mehr Schmeicheleien lügen müssen. Eitelkeit wegen meiner Meinung von seinen Talenten, und manches gleiche Interesse zog ihn nach häufigen kurzen Entfernungen immer wieder an mich, aber endlich beredete ihn doch beleidigte Eitelkeit, mein Benehmen sei hämische Tadelsucht, und unsinniger Stolz; er hielt mich für gefühllos und fing an mir nicht zu trauen. Auch sah ich immer deutlicher, daß er der Freundschaft nicht fähig, und in seiner Seele nichts als Eigennutz und Phantasterei sei*). Dazu kam — er hatte in pöbelhafter Lustigkeit schon einigemal meine Empfindlichkeit auf eine gewisse Art gereizt; endlich einmal brach ich trocken ab, mit Hindeutung auf ein Duell, obgleich er nichts gesagt, was einer Sottise ent-

*) Ich sagte ihm einmal: ‚Sie sind mir bald liebenswürdig, bald verächtlich.‘

6*

fernt ähnlich gewesen. Obgleich ich damals wirklich — das erstemal in meinem Leben — im Zorn war, so würde ich doch noch itzt ebenso handeln. Von da erlosch sein Zutrauen, und meine Neigung für immer. Es war mir doch etwas wert — ich wollte ihm so gern nützen, und auch gegen seinen Willen ist es doch wohl geschehen — er hatte Interesse für mich und meine Eigentümlichkeiten — Verstand und Witz hatte er wirklich nicht wenig. Du hast gewiß nach den Versen und meiner Schilderung ihn Dir zu kindisch denken müssen. Vergebens hoffte ich die Schwäche seines Herzens so zu erklären. Sie wird ewig bleiben und ewig mit schönen Talenten spielen, wie ein Kind mit Karten. Ich sagte ihm noch zuletzt: ‚Sie sehen die Welt doppelt; einmal wie ein guter Mensch von funfzehn, und dann wie ein nichtswürdiger von dreißig Jahren.'

Auch Berger, von dem ich so wenig geschrieben, weil er mich so wenig anging, den ich aber täglich sah, seit ich hier bin, ist fort. Wie schätzbar sind doch Rechtschaffenheit, Ehrgefühl, und treue Anhänglichkeit! Ich vermisse ihn — ohngeachtet seines beschränkten Verstandes, seines schwersinnigen Trübsinnes (erregt durch die Forderungen seiner Eitelkeit an sich selbst, und das dunkle Gefühl seiner Schwäche) seiner unzähligen Vorurteile. Er hatte den tiefsten Respekt für Professoren, Bücher und Worte, den größten Eifer, anhaltenden Fleiß, und doch so gar keine Einsicht in das Wesen irgend einer Wissenschaft. Auch seine guten Eigenschaften gehörten nicht ihm zu, es war alles an ihm Gewohnheit und Temperament. Und so ganz ohne innere Bildungskraft die verschiedensten Einwirkungen zu verknüpfen. Die Stücke lagen gleichsam roh nebeneinander. Hier ein großes von der Berlepsch — dort Bruchstücke aus Rousseau — da etwas aus der Kaserne und hart daneben etwas von alten adligen Weibern — hier Hefte von nicht verstandnen Kollegien und dann die Empfindungen empfindsamer Schwestern und Mütter, und drunter einige Grundsätze aus Assembleen und Bureaux d'Esprits. — Ein rechter Bilderkasten, wie man auf Messen um einen Dreier sieht —

und doch — denke Dir meine unendliche Armut — vermisse ich ihn. —

Wäre Schweinitz hier, er könnte meinen dreifachen oder zwiefachen Verlust wohl ersetzen. Ich mäßige meinen Ausdruck mit Bedacht. Denn nach augenblicklichem Gefühl, würde ich sagen: ‚ich hoffe ihn einst neben Dir stellen zu können.' Aber ich habe mich schon so oft selbst betrogen. Ich werde einen bessern Halt in seiner Seele haben, als Eitelkeit. Ich glaube einige Zärtlichkeit zu bemerken, und ist das, so lasse ich nicht ab, bis er in meiner Gewalt ist. — Meine Kräfte sind weit größer, als meine Tätigkeit, denn noch immer kämpfe ich mit dem Gedanken: ‚Es ist doch alles umsonst.' Fürchterlicher Abgrund! Zu stolz das ‚Etwas besser' der Mühe wert zu achten, sich danach zu bücken, sinken wir von der höchsten Einsicht, mit den schwächsten Menschen immer tiefer in Trägheit und Selbstverachtung. Wir sollen steigen, oder schnell endigen. — Gib mir den Glauben der Jugend wieder, und das Größte wird mir nicht zu schwer sein. Aber alles ist mir unbefriedigend, leer und ekelhaft — Du selbst, — ich selbst. Mich dünkt oft, als wäre es mir gleichviel, gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich zu sein. Nach diesem Glück und dieser Vollkommenheit lüstet mich nicht; und endliches Unglück hoffe ich wohl ertragen zu können. Ich könnte nun noch viele Bogen anfüllen in Antwort auf den kränkenden Vorwurf der aufbrausenden Ankündigung des Selbstmordes, und des feigherzigen Zögerns. Habe ich ohne Bewußtsein geschrieben, oder wie konnte das Mißverständnis entstehen, daß ein Weib, ein Weib mich zu dieser Unwürdigkeit treiben könnte? — Der Wert meines Lebens hängt nicht von einem Weib ab. Seit fast drei Jahren ist der Selbstmord täglicher Gedanke bei mir: ich verschob ihn, weil ich einsah, daß ich unvollendet und es also zu früh sei, welches ich sehr weit ausführen könnte: und ich verachte das Unglück zu sehr, um einige Jahre sehr unerträglich zu finden. Doch es gibt Fälle, wo kein Abwägen des Wertes des Lebens gilt, die ich nicht überleben will, und in die meine Dir bekannte

Lage mich sehr leicht setzen könnte. Ein Mann muß sterben, ehe er eine Unwürdigkeit tut; aber es gibt auch Unwürdigkeiten des Leidens. —

Nun habe ich mit Dir gerechtet, nun tritt die Liebe, die bisher schwieg, in ihr Recht. Nimm meinen heißesten Dank für Deinen Tadel, und laß es nicht den letzten sein. — Denke über mich von neuem nach — wir sahen uns lange nicht — und es ist schwer mich zu kennen — die am längsten mit mir lebten, und am schärfsten urteilten, gaben es ganz auf, wie ich selbst; und teile mir Lob und Tadel zu, wie Dir gutdünkt. Ich reiche Dir den Dolch selbst dar; schone nicht und durchbohre mir das Herz, wenn es notwendig. Von der Hand eines Bruders kann es nicht schmerzen, und schmerzt es auch, so will ich unsre Freundschaft gern auch mit meinem Blute versiegeln. — Ich glaube an Dich — wenn Du auch einen wahren Dolch gegen mich brauchtest, so würde ich Dir sterbend danken, in Gewißheit Deiner weisen Absicht.

Deine Sorgfalt für meine Geldsachen ist sich immer gleich. Ich nehme alles gerne so an, wie Du bestimmt hast, mit der Bedingung, daß Du vorsichtig genung bist, Dich selbst nicht in Verlegenheit zu stürzen. Die 6 Dukaten erwarte ich schon seit einigen Posttagen; wenn sie nur nicht verloren, oder Dich gar Unannehmlichkeiten gehindert. Ich habe indessen nötig befunden, bei noch jemand Hülfe zu suchen, ohne welche ich itzt nicht mehr sein würde — dieser ist Pape. Er verdiente, daß ich ihn Dir in dieser Rücksicht gleichsetzte. Ich erhielt sogleich, was ich verlangt, 100 Thl. und nun bin ich noch 200 Thl. schuldig. — Billigst Du mich? Es war nicht Feigheit — denn ich hätte den Tod vorgezogen, lieber als einen kriechenden Brief an meine Eltern. — Wenn man weiß, daß man geben würde, so darf man fordern, auch besteht die Freundschaft nicht in Geschwätz, sondern im Tun. Und ich weiß — unsre Freundschaft wird gewinnen. ‚Aber seine Sonderbarkeiten? Ist es nicht gefährlich?‘ Auf jeden Fall ist etwas in meiner Brust, welches bei jeder Gefahr ganz sicher ist.

1792/1793

... Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lange ich denken kann, hast Du versprochen, mir mehr Freund als strenger Vater zu sein. Ich hatte nie mehr Bedürfnis, ein erfahrenes Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, lieber Vater, und gerechter Tadel sind überflüssig, denn ich habe mir hundertmal Alles lebendig vorgestellt, was Du und die strenge Stimme meines eigenen Bewußtseins mir sagen können. Du weißt schon, was ich wünsche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden, ist jetzt die äußerste Grenze des Horizonts meiner Wünsche. Die Erfüllung dieser Hoffnung wird die fieberhafte Unruhe stillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, bester Vater, bist die größeste und fast einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Habe ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, und löscht dieser schnelle jugendliche Entschluß nicht alle Funken einer zärtlichen Liebe zu mir darin aus, die schon zwanzig Jahre alt ist und mehr aus dem innern Fond Deines Charakters als aus der Natur entstanden ist, so glaub ich auch, diese überwunden zu haben, so glaub ich, daß nichts mehr der Ausführung meines Vorhabens entgegensteht. Ehe ich meinen Entschluß fest faßte, habe ich freilich innerlich sehr mit der Vorstellung gekämpft, daß ich im höchsten Grade undankbar gegen Euch, liebe Eltern, erscheine, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerstöre und Euer Herz an der verwundbarsten Stelle angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, sondern gerade die Aussicht des ganzen Lebens mich bestimmen müsse, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Teil des Eurigen an diesem Entschlusse hinge, indem ich mir von ihm den vorteilhaftesten Einfluß auf die Bildung und Konsistenz meines Charakters verspreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schicksals gewiß würdet zufrieden sein; als ich

dies alles bedachte, so war auch mein Entschluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten und mein ohnedem verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Teilnahme, der Euch sonst so fremd war, nicht noch mehr niederdrücken würdet. Diesem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuschreiben, daß Du nicht der erste warst, dem ich mein volles bedrängtes Herz ausschüttete; ich konnte mich erst nicht überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich fahren zu lassen, die Dein strenger Sinn vielleicht seit langer Zeit schon als einen festen Eindruck zurückgelassen hat. So freundschaftlich und warm Du zuweilen bist, eine so hinreißende Güte Du so oft äußerst, so hast Du doch auch sehr viele Augenblicke, wo man sich Dir nur mit schüchterner Furchtsamkeit nähern kann, und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Teilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erschütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anscheinenden Ruhe und Kälte bist. Und dies fürchte ich am meisten. Nichts ist mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verschlossen zu sehen; ach, ich habe auch zu oft Dich im höchsten Grade wohltätig, offen, zutraulich, herzlich und als die Güte selbst gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte, und die sanfteste Überzeugung sich in jedem Herzen erwärmte. Wenn ich wüßte, daß Du immer so gegen mich wärst, so wäre kein glücklicherer Mensch als ich, so sollte auch kein Wort sich für Dich in meinem Herzen verstecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entschluß zu wenden und über ihn Dir alles zu sagen, was ich zu sagen habe.

Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich schon lange mit diesem Vorsatz umgegangen sei. Ich kann Dir aufs heiligste versichern, daß er erst seit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher habe ich nie daran gedacht, sondern mich mehr davor als vor einer Maßregel gefürchtet, die Ihr

ergreifen würdet, wenn mein Fleiß Euren Erwartungen nicht entsprechen würde. Die Entstehungsgründe sind kurz folgende. Bis Weihnachten war ich fleißig gewesen, das kann ich freiherzig gestehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, so war ich ein paar Tage krank, mißmutig und unzufrieden mit mir. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt getan. Mein bisheriger Fleiß erschien mir selbst in einem verächtlichen Lichte und ich fing an mich nach Ressourcen umzusehen. Da schoß mir zuerst, wie ein fliegender Gedanke, der Wunsch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt alles noch im tiefsten Hintergrunde stehen. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu, er sprach vom Soldaten. Ich redete ihm diese Sache so ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieser Wunsch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt wars, daß ich, verzeihe meine Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erste Zeit ging noch alles recht gut; aber diese Leidenschaft wuchs so schnell empor, daß sie in kurzer Zeit sich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft, zu widerstehen. Ich gab mich ganz hin. Überdies wars die erste Leidenschaft meines Lebens. Vielleicht ist Dir das nicht so fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerst empfindliches und heftiges Temperament hast; aber Du bist schon von früh an vertrauter mit der Idee der Pflicht gewesen, und meine Phantasie ist vielleicht ungebändigter, als es die Deine war. Genug, ich geriet in einen Zustand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anschaulich zu machen vermag. Hin und wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Bestimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innere Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut sah, daß ich nicht so sein sollte und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern beides

verknüpft hätte und doch keine Möglichkeit vor mir sah. Vierzehn Tage habe ich fast nicht ordentlich geschlafen und selbst diesen kurzen Schlaf machten mir lebhafte Träume peinlich. Da kam der Entschluß der Reise. In dieser Epoche sah ich Dich, Deine kurze Anwesenheit machte meine innere Situation verwirrter. Damals schrieb ich zuerst alles an meinen Onkel. Nachgerade legte sich dieses Seelenfieber, aber mein Entschluß blieb. Meine Leidenschaft ist jetzt ganz erloschen und Du kannst jetzt vor den Rezidiven dieser Leidenschaft sicher sein. Sie hob sich selber auf, als sie auf einen Grad gestiegen war, von dem Du Dir keine Vorstellungen machen kannst. Einige Wunden hat sie noch zurückgelassen, die nur die Zeit vernarben kann; aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigsten Zeiten meines Lebens. Daß ich in dieser ganzen Zeit nichts tat, kannst Du Dir leicht vorstellen, und Du wirst darüber nicht ärgerlicher sein als über die ganze Geschichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen, aber Dein Herz, Dein Selbstgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menschenkenntnis macht sie mir überflüssig. Mein Entschluß soll mich nun ganz allein beschäftigen. Die Entstehung desselben hast Du nun gesehen, und aus ihr ergeben sich leicht die meisten Motive. So aufmerksam ich schon seit langer Zeit auf mich bin, so gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, so hat mir doch erst diese Begebenheit die Augen geöffnet. Von meiner Leidenschaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich etwas so allgewaltig in so kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich so in meiner innersten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich sicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder so ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch strenge Disziplin meine Pflichten gewissenhaft zu tun; überdem sind es größtenteils mechanische Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten gestatten; als Zivilist, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geschäften aussehen, wenn solche Pausen von gänzlicher Kopfabwesenheit kämen. Ich würde

Euch, mich selbst und meine Pflichten täuschen, obendrein unglücklich sein und keinen Trost haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen. Meine leidenschaftliche Unruhe und Heftigkeit würde sich auf alles erstrecken, und leider würden die trockenen Geistesarbeiten davon den wenigsten Nutzen haben. Im Zivilstande werde ich verweichlicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur diese können ihn bilden und fest machen. Schon diese heftige Leidenschaft hat auf meinen Charakter und meine Einsicht einen, wie ich mir schmeichle, vorteilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter wie der meinige bildet sich nur im Strome der Welt. Einem engen Kreise kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch andere und mit anderen komme ich fort. Die Einsamkeit darf mich nicht mehr schmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht schonen. Dann fange ich erst an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit ist das Ziel meines Bestrebens. Nur sie macht edel und vortrefflich, und wo könnte ich sie eher für mich finden als in einem Stande, wo strenge Ordnung, pedantische Unbedeutendheit und Ein Geist zu Einem großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erscheint, und das Prinzip der Ehre das Selbstgefühl schärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man fast immer mit seiner letzten Minute umgeht. Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernst, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch seiner Kräfte und seiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Konsistenz und Bildung und Größe erhält, so müßte man auf der untersten Stufe der menschlichen Würde, der menschlichen Natur stehen. Ich hoffe, daß Du jetzt schon einsehen wirst, daß nicht eine kindische Vorstellung vom Soldaten mein Hauptbeweggrund gewesen ist. Ich weiß zu gut, was ich aufopfere und was ich erhalte, wozu ich mich

entschließe und was ich verlasse. Ich weiß, daß der Soldatenstand kein Rosengarten ist, aber was gerade andere daran scheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilsamsten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch einiges über Bestimmung überhaupt erinnern, wovon ich fest überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht kontrastiert. Du weißt zu gut, wie lange man sich über seine eigene Bestimmung täuschen kann, und wirst mir daher keinen wesentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf diesen Entschluß verfiel. Man ist so lange unbestimmt und gleichgültig in der Wahl seines Gegenstandes, bis man durch sich selbst, durch ein individuelles Bedürfnis seine Richtung erhält. Manche und die meisten eigentlich haben so wenig Sinn für eigentliches Bedürfnis, daß sie sich gutwillig vom ersten besten äußeren Gegenstand bestimmen lassen, ohne sich zu fragen, ob diese Leitung ihnen auch angemessen ist oder vielmehr ob sie zu dieser Bestimmung passen. Die Edlen unter ihnen werden durch diese verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen lassen sichs freilich nicht zu Herzen gehen, sehen es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem sie stehen, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falsch gewählte Bestimmung vorschreibt. Erlaube mir daher doch, daß ich dem Rufe jetzt folgen kann, den ich aus meinem Herzen und den Gegenständen um mich her höre. Höre ich zur Unzeit, nun so kann ich mir doch selbst Vorwürfe machen und habe nicht nötig, unwillig auf einen andern zu sein. Du denkst ferner zu hell, als daß Du nicht überzeugt sein solltest, daß der Zivilstand eigentlich nicht um ein Haar vorzüglicher sei, als der Soldatenstand, sondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe also schnell über diesen Vorwurf hinweg. Das tätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brausenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchst willkommen sein. Meine Grundsätze und Ideen werden geprüfter, schärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die wilde, leidenschaftliche Hitze wird sich legen und nur eine sanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppige Gedanken-

strom wird sich verlieren, aber er wird desto reicher werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantische Jugendidee verschwinden und nur der stillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinn des sittlich Guten, Schönen und Bleibenden den Platz überlassen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntnisse werden Grundsätze, meine Phantasie wird Empfindung, meine Leidenschaftlichkeit wohltätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheit, meine Einfalt, Einfachheit, meine Anlage wird Verstand, meine Ideen werden Vernunft. Siehe, lieber Vater, das ist der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannst Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel scheint mir das zweckmäßigste zu sein. Ich glaube mit diesem schon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rücksicht der Verhältnisse meines Charakters zum Soldatenstande machen könntest. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geistlosigkeit des Militärs sehr dienlich sein. Hier wird meine Phantasie das Kindische, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen sein, sich nach den festen Regeln eines Systems zu richten. Der romantische Schwung wird in dem alltäglichen, sehr unromantischen Gange meines Lebens viel von seinem schädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrig bleiben, als ein dauerhafter schlichter Bonsens, der für unsere modernen Zeiten den angemessensten, natürlichsten Gesichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft, so weiß ich, daß ich sie ausdauern werde, wenn ich sie ausdauern soll, und so fürchte ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht betrifft, so müßte in mir kein Tropfen Deines Blutes fließen, wenn sie mich zurückhalten sollte. Bei mir kommt auch noch aus gewissen individuellen Hinsichten, die Du auf keinen Fall mit mir teilen kannst, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben mit hinzu, die Dir paradox vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennst. Ich bin fest überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns seinen Reiz erhält, daß

es immer nur Mittel und fast nie Zweck sein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man von diesem Stern abtritt. Meine Handlungen, hoffe ich, sollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade ist. Was das Zerschießen und Zerhauen angeht, so bleibt mir auch in diesem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wissenschaften, die bisher das Glück meines Lebens ausmachten und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem sorgfältigen Studium meines Handwerks verspreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir der Dienst übrig läßt, und dies wird allein schon genug sein, die Langeweile und den Müßiggang zu verbannen, der die Geißel der meisten Offiziere ist. Mein Geist und seine Bildung ist ohnedem mein heiligster Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden also diesem nie entgegenstehen, wenn sie nicht mittelbar die Freiheit seiner Bewegung und seiner Entwickelung hemmen.

Ich habe sonst noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entschluß haben könnte, aber ich habe nichts gefunden. Euch wirds im Anfang schmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu sehen, mich, den Ihr so zärtlich liebt, dem ungewissen Kriegsglück anvertraut zu sehen, zwei Jahre Hoffnungen und Depensen umsonst gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menschen an unsichtbaren Fäden zusammen? kann Euch beim festen Glauben an die Vorsehung das Erste wahre Unruhe machen? und vergeßt Ihr das Zweite nicht gern, wenn Ihr mich nun endlich auf einer festen Bahn seht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, so daß jeder gelungene Schritt Euch der beste Dank wird? Ach dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührtem Herzen umarmen werden, und froh sein über das Vergangene und heiter entgegensehen den kommenden Stunden, wo Du einsehen wirst, daß meine innere Stimme recht hatte, und daß mich ein schützender Engel so führte. Erleichtere mir also, bester Vater, meinen jetzigen Entschluß, und mache mir das Herz nicht schwer mit Deinem inneren

verhaltenen Kummer, das ohnehin Hoffnung und Kraft und Mut bedarf, denn die bisherige untätige Ruhe hat es verzärtelt. Es wird Dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten, oder meinen ersten männlichen Weg verkürzt und erleichtert zu haben. Komm ich nicht wieder, so bin ich doch meinem Schicksal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirst Du der Vorsicht Plan still verehren....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [40]

29. Dezember 1792

Ich bin fröhlich, und wie könnte ich es allein ohne Dich sein? — Heute Abend, müde von philosophischen Studien laufe ich aufs Kaffeehaus um Schach zu spielen, und siehe da steht Schweinitz vor mir, offen und voll tiefen Gefühls. Und ich fürchtete fast, er hätte mich vergessen, aber er ist ganz wie ich wünschte. Ich liebe und werde geliebt. Heiliges Geheimnis! Warum weine ich itzt zum zweiten Male in meinem Leben? Warum würde ich so gerne mein Blut für ihn vergießen, alle mühvolle langsame Arbeit erdulden?

Gewiß will ich diesen großen Augenblick nutzen, und das Herz dieses Vortrefflichen soll nicht vergebens in meiner Hand sein.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [41]

Anfang 1793

... Ich bin itzt ganz heiter, sehr tätig, und werde bald ganz überwunden haben. Beständige Tätigkeit tut sehr viel und nach den beiden Besuchen von Schweinitz bin ich wie auferstanden. Ich sehe immer mehr, daß ich mich nicht in ihm betrogen habe; ich darf ihn bald meinen Freund nennen, er hängt ganz an mir, es

fehlte ihm grade ein Freund wie ich, und wenn ich ihm das bin, was ich hoffe für ihn sein zu können, so werde ich glauben, nicht umsonst gelebt zu haben. Es wird mir noch nicht möglich sein, Dir ein anschauliches Bild von ihm zu geben, und aus einigen meiner vorigen Äußerungen könntest Du nur gar zu leicht eine falsche Meinung zu seinem Nachteil bekommen. Doch hat er freilich große Fehler. Aber auch diese tragen das Gepräge der Seelenstärke und männlichen Denkungsart, die sich gewiß bald reinigen wird....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [42]

Halle, 19. Februar 1793

Seit einigen Wochen habe ich umsonst auf eine Stunde gehofft, wo ich Dir alles erzählen konnte, was seit dieser Zeit geschehen ist. Vielleicht gelingt es mir heute — aber erwarte nicht mehr, als die widerliche Schilderung eines zerrütteten Herzens und wiederholte Bitten um häufigere Briefe, Rat, Teilnahme und Unterstützung! Zwar wäre es einem edeln Stolze gemäßer, jetzt, statt um Hilfe zu bitten, da ich für itzt nicht erwidern kann, mich von meinen Freunden zurück zu ziehen, um einsam zu sterben. Aber ich muß wohl leben bleiben, da ich noch nicht mit Ehre sterben kann; und auch dieses letzte bleibt mir versagt. — Meine völlige Unzufriedenheit, die Hoffnungslosigkeit meiner Aussichten, und der Zustand meiner Gesundheit sind genung für meine Standhaftigkeit. Ich fürchte, sie wird ermatten unter den ausgesuchten Leiden, die mich seit einem halben Jahre quälen. —

Schon empfand ich die wohltätigen Wirkungen einer unermüdeten Arbeitsamkeit und meiner neuen Verbindung mit Schweinitz, als ein Zufall mir eine Menge neuer Aufschlüsse gab, und mich mit neuer Hoffnung betrog. Meine ganze Leidenschaft wurde wieder rege — auch dadurch, daß ich sagen mußte, was ich seit so langer Zeit in meiner Brust vergraben hatte — ich mußte und

konnte Schweinitz, Hardenberg und Carlowitz zu Vertrauten machen. Aber nur zu bald sah ich ein, daß sie sich wie ein gemeines Weib an mir gerächt hatte. — Ich erfuhr, es würde in der Gesellschaft äußerst schlecht von mir gesprochen, und so schlau es angelegt war, so ließ sich doch leicht die Quelle erraten. Unter den Männern war es mir leicht, in wenigen Tagen mir ein solches Ansehn zu geben, daß niemand wagen wird an öffentlichen Orten schlecht von mir zu reden. Aber ich verlangte nach Rache. — Das Paradies, welches ich noch wenige Tage zuvor geträumt hatte, wäre mir itzt umsonst angeboten, ihr Blut wäre mir viel lieber gewesen. Ich konnte mich nicht rächen als nur auf eine gräßliche Art. — Schweinitz fand selbst diese gerecht. — Carlowitz, ein Mensch von feinem Ehrgefühl und kalter Überlegung, sagte, sie hätte infam gegen mich gehandelt, doch fand er die Rache zu schrecklich — Hardenberg, der sie kennt und bewundert, fand nur den Gedanken, den Du leicht erraten wirst, entsetzlich, doch gestand er sehr oft, sie hätte sehr schlecht gegen mich gehandelt. Wäre ihre Schuld noch größer gewesen, so hätte ich ihr vielleicht so Schönheit und Ehre rauben können, und ihr das Leben lassen, um ihre Niedrigkeit zeitlebens zu bereuen. — Allein mein Leben konnte ich leicht aufopfern, aber ging meine Ehre nicht auch verloren? Und lieber, als grausam zu sein, sollte sie ungestraft bleiben! Um Richter in meiner Sache zu werden, müßte das Maß der Beleidigung voll sein, und die Gewißheit vollkommen, so daß auch kein Zweifel möglich. Es blieb also nichts übrig, als alles zu vergessen und dies versuche ich seit vierzehn Tagen bei meinem Freunde....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [43]

Leipzig 10. März 1793

... Die Zerstreuung ist der Tod aller Größe, welche immer mit Konzentration der Kräfte verbunden ist. Endlich werden wir der

Begeisterung ganz unfähig, und was ist das Leben ohne diese für den nämlich, der die Begeisterung kennt; denn sonst schwimmen viele auf einem steten Strome von Geschäftigkeit, Spiel, Sorgen rc. ganz unbekümmert fort. — Und könnte auch ein Leben, ohne dieses glücklich und schön sein, so ist es in späteren Jahren doch nur möglich, wenn wir selbst vollendet sind, und der Frühling der Begeisterung nicht versäumt ist. Um ein eignes Werk zu tun, gehört Konzentration, aber auch Ausdauer, an der es Dir im ganzen vielleicht mehr fehlt als an der ersten. Du wirst wohl sehr lachen, daß dies die Einleitung ist, um zu verlangen, daß Du die Zeit, die Du bisher auf den Moniteur gewandt, zu Briefen an mich anwenden sollst. Du wirst Dir doch das bißchen übrige von Caroline nicht vollends rauben lassen. Übrigens bitte ich um einige Demokraten-Briefe von ihr. Dafür erhältst Du hier einen von Hardenberg, aus dem Du verschiedenes meiner Lage deutlicher sehen wirst. Wenn ich Dir aber mehrere von ihm schicken soll, so mußt Du nicht voreilig urteilen. Laura ist meine Freundin und Julchen ihre Schwester, ein schönes, sehr kokettes Ding. — Ich bin wirklich heute nicht fähig von mir zu schreiben, so wenig auch mein letzter Brief Dich befriedigt haben wird. Es würde mir doch heute nicht gelingen — ich fühle mich seit einiger Zeit so ganz ermattet und stumpf. Es sind vermutlich Äußerungen in meinem letztern, die Dir mißfallen werden. Ich bin verwildert und kenne mich kaum selbst mehr — es hat mir unendliche Anstrengung gekostet meine Nachsucht zu bezähmen, und ich schäme mich recht, wie kindisch argwöhnisch und jachzornig ich oft gewesen bin. —

Novalis an seinen Bruder Erasmus [44]

Weißenfels, 16. März 1793

Keiner fühlt es inniger als ich, wie sehr ich an dem Fehler des Egoismus krank liege, der freilich allen Leuten meines

Sinnes sehr natürlich ist und fast sich aus ihrer innersten Natur entwickelt. Ich bin daher den Leuten vielen und wahren Dank schuldig, wenn sie über diesen Splitter hinwegsehen und mir doch gut sind. Ich werde auch mit jedem Tage aufmerksamer auf diese Auswüchse des an und für sich edleren Selbstgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß diese strenge Selbstkritik das liebe Ich immer mehr beschränken wird.

Verzeihe, daß ich so viel von mir selbst rede in dem Augenblicke, wo ich gegen die Selbstsucht mein wahres Gefühl äußere; aber ich war es Dir schuldig, der aus Freundschaft so oft und gern sein Selbst vergißt....

Selbständigkeit und die Ruhe, die aus ihr entspringt, ist Folge und Ursache zugleich von einer einmal gewählten Lebensart, die zu unsern Kräften und Bedürfnissen paßt. An dem letzteren zweifelst Du; aber — verzeihe mir, aus wahrer jugendlicher Unkunde des Lebens. Glaube mir, wir können alles aus uns selbst herausbilden, und nichts von innerlicher Zufriedenheit und Beständigkeit ist an eine äußerliche Stelle gebunden. Man hat Langeweile und Verdruß, findet Unbedeutendheit und Leerheit, martert sich mit kränkelnder Empfindung und Phantasie, ebenso gut in den vielseitigsten Verhältnissen, wie in dem beschränktesten Zirkel. Ich will nicht behaupten, daß man alle ehrgeizigen Neigungen diesen Ideen unterordnen soll; aber der Charakter unseres Lebens, der deutliche Fingerzeig unseres Schicksals, Zwecke, die mit unserm Wesen innig verwebt sind, treue Untersuchung dessen, wozu uns unsere Organisation und alle Umstände und Verhältnisse der Außenwelt zu bestimmen scheint, können und müssen allein unserer Wahl Leitung und Richtung, unseren Aussichten Grenzen, unserer Gedankenwelt Anordnung und Bestimmung geben.

Auch mein und fast der meisten Lieblingsfehler ist, alles in uns und eins in allem haben zu wollen; wir suchen alle mehr, als wir für unsere Bedürfnisse notwendig brauchen. Wir sehen dann

oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, und streben nach etwas, das wir nicht anschaulich, sondern nur begriffsweise begehren; und verfehlen dadurch des leisen Winks, den uns die Natur gab. Untersuche Dich selbst und sage Dir dann aufrichtig, ob viele Dinge, die Du wünschest und die Dir selbst Sorgen und Pein machen, wirklich so vorhanden sind, und ob Du sie auch wirklich nötig bedarfst, oder sie wesentlich entbehrst. Lieber Erasmus, folge der Natur mehr. Ich habe gefunden, daß der unbehaglichen Sehnsucht nach einem andern Zustande und der Unzufriedenheit mit unserm jetzigen, allemal Unwissenheit, Eingeschränktheit und Schwäche zum Grunde liegt. Es ist nur schwer zu unterscheiden, was Natur ist, und was sie nicht ist. Um dies zu erfahren, kann ich Dir nichts besseres empfehlen, als sorgfältige Untersuchung dessen, was Du wirklich bist. Ungeduldig mußt Du freilich hierbei nicht sein; denn selbst dieser langsame Gang unserer Bildung und Entwicklung ist Natur. Ihr getreulich folgen, nie ungeduldig sein, immer das Gute anerkennen, was wir haben, und nicht von der kranken Empfindung und Phantasie Parallelen ziehen lassen, die höchst unnütz, schädlich und unwahr sind, nicht zu raffinieren auf Empfindung oder Situation, nichts unterdrücken, was gesundes und wahres Gefühl ist, unbefangen sich und seine trüben Launen zu beurteilen, tätig der Natur entgegenzukommen und sich vor jeder Überspannung in acht nehmen: das ist es, was uns zu tun bleibt, und wahrlich, es ist genug. Das nil admirari des Horaz und zweckmäßige, anhaltende Beschäftigung sind große Hilfsmittel, seinen Charakter fest und seine Ruhe, Unbefangenheit und gute Laune dauerhaft zu machen. Der Augenblick erschöpft nicht das Universum, die Gegenwart befängt nicht unser ganzes Dasein, wenn wir nicht wollen.

Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinierten Gefühlen, ist das, wodurch wir einzig leben und handeln können. Sie ist das Element des Mannes, der ohne sie kein Mann ist. Sie ist es, durch die wir gesund sind und werden.

Denn gewiß nur die Harmonie unserer Kräfte, die nur durch sie möglich ist, macht uns zu wahren Menschen, zu echten Wesen in der Reihe der Dinge und dem wunderbaren Zusammenhang der moralischen und physischen Welt. Wo kranke Phantasie, da ist auch kranke Empfindung und kranker Verstand. Eins wird durch das andere gesund. So wirkt auch Gesundheit des Körpers und der Seele ineinander, obgleich nie, oder höchst selten, Krankheit des Körpers wesentlich nachteiligen Einfluß auf das Gemüt haben kann, wenn reine, feste, ewige Willenskraft da ist.

Doch es ist genug; Du selbst wirst Dir dies alles anschaulicher machen können und mußt es, wenn es nicht für Dich unwahr sein soll und umsonst. Kein Mensch gibt mehr, als er weiß und als er darstellen kann. Bei der Verschiedenheit jedes Charakters kommt überdém bei dem andern vieles in Anschlag, was ich übersehe und mir nicht eigentümlich ist. Daher muß jeder Mensch seine Philosophie aus sich selbst heraus bilden.

Noch bin ich auch selbst zu unausgebildet, zu unbestimmt, zu verwirrt in der Wahl der Begriffe, als daß ich in der Darstellung deutlicher und glücklicher sein sollte....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [45]

Leipzig, 24. März 1793

... Vielleicht ist es für die Dauer Deiner Verbindung gut, daß sie mit Gefahr und Einschränkung verbunden ist. Doch kann ich Dir nicht sagen, wie sehr mich solche einzelne ängstliche Äußerungen ohne völlige Mitteilung beunruhigen, und laß es Dein erstes sein, wenn Du wieder Zeit hast, mich von Deiner Lage ganz zu unterrichten. Wo möglich schicke mir auch etwas von ihr; ich gestehe Dir, daß mir die kleinen Stellen aus ihren Briefen, die Du vorigen Sommer schicktest, ich will nicht sagen besser gefallen haben, doch ebenso interessant gewesen sind, als irgend was von der B. — Es ist wahre Weiblichkeit darin. —

Du schreibst von einer zu fürchtenden Trennung: ‚alle unsre Lebensfreude wäre dahin'. — Ich muß Dich darüber bei Dir selbst anklagen, als Dein Freund — und als Dein Genius. — Bin ich Dir denn gar nichts? — Und es ist Deine Pflicht, die reinste Freudenquelle in Deinem Innern nicht versiegen zu lassen. Laß doch ja nicht die Gottheit aus Deiner Brust aus Trägheit allmählich entweichen. Vielleicht habe ich unrecht, aber nur die Möglichkeit macht mich zittern; Schicksale und Geschäftigkeit sind keine Einwendungen, denn unser wahrstes Dasein ist davon nicht unabhängig, und braucht gar keine Zeit....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [46]

Dresden, 3. April 1793

... Ich finde hier bis itzt wohl tätige Zerstreuung, doch keine ganze Beschäftigung. Doch werde ich sie bald in Carlowitz finden, den ich in einigen Tagen wiederzusehn hoffe. Seine Bestimmung ist vielleicht keine der größten, aber er wird sie ganz erreichen, und ich hoffe viel dazu beizutragen. Er ist jünger, und ich weiß, daß ich einen größern Verstand habe, aber dennoch hege ich die tiefste Ehrfurcht vor ihm. — Seine Seele ist durchaus wahr, stark und schön. Jeder liebt ihn und niemand kennt ihn; denn er scheint kindisch, unbedeutend, stolz, bizarr und über die Maßen kalt. — Nur einen kleinen Zug von der Feinheit seines moralischen Sinnes. Das Militär (seine Liebe dafür geht bis zu kleinen Lächerlichkeiten) ist oft ein Gegenstand unsres Gesprächs. Da es einmal sehr lebhaft ward, rief ich aus: ‚Es ist groß mit dem Tode zu scherzen, aber es ist schändlich zu dienen'. Ich hatte seinen tiefsten Gedanken ausgesprochen, und sah, daß er wohl ärmer an Worten ist, aber nicht an großem Gefühl. —

Frühjahr 1793

Dein Brief trifft diesmal ungemein glücklich. Ich saß soeben auf meinem Kanapee in ziemlich heller Laune und überließ mich den süßen Eingebungen der Göttin Farniente. Ein paarmal war ich schon an Dir vorbeigestrichen — da kam er. Der alte Kopf vorn am Eingang erfüllte mich mit heiligem Schauer, und an den Zügen der Inschrift erkannte ich den frommen Mann, der diese Blättergrotte dem Sohne der Lieblingstochter Jovis und der Nemesis der Freundschaft weihte. Erwartungsvoller stieg kein Reisender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheimnisse Deiner Wanderung. — Das Orakel schweigt, Deine Augen funkeln mit überirdischem Glanz und Dein Stern taucht sich ins Göttliche — ich stehe neugieriger als je vor Dir.

Daß Du noch unter den Lebendigen bist, freut mich. Kann man Dich doch noch anfassen und fühlen Dein Fleisch und schlagen hören Dein Herz. Du trankst aus der Quelle der Durstigen — Du bist nun unersättlich. Das reißt Dich noch vielleicht aus den Banden der vier Elemente, in denen es uns doch wohler sein kann als einer Intelligenz in ihrer Haut. Mich dauert Dein armes, schönes Herz. Es muß brechen, früh oder spät. Es kann nicht seine Allmacht ertragen. Deine Augen müssen dunkel werden über der schwindelnden Tiefe, in die Du hinabsiehst, in die Du den bezauberten Hausrat Deines Lebens hinabstürzest. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr, Du bist aus der Familie des Untergangs. Jetzt kann ich Dirs sagen und wundre mich, daß Dirs Dein Bruder nicht sagt. Du wirst leben, wie wenig leben, aber natürlich kannst Du auch keinen gemeinen Tod sterben — Du wirst an der Ewigkeit sterben. Du bist ihr Sohn, sie ruft Dich zurück. Eine seltne Bestimmung hast Du bei Gott. Vielleicht seh ich nie wieder einen Menschen wie Dich. Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch Dich von dem Baum des Erkenntnisses gekostet.

Aber nun sag einmal, ist es denn nicht möglich, daß Du unter uns bleibst? — sind die feierlichen Worte der Weihung schon unwiderruflich ausgesprochen? — hat Dir schon Iris die Locke abgeschnitten? — mußt Du als Opfer sterben? Ich bitte Dich, antworte Dir selbst ohne Überspannung. Ich habe für die Schönheit Deiner Idee unendliche Ehrfurcht, aber ich weiß auch, daß das Leben ewig schön sein kann. Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme — sie hat Platz und Liebe genug für Dich. Mein ganzer Grund ist mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuversicht zu allem, was in mir und um mich ist — denn hier weiß ich jetzt sonst nichts von Recht und Unrecht. Freilich kann ich Dir keine solche Teilnehmung einflößen, wie ich an allem Menschlichen habe, mich nicht auf die Verjüngungskraft Deiner Natur berufen, nicht auf den sichtbaren Gang einer himmlischen Ordnung und Nemesis in Deinem Leben; aber wer weiß, wie nah Dir ein solcher Augenblick des Zurücksehns ist.

So hätt ich doch vielleicht einmal wahr gedacht und gesprochen. Dein Geist kann unmöglich lange mehr diesen Aufruhr Deines innern Lebens ertragen. Alles klingt tief bei Dir hinab, Deine Erscheinung löst sich in sich selbst auf, Deine herrlichen Kräfte müssen erlahmen. — Fürchtest Du Dich nicht vor dem Pflanzenleben. Ich fürchte mich nicht, aber ich erkenne hier nicht meinen, noch Deinen Beruf. Kann Dich denn das Leben gar nicht fesseln? Mußt Du Deine arme Hülle zerreißen? Du verschwendest in Minuten, wovon Du jahrelang zehren könntest. Unbefriedigt wirst Du von allem zurückkehren und tödlich krank.

Ich erwarte geduldig, ob Du für gut finden wirst, mir etwas Näheres von Deiner Reise zu sagen. Die gänzliche Ungewißheit hinderte mich an Dich zu schreiben. Übrigens wußt ich auch wenig. Mir gehts hier recht wohl. Ich habe alle Ursache zufrieden zu sein und bin auch jetzt in einer glücklichen Ruhe. Ich freue mich jetzt über alles, aber mit meinem Schöndenken und -schreiben ists jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoff es wenigstens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig

zurück bin, hab ich keine zehn Blätter gelesen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Anteil an manchen frohen, gesellschaftlichen Stunden. Meine Geschwister brauchen nach dem Tode meines Vaters auch einen Vater. Diese häusliche Familienbestimmung ist ganz die meinige. Diese Lebensart bekommt mir wie Bergluft — tausendmal stärker, inniger und frischer als sonst. Wir trennen uns wie Abraham und Lot. Du gehst nach Aufgang der Sonne, ich den gewöhnlichen Weg nach Westen zu. Uns beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unsre Kraft brauchen, so weit es gut ist und schön, und er selber läßt uns himmlische Freiheit. — Fliehe nicht aus diesem Zeitpunkt des Nordlichts und ergreife nicht in der Blüte Deines Lebens den Hammer der Zerstörung. Mir gefällts doch hier unter dieser Sonne. Du kannsts nirgends besser finden, und wenn Du glauben willst, so findest Du alles leicht, was Du suchst. Rede mir hier nichts vor von ewigen Bedürfnissen und Kraftanlagen — Deine urteilende Idee steht mit Deiner genießenden Idee im Mißverhältnis. Glaube und dann urteile. Treibe die Gäste aus Deinem Hause, die Dich verführen. Laß Dir das Schicksal der Semele einfallen. Du kannst doch nicht Zeus zwingen, Dich zum Ganymed zu machen. Lebe wohl.

Dein Freund

Albert von Hardenberg

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [45]

Ich hatte mir vorgenommen, Dir diesen Sommer meine Gedanken über verschiedne Gegenstände weitläuftiger darzulegen, zuerst über die Dichtkunst in einer Reihe Briefen. Ich war entschlossen, meiner Lage so oft als möglich einige Stunden zu rauben, um das Wenige an Geist und Gefühl, was ich etwa zu retten vermöchte, zu entwickeln, zu sammlen, und es an dem teuersten Orte niederzulegen. Aber was ich bis itzt nur wider

und über meinen Beruf verstohlen tun mußte, ist nun mein großes Amt. Davon nächstens mehr: itzt nur dies. Es steht mir nun nur ein einziger Weg offen, und zwar kein andrer als ‚die lichte Bahn des Ruhmes'. Doch gewiß! nicht Ehrbegierde führt mich zu der heiligen Kunst, sondern Liebe. Schon lange liebe ich sie, und — zwar darf ich noch nicht kühn sein — aber doch nähre ich schon Hoffnungen, wegen einiger heimlichen Winke.

Ich bringe Dir weniges dar, mit dem Wunsche vieles dafür wiederzuerhalten. Werde mein Lehrer und Vorbild. — Ich kann nur das wesentlichste berühren, und darf es, weil Du auch Winke verstehn wirst. Erinnre Dich zu Zeiten, daß die hergebrachten Worte leicht das Schöne geben, als wähnte man, das sei Wahl, was doch nur Natur ist.

In einem dichterischen Kunstwerke muß die Ordnung richtig und schön sein, der Stoff wahr, die Ausführung gut.

Es gibt nur zwei Gesetze für die Dichtkunst. Eines derselben ist — das Mannigfaltige muß zu innerer Einheit notwendig verknüpft sein. Zu Einem muß alles hinwirken, und aus diesem Einen, jedes Andren Dasein, Stelle und Bedeutung notwendig folgen. Das, wo alle Teile sich vereinigen, was das Ganze belebt und zusammenhält, das Herz des Gedichtes liegt oft tief verborgen. So ist es im Hamlet seine Stimmung — die ihm ganz eigentümliche Ansicht von der Bestimmung des Menschen. Im Götz vom Berlichingen ist es der deutsche Rittergeist, sein letztes Aufstreben, ehe er erlischt. Einige der Handelnden stellen gleichsam das neue Jahrhundert vor, wie es mit dem alten kämpft — mit Götz und seinen Genossen stirbt die Tugend und die Zeit der Helden. Im Romeo ist Einheit, aber noch habe ich sie nicht erforschen können. Und im Karlos habe ich sie vergeblich gesucht. — Ohne Natureinheit und Vernunfteinheit (von der unten geredet wird) ist die höchste Schönheit der Anordnung unmöglich. Diese leidet sonst keine Vorschriften. Zu ihr gehört die Verteilung in kleinere Ganze, welche unter andern auch durch die willkürlichen Einschnitte des Versbaues bewirkt wird. Die Teile

müssen in das größere Ganze sanft verschweben, wie Wellen des Stromes. Daß eine Reihe von Gemälden gleicher Größe, in ähnliche Rahmen eingesetzt, ein Ganzes natürlich bilden können, kann ich nicht glauben. Doch umschreibe ich vielleicht mit Unrecht die Stanzen so. — Es kann hier gar nicht die Rede sein von der armseligen Kunst, die Neugier zu spannen, die selbst Schillers größtes Werk verunstaltet.

Zur Wahrheit gehört erstens die Tiefe im Gegensatz zur Flachheit, dem untrüglichen Kennzeichen der Gemeinheit. Auf jene haben unsre drei Dichter gleiche Ansprüche. — Zum andern wird erfordert die Ähnlichkeit mit der Natur. — Ehe der Geist mit der Natur eins ist, wirkt er zu sehr nur aus sich und aus seinen Begriffen, weiß nicht sich dem Wirklichen anzuschmiegen, wie Schiller, dessen Erfindungen eckicht sind, wie die Taten eines großen Jünglings. — Wenige nur vernehmen den leisen Gang der Natur in der Zeit. Goethe kennt die Welt und einige Leidenschaften, und Klopstock lauschte sehr glücklich auf die zarte Stimme in seinem Innern. Schiller ist abgerissen und unnatürlich. — Ein Höchstes läßt sich hier nicht bestimmen. Shakespeare ist unter allen Dichtern der Wahrste. —

Die Ausführung oder Bezeichnung verlangt Reinheit und Lebendigkeit. Zur letzteren gehört das meiste des Versbaues. Die Fehler wider die Reinheit sind am leichtesten anzugeben, und Wieland kann als ein vollständiges Beispiel derselben angesehen werden. Ein Höchstes läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht kann selbst Klopstock noch übertroffen werden.

Der Charakter des Dichters ist Trieb zur Darstellung selbst: und zwar eines dichterischen Stoffes. Seine Vollkommenheit, die allgemeine Fähigkeit alles gut darzustellen, und es scheint dieses Goethens Absicht gewesen zu sein.

Ein bloß vollkommenes Gedicht wird schon alle Erkenntniskräfte üben und schärfen, durch Schönheit und Zweckmäßigkeit den Geist vergnügen, und die Triebe in Spiel setzen. Um aber das ernste Lob derer zu verdienen, die über Wert und Unwert

allein gültige Richter sind, muß es mehr als vollkommen sein, einen großen Gehalt haben; ‚muß‘, wie Klopstock sagt, ‚uns mächtig daran erinnern, daß wir unsterblich sind‘. Nur der menschliche, selbsttätige Geist und seine Taten haben selbsteignen Wert. Je menschlicher, je würdiger! — So viel geistiges Leben ein Werk enthält, so viel Wert hat es. — Die höchste Tätigkeit, Vollkommenheit und Harmonie aller unsrer Kräfte, innigster Genuß unsres eigensten Selbst, Erhebung, Seligkeit selbst kann die Wirkung eines Kunstwerkes sein. Aber auch die besten haben nur geringen Wert. Ich würde Schiller unter den Deutschen nennen, wenn er so viel Harmonie besäße, als kämpfende Kraft, und ungeheure Einbildung. — Man darf fordern, daß die Werke des Dichters nicht kleiner sind, als er selbst, wie man Goethen Schuld gibt. — Über den Gehalt ist es am schwersten zu urteilen, wie über die Wahrheit eines Gedichts. Es gibt nur ein unbedingtes Gesetz — Vernunftreinheit, nämlich daß der freie Geist stets siege über die Natur. Vielleicht machte im Hamlet der Inhalt selbst — der Selbstmord des freien Geistes an sich selbst — eine einzige Ausnahme möglich und erlaubt. Aber ich halte es noch für unentschieden, ob dieses bewunderungswürdige Werk überall verstanden werden kann. Sonst ist die kleinste Verletzung unsrer heiligsten Kraft vollständig und unverzeihlich. — Beim Schluß epischer und dramatischer Werke ist es höchst schwer, beide Vernunft und Natur zu befriedigen. —

Wenn man erwägt, wie eng der Umfang auch der weniger vortrefflichen ist, so möchte man wohl sagen: es gibt eine eigne Poesie nicht nur für jeden Stand, Volk, Zeitalter; sondern selbst für jeden einzelnen. Zwar alles Gute, aller Geist ist eigentlich allgemein; aber der Geist, der zu eigentümlich wirkt, ist nur denen wenigen verständlich, deren Sphäre sehr groß ist. Unsre Künstler dichten meist nur für sich selbst, und denken so wenig an die Welt, wie diese an sie. Und doch ist es eine ewige Wahrheit: wer für die Welt lebt, in dessen Herzen muß Raum sein für eine Welt. Shakespeare möchte man den Grenzenlosen

nennen. Deutsche Kraft ist schon oft unsichtbar verschwendet worden. Man denke nur an Klopstocks Christentum und Grammatik, und manche Laune von Goethen.

Den großen Gebrauch, den die Kunst von der äußern Welt derer machen kann, für die sie dichtet, haben die Deutschen lange geahndet, nur irrten sie oft, wie im Götz, den Bardieten, in Hans Sachsens Manier und mehrern andern mißglückten Hoffnungen.

Auf die große Frage: ‚ob das Ziel schon erreicht sei?' — ruft uns alles laut die Antwort entgegen, welche der heilige Ahnherr deutscher Kunst ahnend aussprach — ‚Noch viel Verdienst ist übrig'. Mir deucht der Tag bricht an unter uns, und wenn es wird, wird es ein großer Tag werden.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [49]

2. Juni 93

Lieber Bruder, ich habe auf Dein Verlangen Deine Abschriften von Carolinens Briefen sogleich verbrannt, und schicke Dir hier ihre Blätter zurück. Du hast mich sehr damit erfreut; ich habe den innigsten Anteil an ihrer Lage genommen, die sie so tief fühlt. Und doch dabei ganz so, wie sie sein mußte, wie ich es hoffte. — In welcher jämmerlichen Hülflosigkeit würden an ihrer Stelle die klügsten, liebenswürdigsten Weiber sein? — Sie hat viel gelitten, und doch gestehe ich Dir, fürchtete ich alles viel schlimmer, ich fürchtete, sie habe sich wirklich in die Geschichte gemischt, sei vielleicht beschimpft, und habe es doch überlebt, um des Kindes willen. Es ist unendlich viel damit gewonnen, daß sie als Geisel angesehen wird; nun ist ihre Ehre völlig gerettet, und es ist doch nun weiter nichts als eine sehr große Unannehmlichkeit. Ja! noch mehr — es ist ganz unstattstaft, sie als Geisel zu behalten, weil sie kein Landeskind und nur Schwägerin des Böhmers ist; und es scheint, daß die, so ihr Schicksal bestimmen, sehr verständige billige Män-

ner sind; für die Kabale wird da kein Raum sein. Ich glaube allerdings, daß die Hannöversche Regierung sie mit Erfolg wird requirieren können, als Landeskind. — Ist denn Tatter gar nicht tätig bei der Sache?

Ich wünschte, Du hättest mir ausführlicher geschrieben über Deine mögliche Reise nach Deutschland, und bitte ich um fernere Nachrichten, womöglich auch Stellen aus Briefen, so mir die Sache immer am hellsten aufklären. —

Ich danke Dir aufs wärmste für Deinen Brief! — Schreib mir oft solche. — Es würde mich auch aus dem tiefsten Schlafe geweckt haben, wenn das mein Fall gewesen wäre. Du hast vermutlich schon aus dem vorigen meine Absichten ersehen. Ohne diese zu wissen, mußte Dir mein Drang zum Hofmeisterleben freilich unerklärlich scheinen. Ich will Dir nur gestehen; wie ich Dich bat, meine Vorstellungen bei meinen Eltern zu begünstigen, setzte ich voraus — (Du magst also wohl nicht unrecht haben, was die Taciturnität des Stils betrifft) — Du würdest meine eigentlichen Gedanken dabei erraten, und zugleich einsehen, daß ich sie meinen Eltern nicht so ganz mitteilen konnte.

Ich sehe die offenbare Unmöglichkeit ein, mich itzt in ein bürgerliches Joch zu schmiegen, um einen dürftigen Lohn meinen Geist, das bessere Teil meines Lebens unwiederbringlich hinzuopfern, ohne Ersatz, ja! ohne Linderung des harten Schicksals. Es scheint mir Pflicht, zu versuchen, ob es nicht wahr sei, was ich so lange gehofft hatte, was selbst einige Freunde zu bestätigen schienen. Sollte es nicht tunlich sein, daß ich mir meinen Platz selbst aussuchte und bildete? Alle Neigungen, die ich vergebens so lange Zeit niederzudrücken suchte, suchen mußte, schlugen mit neuer Macht empor. — Ich will dem Rufe folgen; ich muß das Spiel wagen, weil ich muß. Ich brauche Dir nun schon nicht zu sagen, welches mein Ziel ist; zu leben, frei zu leben, und habe ich dies erreicht, Dich freizumachen, und mit Dir mich zu vereinigen. — Mein Lieber! Sollte ich einen jungen Mann finden, wie ich doch schon manchen kenne, so habe ich zu nichts soviel Beruf und Neigung,

wie zum Hofmeisterstande, und Du wirst das dann auch nicht unerklärlich finden. — Sollte es nötig sein, und ich fände eine nur schickliche Stelle, bei der ich einige Freiheit behielte, so ließe sich das auch schon ertragen. An Aussicht zu konvenablen Vorschlägen fehlt mirs nicht; sowie nicht an Konnexionen zu dem Behuf. — Mein Plan stimmt also im ganzen ziemlich mit dem überein, was Du mir vorschlägst, wiewohl sich überall nichts Genaueres bestimmen läßt, und manches darin mir nicht gefällt.

Meiner Plane zu Werken sind so viele, und viel zu sehr nur Plane, so daß ich mich nicht drauf einlassen kann, sie Dir als solche mitzuteilen; aber ich glaube Du wirst am Ende dieses Sommers einige Pakete erhalten.

Du hast eine sehr lange Reihe Briefen von mir, die sehr viele Aufschlüsse über mich geben müssen; Du kennst mich nun so lange — denke noch einmal über mich nach, und sage mir, wozu ich bestimmt bin, was aus mir werden wird, was ich tun soll? Ich kann Dir nicht genung sagen, wie sehr ich Deine Anfeurung, Dein Urteil und Rat bedarf. Hier habe ich nur jüngere Freunde, schwere Sorgen drücken mich zu Boden, und die Schwierigkeiten in mir machen mich oft unlustig und verzagt. Ich brauche einen männlichen Freund; wenn Du es immer sein wolltest, wie Du es kannst! Wenn Du mir recht sehr oft so schriebest, wie der letzte Brief. So würde ich gewiß nicht klagen. Und das kannst Du, und etwas dem ähnliches ist es, zu dem ich Dich letzthin aufmunterte. Dazu braucht man wenig Zeit; ich weiß wohl, daß itzt nicht die Zeit der Kunstwerke für Dich ist, aber um vortrefflich zu sein, braucht es das nicht. Dir selbst und Deiner Freundschaft gleich zu bleiben! das war es, was ich Dir zurief: und daß Du in den Augenblicken, die Dein sind, Dich nicht zerstreuen sondern *sammlen*, zusammenhalten möchtest.

Deinen letzten Brief habe ich recht zu Herzen genommen. Bei dem, was Du von der *Taciturnität* meines Stils sagst, habe ich recht sehr lachen müssen, da ich an meinen letzten Brief dachte, den Du nun längst haben mußt. Ich bitte mir aber keine taci-

turne Antwort aus. Mein Stil ist noch nichts — aber ich hoffe, daß ich lernen werde Deutsch zu reden; und vielleicht mich meiner Eigentümlichkeit, wenn ich will, zu entäußern, allgemein zu sein, und wie es jeder Stoff will — und doch wiederum auch sagen zu können, was sich im tiefsten Grunde meines Herzens regt. Das letzte, glaube ich, ist mir schon je zuweilen in einigen Briefen gelungen. — Was Du vom Lesen im allgemeinen sagst, ist sehr wahr. Ohne bestimmte Richtung die ganze Welt zu durchlesen, in freudenloser Abgezogenheit, und zu rezensieren ‚das gibt sauren Humor' nach dem Ausdruck eines sehr klugen Mannes — man wird da leicht zum Schuhu, und ich glaube daß dies ein wenig der Fall ist mit dem vortrefflichen Rehberg, der immer nur geurteilt, eigentlich noch nichts namhaftes getan hat. — Allein was mich betrifft, so bedenke nur die entsetzliche Zeit, die ich dem Umgange gewidmet habe, wo ich doch wirklich selbsttätig war, wie ich es nur je sein kann: und dann habe ich auch oft, sehr oft studiert, nicht bloß gelesen; ich habe den Geist einiger großen Männer, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg, zu ergründen gesucht als Kant, Klopstock, Goethe, Hemsterhuys, Spinosa, Schiller; andrer von weniger Bedeutung nicht zu erwähnen, Herder, Platner etc. Die Physiologie und die Politik habe ich auch, wenn schon nur angefangen, doch ernstlich angefangen; im Studium des Shakespeare und Sophokles ward ich unterbrochen. Mit der Mathematik und mit der Geschichte ist es freilich noch nicht recht Ernst geworden. Bei der flüchtigen Lesung einer ungeheuren Anzahl Bücher lag doch eigentlich eine Absicht, und eine ernste Untersuchung zum Grunde, nämlich die des deutschen Geistes und der deutschen Sprache; und ich glaube etwas davon ergriffen zu haben. Es geschieht überhaupt sehr oft, daß die, so mich am besten kennen, glauben, ich handle ohne Grund und Zweck, wenn eigentlich der Fall der ist, daß ich mich nur scheue, meine Sonderbarkeit zu gestehn. Du weißt in der Tat nicht, wie sehr krank ich war, als ich hieher kam, und so grübelte ich heraus, daß Mannigfaltigkeit der Studien meiner Gesundheit sehr zuträg-

lich sein würde. Und der Erfolg scheint mir zu beweisen, daß ich nicht Unrecht hatte. —

Ich werde mich ordentlich methodisch darauf üben müssen, verständlich zu werden. Ich habe soviel Hang über das unbegreifliche zu denken und zu reden, und so fügt es sich oft, daß ich eine schöne Stunde mit dem größten Eifer mich martere, und am Ende muß ich immer noch fragen, ob ich verstanden bin. So ging mirs nur vor ein paar Tagen mit einer langen Rede über Hamlets Charakter bei Carlowitz. Dieser dient mir darin wie ein Feuerstein; es ist nichts ihm zu hoch, doch begreift er äußerst schwer. Hat er aber einmal etwas, so hält ers fest. —

Doch ich merke, daß Taciturnus anfängt zu schwätzen, und damit es nicht heiße, der große, erhabne Gegenstand, er selbst, habe ihn so begeistert, so sei hiemit ein despotischer Punkt gemacht.

Was die Weiber betrifft, so waren sie mir ehedem unendlich interessant — weil ich sie ganz und gar nicht verstand. Jetzt aber sind sie mir im ganzen genommen gleichgültiger. Freilich einen Berührungspunkt ausgenommen, der ungemein viele Kraft hat. — Hier muß ich jetzt aus vielen Gründen ganz Verzicht darauf tun; sollte ich aber einen Teil des Winters in Dresden zubringen, so würde ich sie sehr aufsuchen.

Du wirfst mir meine Ökonomie vor, und ich habe Dir ja oft genung gestanden, nicht ohne Grund. Allein zu dem meisten war ich gezwungen; was hätte bleiben sollen, ist so sehr viel nicht. Daß ich mich einschränken kann, hoffe ich Dir bald beweisen zu können. Jetzt ist mir aber so etwas sehr unangenehm zu hören. Du wirst mir nichts Neues über eine Sache sagen, die mich leider stündlich an sich selbst erinnert. Und grade jetzt befinde ich mich in der allerdringendsten Not, und weiß eigentlich gar nicht mehr was ich anfangen soll.

Schreib bald.

6. Juni 1793

Sie sollen mir mit allen Ihrigen tausendmal willkommen sein. Liebe, gute Rahel, kommen Sie und weiden Sie sich an meinem Vergnügen; ich bin beinahe bange, daß ich Ihnen kein andres werde hier verschaffen können — aber ich bin sehr, recht sehr vergnügt. In meinem Zimmer und rund um mich ist es rein und draußen weit und heiter, der Kopf kalt und ruhig, mein Herz warm und empfänglich für jedes Gefühl — erkennen Sie das Glück? Ich wollte Ihnen immer schon auf Ihr erstes vortreffliches Billet antworten; aber lassen Sie mich es Ihnen gestehen, noch bin ich zu sehr Gewohnheitssklavin, um gleich im ersten Augenblick tun zu können, was ich gerne tun möchte. Noch frag ich immer bei einem solchen Fall: habe ich nichts nötigeres zu tun? Und mir Elenden verstreicht darüber nur zu oft der Augenblick. Nennen Sie es Phantasie, worin ich mich jetzt so wohl fühle? Sie mögen recht haben, es ist viel zu schön und heiter, um etwas Reelles zu sein. Damit mögen sich — Kaufleute freuen. Vielleicht werden Sie es lächerlich finden, wie mich meine kleine Anstalt hier so vergnügen kann. Aber entweder groß oder klein, ich kann mich nicht auf der lumpigen Mittelstraße herumtreiben und die halbverwelkten Blumen mit Mühe und schweißbedeckter Stirne aufsuchen, die dem seligen Glück in seinem Taumel entfallen. Genug — morgen halte ich Sie, und Ihre Stimmung mag sein, welche sie will, Sie müssen, Sie sollen sich mit mir freuen. Können Sie es nicht so einrichten, daß Sie einige Tage bei mir bleiben? Meine Schwester wartet mit dem Abendbrot. Sie grüßt Sie herzlich und freut sich nicht weniger als ich, Sie zu sehen....

Caroline an Meyer [51]

Kronberg, 15. Juni 1793

... Lebe wohl. Was Du von mir hören magst, jetzt da ich einem gehässigen Publikum schmählich überantwortet bin — und was für Entschlüsse ich ergreifen möge — denk, ich sei dieselbe Frau geblieben, die Du immer in mir kanntest, geschaffen um nicht über die Grenzen stiller Häuslichkeit hinwegzugehn, aber durch ein unbegreifliches Schicksal aus meiner Sphäre gerissen, ohne die Tugenden derselben eingebüßt zu haben, ohne Abenteurerin geworden zu sein. Nochmals lebe wohl.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [52]

19. Juni 1793

... Meine Entschlüsse in betreff auf mein künftiges Leben wirst Du aus meinem letzten Briefe deutlich gesehen haben. Ich wünsche Deine Gedanken darüber. Daß mein Beruf mehr ist als Scheu vor der beharrlichen Selbstverleugnung, Gehorsam gegen die Befehle des Schicksals, Ordnung und Fleiß, die es braucht um sich in einen bestimmten Platz zu fügen, das glaube ich ziemt sich am besten durch die Tat zu beweisen; ich weiß aber wenigstens, daß ich jede bürgerliche Bestimmung schlecht erfüllen würde, und nicht glücklich darin sein könnte. — Und wenn Du es gelten läßt, daß man die Resultate aus einer Menge innerer Wahrnehmungen, die man nicht völlig entwickeln, von denen man keine vollständige Rechenschaft geben kann, die aber doch sehr sicher sein können, entscheidend ausspricht, so sage ich ganz ohne Ausnahme, nur der eine Weg steht mir offen. — Man kann die menschlichen Dinge nur recht fassen, wenn man frei ist, und gleichsam von außen. Es springt in die Augen, daß unsre besten Köpfe durch ihre bürgerliche Bestimmung verstümmelt sind. Ich sehe die Abgründe, über die ich hinschreite; aber ich will hinüber. Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin,

d. h. mit mir zufrieden. Denn mein Verstand ist so, daß wärr alles ihm gleich, und Harmonie in mir, so wäre ichs schon. —

Du hast mich zu einer Ausschweifung verlritet. Ich habe gestern abends den Hamlet gelesen. In meiner jetzigen Stimmung war das nichts; das liegt mir nun alles im Sinne, und ich weiß nicht wie ich das empörte Herz besänftigen soll. Erwarte nur nichts Außerordentliches; was ich sagen werde, wird Dir viellricht sehr alltäglich und nahliegend, vielleicht eine spitzfindige Grillr, vielleicht abenteuerliche Schwärmerei scheinen. Der Gegrnstand und die Wirkung dieses Stücks ist die heroische Verzweiflung d. h. eine unendliche Zerrüttung in den allerhöchsten Kräften. Der Grund seines innren Todes liegt in der Größe seinrs Verstandes. Wäre er wenigrr groß, so würde er ein Heroe sein. — Für ihn ist es nicht der Mühe wert, ein Held zu sein; wenn er wollte, so wäre es ihm nur ein Spirl. Er übersieht eine zahllose Menge von Verhältnissen — daher seine Unentschlossenheit. — Wenn man aber so nach Wahrheit frägt, so verstummt die Natur; und solchen Trieben, so strenger Prüfung ist die Welt nichts, denn unser zerbrechliches Dasein kann nichts schaffen, das unsren göttlichen Forderungen Genüge leistete. Das Innerste seines Daseins ist ein gräßliches Nichts, Verachtung der Welt und seiner selbst. — Dies ist drr Geist des Gedichts; alles andre nur Leib, Hülle. Und dieser kann seiner Natur nach nur von sehr wenigen grfaßt werden; so daß es wohl geschehen mag, daß im Schauspielhause kein einziger von den Spielenden, und auch kein einziger von den Zuschauern etwas von der Sache ahndet. — Unglücklich wer ihn versteht! Unter Umständen könnte dies Gedicht augenblicklichen Selbstmord veranlassen, bei einer Seele von drm zartestrn moralischen Gefühl. Ich weiß noch was es auf mich wirkte, als ich vor anderthalb Jahren es in der erbärmlichsten Vorstellung sahe. Ich war mehrere Tage wie außer mir. — Seine Größe wird vielleicht paradox scheinen; meine Beweise sind sein anerkannter Mut und Verstand; vornehmlich aber eine gewisse Besonnenheit, überhaupt das

sicherste Kennzeichen des Helden. Denn wenn wir diesen Ehrennamen wohl mit Zuversicht für jemand in Anspruch nehmen, so fügen wir nicht selten hinzu, z. B. daß er kühl und gelassen unter dem Donner von hundert Kanonen umherwandelte und so frei dachte wie je. — Ich mache Dich auf die Stelle aufmerksam, wo die Leidenschaft nur einen Helden nicht überwältigen konnte, wo er ruft

hold my heart,
And you, my sinews, grow not instant old.

und dann auf die Szene mit der Mutter, wo der Geist zum zweiten Male erscheint. Mein bester Beweis aber ist seine erhabene Begeisterung für das wenige Gottähnliche, was etwa noch im Menschen wohnt. So z. B. die Stelle in der Szene mit Guildenstern und Rosencrantz I have at late — man delights not me. Seine riesenhafte Überlegenheit über alle, die um ihn sind, springt in die Augen. Nur für den, der ihn faßt, werden diese so im dämmernden Hintergrunde schweben; versinkt man nicht ganz im Hamlet, treten diese mehr vor, so ist das Ganze eine Plattheit. Man sollte denken, hier könnten gute Schauspieler viel tun, da es doch von dem Leser viel verlangt, so vieles zu erraten. Man redet von Garrik, und ich erinnre mich noch daß Schröder ihn doch bedeutend und wie einen denkenden Mann spielte. Allein ich zweifle, daß den Hamlet darzustellen, ein Unternehmen für einen sterblichen Mann ist ...

Die Begierde seinen Vater zu rächen, der Unwille über seine Mutter ist nur der Anlaß zu Hamlets innerer Zerrüttung, der Grund davon liegt in ihm selbst, in dem Übermaß seines Verstandes (oder vielmehr in der falschen Richtung desselben, und dem Mangel verhältnismäßiger Kraft der Vernunft) und der Inhalt selbst, Verzweiflung macht ein wahres Ende unmöglich. — Vielleicht habe ich den erhabenen Geist des Werkes ergriffen, aber jetzt fühle ich mein Unvermögen da ich von der äußern Hülle reden soll. Nur einige Bemerkungen. Die Erscheinung des Geistes gleich im Anfang spannt die ganze Seele, und schärft

sie das feine Wesen zu fassen. — Die Schwäche der Königin, die elende Seele des Königs, die Albernheit des Polonius, die Gemeinheit der übrigen, die Beschränktheit des einzigen den er schätzt, des Horatio, alles wird höchst bedeutend durch Hamlets Denkart, und durch seine Stellung. Der Wahnwitz des guten Mädchens, wo die Rührung bis zum Gräßlichen steigt, hat hier einen fürchterlichen Sinn. Alles ist bedeutend bis auf das platte Geschwätz des Totengräbers. — Der innre Zusammenhang (was ich letzthin Natureinheit nannte) kann nicht vollkommner sein. Aber nur wer das Große in Hamlet fassen kann, wird ihn wahrnehmen. Um mich durch ein Beispiel verständlich zu machen, Hemsterhuys sagt sehr richtig: es galt dem römischen Pöbel für Mord, in der Seele des Brutus aber war es der ewigen Ordnung gemäß. — Im Hamlet scheint alles Äußre wie aus dem Geiste hervorgekeimt. Sonst war bei Shakespeare die äußre Hülle oft ehe da als der Geist, der in eine Geschichte oder Legende, die ihm Anlaß gab, erst hineingebildet wurde, und in vielen seiner Werke sucht man dies, da Geist und Hülle nicht so ganz eins ist, vielleicht auch Romeo, dessen Wesen Du, glaube ich, richtig angegeben hast. Der Ausdruck ‚Romantische Melodie' ist höchst treffend. Kein Gedicht ist so romantisch und so musikalisch. — Die schöne, schwärmerische Schwermut des Romeo ist ein wesentlicher Zug.

Eine Note zum Hamlet bezieht sich auf eine Legende des Saxo Grammaticus von König Fengo und König Amlethus. Die Tollheit, die Liebe, das Gespräch mit der Mutter, und die Reise nach England sind schon in dieser enthalten. Nur von der letzten könnte man vielleicht vermuten, daß sie nur stehen geblieben sei. — Der Hamlet wird immer schlecht aufgeführt werden, weil keinen Schauspielern die Weisheit zuzutrauen ist, daß sie alle ihre Bedeutung nur vom Hamlet entlehnten: und das ganze besteht aus so zarten Verhältnissen, daß der geringste Mißlaut alles zerstören würde....

Wittenberg, 28. Juni 1793

Wie innig kann ich Dir zu Deinem Hochzeitstage Glück wünschen. So ein Glück ist das Ziel meiner fernsten, aber liebsten Wünsche. Dieser Sinn für Familienglück, der in mir so kräftig und lebendig ist, wird auf das Schicksal meines Lebens gewiß einen wohltätigen Einfluß haben und am ersten die wilden Auswüchse meiner Phantasie beschneiden, die mich beständig innerlich unstet und flüchtig machen. Diesen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, soviel ich kann, im dunkeln Gewebe meines Schicksals, soll mein Hauptzweck sein, und nur das widerwärtigste Los, die Loskettung von Allem, was mich ans Leben knüpft, könnte mir das Ziel verrücken. Ich hab ihn von Euch, diesen Sinn, der jetzt schon in mir oft leidenschaftlich wird und sich in die lächerlichsten Träume verliert. Die Familie ist mir noch näher, wie der Staat. Freilich muß ich ein tätiger Bürger sein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir ist das letztere näherer Zweck als das erstere. Man ist auch am allervollkommensten Bürger des Staates, wenn man zuerst für seine Familie ganz da ist. Aus dem Wohlsein der einzelnen Familien besteht der Wohlstand des Staates. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir sonst so gleichgültig sein könnte, wie jeder andere Staat. O ich fühle sie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu sein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenschaftliches Temperament bis zum höchsten Überdruß. Es ganz zu sein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geistes, Sinnenkraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeschreibliche, unnachahmliche Bestimmtheit des Charakters. Wieweit ich von alledem trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich selbst am besten beurteilen. — Ich bringe nichts dazu mit, als ein leidenschaftliches Gefühl für stille, häusliche Glückseligkeit. Vielleicht erleichtert mir das noch den Weg zu dieser Bestimmung. Eine freundliche Ahnung sagt mir, ich bin dazu geboren, und selbst mein äußeres Schicksal flößt mir kein Mißtrauen ein. —

Ich bin voll Glauben und Zuversicht, und erwarte alles, wenn ich meine ruhelosen Launen bezwinge . . .

Caroline an Meyer [54]

Leipzig 30. Juli 1793

. . . Wie ich von jedermann verlassen mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir gestoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht — —

Caroline an Friedrich Schlegel [55]

Ende August 1793

— — Sie fühlen welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten, durch mehr als hilfreichen Beistand. Er hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. — Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurteilen zu wollen, so scheint mir doch W. in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben was man männlich und zugleich kindlich, vorurteilslos, edel und liebenswert heißen kann. — —

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [56]

Leipzig 28. August 1793

. . . Manuskripte erwarte nur noch lange nicht, und Fragmente will ich nicht schicken. Du wirst höchst begreiflich finden, daß mir

für jetzt Ausführung und Vollendung unaussprechlich schwer wird; meine Absichten müßten weniger umfassend und groß sein, wenn das nicht so wäre. Wenn etwas vollendet sein wird, so erhältst Du's sogleich, und dann mache ich große Ansprüche auf Dein ganzes Urteil. Sei nicht böse, halte mich nicht für lässig. Die erste Woche war ich fast unaufhörlich bei ihr, und nur damit beschäftigt. — Störungen sind seit der Zeit schon oft wieder gewesen, häufige Briefe, schlechte Gesundheit, kleine Geschäfte. Sehr viel reine Zeit ist also nicht übrig geblieben. Und diese Zeit ist noch nicht Muße. ‚Die ernste Liebe der heiligen Wahrheit füllt nur freudige Herzen', schrieb ich neulich einem Freunde. Wenn das nicht wäre, so war ich freilich noch nie so fähig, einem großen Gegenstande mich ganz hinzugeben, die Welt zu vergessen, und in eine selbsterschaffne Natur zu versinken. Die Mutter der Begeistrung ist die Einsamkeit. Ich lebe sehr einsam, und — auch im innersten Herzen fühle ich mich einsam. Die Bande oder Ketten der Natur habe ich zerrissen, und ich fühle immer mehr, daß die Bande meiner Erfindung schwach und kraftlos sind, ich stehe einzeln, gleichsam nur außerhalb der Welt, ich bin sehr überflüssig, und ich wüßte auch nichts, dessen ich bedürfte. — Einiges in meinem letzten Briefe mußtest Du als solche Ansichten eines Einsamen beurteilen, sonst könntest Du sehr ungerechte Vorwürfe daraus machen. Doch sollst Du nächstens den deshalb versprochnen Brief haben. —

Ich wollte Dir noch sehr viel von Caroline schreiben, aber ich kann nie Worte finden, wenn ich von ihr reden will. Was sie von mir denkt, glaube ich ohngefähr zu raten (was Du von ihrer Menschenkenntnis sagst, ist mir sehr einleuchtend); die Hoffnungen, die ich selbst und etwa ein Freund von mir haben, die hat sie nicht; und wie sollte sie das auch? — Ich habe Verstand, aber bin so unerfahren, beschränkt, und vor allem — es wäre ungerecht mir Seele abzusprechen, aber die Seele der Seele, lieber Wilhelm, die fehlt mir doch ganz offenbar, nämlich der Sinn für Liebe. — Vielleicht schätzt sie eine gewisse Kraft des Charakters an mir;

(die sich doch sehr ungleich ist) aber dafür würde es mich auch gar nicht wundern, wenn sie mich rauh fände. Ich bin es auch; und dann zwingt mich die Ehrfurcht, sie als Mann zu behandeln. — Wie äußerst fremd und fern ich ihr bin, kannst Du allenfalls denken: wir sind zusammen, nicht weil wir zusammengehören, sondern weil wir uns in demselben Hause treffen (wo das Haus liegt will ich Dich raten lassen). Wenn das nicht so ein übelklingendes Wort wäre, so möchte ich sagen, wir könnten als Geschwister zusammen leben. Somme tout ich bin höchst gewöhnlich, aber für einen Menschen immer gut genung. — Das Kind machte beim ersten Anblick einen ungünstigen Eindruck auf mich, weil es schielt; und ein wenig häßlich ist (das kann sich noch sehr ändern). Jetzt gewinne ich das kleine einfache Wesen lieb, um seiner Unverdorbenheit, guten Anlagen, und Treue für die Mutter. Von ihr ist mir jetzt noch ganz unmöglich zu schreiben. Doch kann ich sagen: Einfachheit und ein ordentlich göttlicher Sinn für Wahrheit, habe ich durchaus nicht erwartet, nach dem was ich wußte und gelesen hatte; und doch ist es das, was meiner Eigentümlichkeit am meisten schmeichelt, und ihr Schmerz bringt sie mir am nächsten. — Ich glaube man kann sie nicht kennen, wenn man sie nicht liebt oder von ihr geliebt wird.

Ich verlange mehr zu wissen von Sophien oder von S. wie Du sie immer nennst, gewiß aus Furcht vor der Philosophie, Deiner Todfeindin. Weiß ich doch von der schönen Frau kaum mehr, als daß sie Dich liebt, und daß sie Billette geschrieben, wovon mich einige entzückt haben. Überall ist es sündlich — Deine Vertraulichkeiten kommen immer nur wie Überschwemmungen, wenn das volle Herz überbrauset, und dann verschwindet gleich wieder alles hinter den Ufern der Trägheit und des Mißtrauens zurück. Gib auch einmal eine Vertraulichkeit als großmütiges Almosen. —

Einen drollichten Zug von Augusten muß ich Dir doch erzählen. Sie rühmt sich sehr, daß sie der Mutter unentbehrlich sei. ‚Wenn ich nicht wäre, so würdest Du Dich von der Schlegelsucht gar

nicht zu retten wissen.' Wie sie nach L—a abreisten, ich den Abend vorher Abschied nahm, lag sie schon im Schlaf. Wie sie geweckt war, sagte sie: ‚Mutter wirst Du von diesem Schlegel auch die Schlegelsucht kriegen?'

Wundre Dich nicht, daß ich Dir so viel vorschwatze, was Du vielleicht nicht einmal aufmerksam lesen kannst, nach dem Anfang dieses Briefes. — Ich weiß, was ich Dir geschrieben habe, und ich fühle es auch; ich suchte eben deshalb Zerstreuung, vielleicht ist es Dir auch so, wenn Du die Nachricht empfängst. Ich durfte Dir nichts verhehlen; ich weiß wie viel Deine Briefe ihr sind; aber sie könnens nicht sein, wenn man sich nicht die Wahrheit zu sagen traut. — Ich hätte dessen wegen Sophiens nicht erinnert, wenn ich nicht die unzweideutigsten Zeichen davon hätte. Ich gebe ihr deshalb nichts Kleinliches Schuld; es ist höchst natürlich in ihrem Zustande. Denn sonst bin ich gewiß, daß man wahr gegen sie sein darf. Und größeres läßt sich von keinem Menschen sagen.

Ich hätte einen so hoffnungsvollen Anfang, als unsre Mitteilungen über Dichtkunst sind, nicht unterbrechen sollen: ich hoffe aber das reichlich ersetzen zu können. Ich finde es immer mehr die herrlichste Art über diesen Gegenstand, wo Vollendung im Untersuchen nicht so früh zu hoffen ist, zu den reichhaltigsten Aufschlüssen zu kommen; einer regt den andern an, eine Ansicht gebiert viele andre, und so werden wir mit dem ganzen Umfang unsres Stoffs bekannt, und entgehen der drohenden Gefahr die unendliche Natur in einen engen Begriff eindrücken zu wollen. Wir sind aber vielleicht noch nicht ganz auf dem rechten Wege gewesen, besonders ich. Ich schwankte immer, ob ich Dir ein Werk schicken sollte, oder ob ich schreiben sollte, wie Gott will, und wie die Feder läuft. Ich habe nun das letzte gewählt: mein erster Brief aber hat alles Unbehilfliche und Schwerfällige eines halbangefangenen Werkes an sich, und alles Undurchdachte, Unausgeführte eines Briefes. Und Du hast Dich durch meine mir natürliche Art, es zu sagen, verleiten lassen, es viel zu sehr als

vollendete Überzeugungen, nicht als hingeworfene Einfälle, und unentwickelte Wünsche von Gedanken anzusehen. — Das einzige was ich Dir vorwerfen kann. Wenn es nicht noch wäre, daß Du selbst nichts gibst, als nur auf Veranlassung, zu sehr widerlegst, was ich schon selbst verworfen, oder was auch nicht verstanden ist. Der Vorwurf der Sprünge und Orakel trifft mich glaube ich nicht; es kann sein, daß ich auch im Denken gewaltsam verknüpfe; aber Du zieltest auf Urteile, die keinen Erweis zulassen, wie Begriffe und allgemeine Sätze, sondern Sache des Gefühls sind, die immer ihr Eigentümliches hat, wie ich und jeder Vernünftige sich bescheidet. — ‚Du glaubst nicht, daß es ratsam sei, bei Untersuchungen über die Poesie, von ihren höchsten Gesetzen auszugehen.' — Es ist mir nicht eingefallen einen Dichter nach Begriffen a priori konstruieren zu wollen. Für den Schöpfer gibt es keine Gesetze, aber Richter kann man nur sein, mit Sinn, nach Gesetzen. — Ich nahm den Weg, der mir natürlich war, und daß er das war, wirst Du sehr begreiflich finden, wegen einiger Gewohnheit und Übung jeden gegebenen Stoff nach den wesentlichen Zwecken des Verstandes und der Vernunft in ein vollständiges Ganze zu ordnen. Und dieses hat auch seinen Wert. (Mein Wunsch war, daß jeder nach seiner Natur täte was er könnte, für die Untersuchung selbst und um sie gemeinschaftlich zu machen). Ich muß zwei Dinge gegen Dich in Schutz nehmen die Du verkennst, das System und das Ideal. Ich weiß, der schändliche Mißbrauch sinn- und seelenloser Vernünftler hat diese Namen für Dich sehr besudelt; aber Du siehst nur darauf und verkennst, verachtest ungerechterweise die köstlichen lauten Urkunden unsres göttlichen Adels. — Was wir in Werken, Handlungen, und Kunstwerken Seele heißen (im Gedichte nenne ichs gern Herz) im Menschen Geist und sittliche Würde, in der Schöpfung Gott, — lebendigster Zusammenhang — das ist in Begriffen System. Es gibt nur Ein wirkliches System — die große Verborgene, die ewige Natur, oder die Wahrheit. — Aber denke Dir alle menschliche Gedanken als ein Ganzes, so

leuchtet ein, daß die Wahrheit, die vollendete Einheit das notwendige obschon nie erreichbare Ziel alles Denkens ist. Wir Leute sind also auch nicht unnütz, wenn wir auch nicht so gute Beobachter sein sollten, wie Ihr Propheten; Ihr dürft nicht einseitig eine heilige Anlage der Menschheit geringschätzen. Und laß michs hinzusetzen, daß der Geist des Systems, der etwas ganz anders ist als ein System, allein zur Vielseitigkeit führt — welches paradox scheinen kann, aber sehr unleugbar ist.

Die Quelle des Ideals ist der heiße Durst nach Ewigkeit, die Sehnsucht nach Gott, also das Edelste unsrer Natur. — Einige die es verkennen, wähnen es streite mit der Natur, die doch nur in Eintracht mit dem Geiste das wahrhaft Große erzeugt. Die Begeistrung ist die Mutter des Ideals und der Begriff sein Vater. — Was ist denn unsre Würde, als die Kraft und der Entschluß Gott ähnlich zu werden, die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben? — Das regsame Streben des Handelns, der höchste Maßstab des Urteils schließt ja gar nicht aus alle Tugenden der Empfänglichkeit, sondern kann ja nur mit ihnen bestehn.

Nächstens mehr.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [57]

16. September 1793

... Sie machte einen sehr lebhaften Eindruck auf mich; die ersten Tage überließ ich mich diesem ganz, suchte mich ihr zu nähern, sie kennen zu lernen, ich wünschte nach ihrer Mitteilung und Freundschaft aufs emsigste streben zu dürfen; aber grade da sie einige Teilnahme zu äußern schien, sah ich sehr bestimmt, daß ein bloßer Versuch in die heftigsten Kämpfe führen, und wenn eine Freundschaft zwischen uns möglich sei, sie nur die späte Frucht vieler verkehrten Bestrebungen sein könnte. Du fühlst, wie unschicklich dies in ihrer Lage wäre — jeder eigennützige Anspruch ward von da an aufgegeben; von mir war nun gar nicht

mehr die Rede. Ich hätte wohl Lust Dir das als ein Opfer anzurechnen, weil mir diese Enthaltsamkeit so unendlich schwer geworden ist. — Ich setzte mich also in das einfachste, einfältigste Verhältnis zu ihr, die Ehrfurcht eines Sohns, die Offenheit eines Bruders, die Unbefangenheit eines Kindes, die Anspruchslosigkeit eines Fremden. So bin ich gegen sie, und das mußte so sein, weil es darauf ankam, daß ich ihr nützlich wäre, und nicht, daß sie meine Freundin würde. — Es könnte also sehr leicht geschehen, daß sie so wunderbar über mich urteilte, daß Du selbst mich darin nicht wieder erkenntest; aber zufrieden hoffe ich wird sie mit mir sein; mit meinem Eifer und guten Willen in den Kleinigkeiten, die ich für sie ausrichten kann, und es scheint auch, daß ich ihr Zutrauen habe, da sie mir vieles sagt....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [58]

29. September 1793

... Ihr, die ihr die Vernunft hasset und das Denken verachtet, die allmächtige Natur, wenn sie von aller Tugend sorgsam gereinigt ist, vergöttert ihr, an die Offenbarungen Eures Herzens glaubt ihr, und Eure Lehre ist stets eine erhabene Selbstständigkeit. Ich bin aber nur ein armer Laie, meine Selbstständigkeit geht nicht über Recht und Schönheit hinweg, sie schämt sich nicht, der Weisheit zu gehorchen. —

Große Männer! laßt Euch zu der hellen Einsicht herunter, und verständigt sie, was nennt ihr Natur? — Etwa alle einzelne Dinge so vorhanden sind? — Oder die Seele des Alls? Das mächtige Leben, das in allem, was entsteht und untergeht, seine eigne unendliche Fülle, in wechselnder Liebe und wechselndem Kampf mit sich selbst, ewig umschlingt? Ihr ahndet im heiligen Dunkel nicht ein unendliches Nichts, sondern ewige Quellen vergänglichen Lebens? — Wir auch. — Oft scheint es, als meintet ihr alle Regungen des menschlichen Herzens, in ihrer Üppigkeit

und Ausschweifungen? — Wir brauchten aber unserer edelsten Kraft nicht zu entsagen, wir dürfen auch ohne das innere Eintracht hoffen. Ist denn Vernunft etwas anders, als höheres Leben?

Erkläre mir, warum Du den Petrarka unter allen Dichtern den am meisten idealischen nennst. Was ich sonst Vernunfteinheit nannte, poetische Sittlichkeit, wird am meisten an Trauerspielen gefunden und gefordert. Das Ganze ist umfassender wie ein lyrisches Gedicht, und enger beschlossen — wie ein erzählendes, episches; sie stellen in unendlichen Abwechslungen ein Schauspiel dar, den Kampf des Schicksals und des Herzens. Das Ende (nicht grade das letzte der Zeit nach) sondern was im Wesen selbst den Schluß macht, gibt eigentlich den Ausschlag, ob wir erhoben oder niedergedrückt würden. Die besten Beispiele, die ich weiß, sind der Prometheus des Aeschylus, der Ajax des Sophokles, Richard der Dritte von Shakespeare. Denn in dem letzten Stücke ist deutlich, daß der große Sünder von der verborgenen Hand des ewigen Richters geschlagen wird, sein Sturz ist nicht Zufall sondern gerechte Strafe. — Nimmst Du das Stück von der Kassandra aus Aeschylus' Agamemnon heraus, so ist es ein herrliches Beispiel. Aber immer laß mich den Ajax des Sophokles noch einmal nennen. — Da ich von Richard geredet, so will ich noch hinzufügen, daß ich völlig mit Schiller einstimme, daß man Gott im Trauerspiele sehr gut brauchen kann. Besser aber ists immer, wenn das Herz der siegende Gott ist, wie im Ajax. — Diese Werke erheben uns aufs höchste; es liegt in der Natur sehr vieler andern, daß sie das nicht können, wenn ihr Ende also nur befriedigt, nicht beleidigt. Sophokles ist hierin vielleicht nicht zu übertreffen. Unter Goethens Trauerspielen ist keines, so uns da sehr erhebe; vielleicht hätte es der vollendete Faust. — Egmont, Tasso, Iphigenie, Stella endigen sich gut. Götz läßt vielleicht zu viel Bittres zurück; doch ich will das noch nicht als mein Urteil angesehen haben. — Ich höre Dich schon fragen: ‚Recht gut, wenn es da ist. Aber wie kann man das

fodern, gleichsam bestellen, wie wenn der Dichter ein Handwerker wäre?' — Mein Lieber, ich rede wirklich nur von der Wertschätzung eines Gedichts; ich gebe ja kein Gesetz, daß die Dichter ihre Werke sittlich machen sollen. Sie müssen selbst gut und edel sein. — Oft hängt der Schluß von der Wahl des Dichters ab. Zu Zeiten schafft aber die Begeistrung gleichsam ein vollendetes Werk, dessen Wesen zerstört würde, durch eine so wichtige Änderung. So war es vielleicht beim Hamlet, der alle Sittlichkeit umwirft. — Das Letzte, wenn es einmal geschieht, gibt sich von selbst; aber von dem ersten muß oft die Rede sein....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [59]

13. Oktober 1793

... Kants Lehre war die erste so ich etwas verstand, und ist die einzige, aus der ich noch viel zu lernen hoffe. Allein ich bin mit dem nicht eins, was ihr doch zum Grunde liegt, die intelligible Freiheit, der regulative Gebrauch der Ideen überhaupt, die reine Gesetzmäßigkeit als Triebfeder des Willens usw. Bei der Kritik der Urteilskraft vergiß doch ja nicht, daß er ein alter Mann ist, und dann daß er es schnell geschrieben, nur wie zur Erholung. Daher Wiederholungen, Abschweifungen, Verworrenheit, Nachlässigkeiten mehr als in irgend einem andern Werke von ihm. Wer leugnet das? Aber vernimmst Du nicht hie und da das Wort einer großen schönen Seele, so macht Dich Dein Vorurteil taub. Diese nachlässige, steife Hülle gibt dem Göttlichen, so sie einschließt, ein Siegel der Echtheit, das ich ungern vermissen würde, so ungern wie Winckelmanns Steifheit. Indessen zweifle ich sogar noch, ob es eine Kritik der Urteilskraft gibt; die Urteilskraft ist meines Bedünkens kein ewiger Zweig des Vorstellungsvermögens, sondern eine ganz bestimmte Tätigkeit des Verstandes, und nach dem Sprachgebrauch nicht der reine Begriff dieser Verstandeshandlung, sondern die Erscheinung mit

allen Besonderheiten, die die Erfahrung daran entdeckt, und dann auch Richtigkeit und Fertigkeit darin. — Sollte der Unterschied unter subsumierender und reflektierender Urteilskraft so schwierig sein? Ich will und mag nicht nachlesen, und nicht einmal zu viel nachdenken. Mich däucht der Gegenstand des Urteils wird entweder einem Begriff untergeordnet, oder einem ursprünglichen Zustande des Gefühlsvermögens. Die vollendete Bearbeitung dieser kann dem Denker vielleicht unentbehrlich sein, aber was soll der Künstler damit, und auch der, der ihn beurteilt? Sind sie so unglücklich, schon einige Begriffe zu haben, so dürfen sie freilich nicht stehen bleiben, und müssen auf einem dornichten Wege fortgehen, der spät aber doch endlich wieder zur Natur zurückführt. — Ich rede von nichts geringern, als von dem, wonach immer zuerst gefragt wird, sobald von den Künsten die Rede ist, nämlich die Lehre von dem Begriff des Schönen, Erhabnen, wozu dann noch das Rührende, Vollkommne, Wahre sich gesellen mag. Ich führe so einige an; denn wer hat nur nach dem Quell geforscht, aus dem sich die vollständige Aufzählung aller dieser ursprünglichen zusammengesetzten Zustände des Gefühlsvermögens ergeben könnte. — Vergiß aber ja nicht, daß ich eben bloß von Begriffen redete. Oft hat man auch solche Massen von Erfahrungen dieser Art, die sich sehr deutlich von dem übrigen absondern, und sich zu einem Ganzen gleichsam zusammenhäufen. Bilden sage ich mit Fleiß nicht, weil an innren Zusammenhang und also an äußre Ordnung hier nicht zu denken ist. Ich dächte jemand der seinen Gegenstand ganz übersieht, und der sich hinsetzt, um eine Abhandlung über das Lächerliche, Naive, Erhabene, Schöne (hier in ganz anderm Sinne) zu schreiben, müßte gar nicht wissen, wo er anfangen und enden sollte. Wie soll da ein Ganzes entstehn? Einzelne reichhaltige Beobachtungen, aber ist es nicht barbarisch diese so in dem schwankenden Umfange irgend eines Wortes, nebeneinander aufzuhäufen? —

Was aber die Begriffe betrifft, so ist das vielleicht, wenn man alles Überflüssige absondert, nur die Frage von den Grundtrieben

der Seele. — Ich halte dafür, daß alles Gefühl sich in drei Elementen auflösen läßt, drei ewige Unterschiede, so den Umfang der Welt (d. h. aller unsrer Gedanken, alles unseres Seins) umfassen. Gib wohl Acht. Ich werde ein wenig weit ausholen.

Wir trachten nach drei Dingen, nämlich Vielheit, Einheit und Allheit: in Deiner Sprache, Leben, Kraft, Gott. Nur die Vermählung Aller erzeugt menschliches Dasein; die strenge Absonderung ist nur Werk des Verstandes; die rohe gehört dem Sinne, nach dem herrschenden Element. Leben offenbart sich in Lust, Kampf und Liebe. In den beiden letzten Gestalten vermählt sich das Ewige gern mit dem Sterblichen, sie scheinen den Irdischen geschenkt, als Reiz wie Gott zu genießen. Unter Kraft meine ich eigne Tat, Selbsttätigkeit, d. h. Einsicht und Ehre; denn so könnte man die Kraft des Willens an sich nennen. Ehre ohne Tugend ist wie Verstand ohne Vernunft. Die Richtung auf Gott und der Genuß Gottes ist Tugend, nicht unsre ganze Bestimmung, aber unsre höchste. — Ein Mensch hat so viel Wert als Dasein, d. h. als Leben, Kraft und Gott in ihm ist. Hat er aber auch viel Kraft und Leben, sind diese aber im Streite mit dem Gott in ihm, so wird er immer ein häßlicher Mensch, ein verächtlicher Dichter, und sein Urteil schief sein. — Dieser Maßstab gilt auch für einzelne menschliche Werke; also ein Gedicht z. B. hat so viel Wert als menschliche Lebenskraft darin ist. Dazu gehört aber auch die Richtung aller Teile auf das höchste Ziel; und was anders ist Sittlichkeit?

Ich habe kaum angefangen, bin aber schon müde. Nun noch eins und das andre Wichtigere, wie es mir beifällt.

Ich sagte, daß ich an dem Dasein einer Kritik der Urteilskraft zweifelte; das will sagen, die Kritik der reinen Vernunft ist ewig, weil ihre Irrtümer wesentlich notwendig sind. Den Streit über die Allgemeingültigkeit des Schönen halte ich aber für zufällig. —

Hier ist ein Anfang eines Briefes an Dich, der sehr lang werden, und alles umfassen sollte, was ich über die Kunst im allgemeinen zu sagen habe.

— ich hoffe große Aufschlüsse von Dir, und ich schmeichle mir, so lange Du unter Barbaren lebst, Dich zuweilen an Deine ehemalige Liebe und an Deine künftigen Werke erinnern zu dürfen. Wer kann besser über Kunst denken und lehren als Du in Deiner jetzigen Lage? Du hast Muße genung; bessere wäre zu gut. Und was die Hauptsache ist, Du besitzest die Kunst, ohne daß sie Dich besäße. (Sollte es Dir mit ihr etwa gehen, wie mit Sophien?) Du bist nahe und doch auch fern genung zum Kenner, zu dem ich Dich für vorherbestimmt halte. Von manchem, wünschte ich, möchte sich Dein Urteil noch reinigen und dann Dein uralter Haß gegen die Vernunft. — Die Seele meiner Lehre ist, daß die Menschheit das höchste ist, und die Kunst nur um ihrentwillen vorhanden sei. Nicht so wohl Schiller, als Bürger achtet die Kunst höher, wie die Natur. Ja selbst der große Goethe ist im Alter zu dieser Selbstvergötterung herabgesunken. Er scheint selbstgefällig seinem Genius zu lauschen, und ich erinnre mich dann wohl an Mozarts Musik, die in jedem Laute Eitelkeit und weichliche Verderbtheit atmet. Das letzte unter dem Siegel der Verschwiegenheit, man möchte mich sonst dem Arzte empfehlen usw.

Wie System und Vielseitigkeit verwandt sind, würde man nicht fragen, wenn System nicht auch einer der Fremdlinge wäre, die mit Feuer und Dolch getilgt werden müssen, wenn die Wissenschaft gedeihen soll. Bestimmtheit des Erklärens, Genauigkeit der wissenschaftlichen Bezeichnung heißt man oft systematisch. Ich redete aber bloß von Vollständigkeit der Einsicht, innrer Vollendung. Daß Vielseitigkeit zur Allseitigkeit der Weg sei, ist doch einleuchtend?

Welche Stelle hat denn Deinen Beifall so sehr, die vom Schluß der Trauerspiele, oder von der Natur? — Du siehst daraus meine Unschuld.

Vom Ideal.

Das Streben nach dem Unerreichbaren, die Liebe zu dem Namenlosen, von denen Du schreibst, das ist grade das Rechte.

Aber beinahe mußte ich lächeln, wie ich las, daß Du das Unmögliche forderst. Wer die Wahrheit liebt, soll nie wähnen, sie zu besitzen; und der, so das Ewige genießt, soll seinen schädlichen Irrtum fahren lassen, daß alles Andre nichts sei. Du hast das Unendliche nur von einer Seite ergriffen, und wie wenn man an Dich dieselben Forderungen machen wollte? Du liebst — wohl! aber Du darfst nicht denken, daß es nichts Höheres gibt als der Genuß des Geliebten; nein Du mußt das gegen andre Vorteile vernünftig berechnen! — Aber mir deucht, wir wissen nicht wovon wir reden, was wir unter dem Ideal meinen; das fiel mir auf, weil Du von einem Werke, dessen Seele das Ideal und dessen einziger Inhalt die Vernunft ist, behauptest, es führe alles im Menschen auf Empfänglichkeit zurück. Nämlich Allwills Papiere. Und dann wieder die Vernunft leihe dem Ideal ja nichts? Sie leiht ihm weiter nichts, als daß sie es erzeugt. Denn was ist Vernunft als Vermögen der Ideale? Was ich vorhin in der Rhapsodie Allheit nannte? Und was ist Ideal, als Vernunftbegriff? — Vernunft ist ja nicht nur ein Teil des Vorstellungsvermögens, sondern auch ein Grundtrieb, der nach dem Ewigen. Der Zusammenhang dieses Triebes mit dem Vermögen zu begreifen und zu schließen ist nicht ganz leicht einzusehen, aber doch wahr. Du redest immer nur von dem natürlichen aber schädlichen Mißbrauch des letzteren.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [60]

Oktober 1793

Endlich bin ich einmal wieder bei ihr gewesen, nach einem so langen Zwischenraume. Ich traf sie wohl, und am Stickrahmen, bei dem sie den größten Teil des Tages zubringt. Sie schläft gut, und ist des Morgens wohl, des Abends leidet sie viel durch Hitze und andres Unbehagen. Sie muß sehr zufrieden sein, daß sie ohngeachtet ihrer Seelenleiden und des Mangels an so guter

Pflege wie sonst, doch nicht mehr leidet wie ehemals in ähnlichen Fällen. — Meyer ist einige Stunden bei ihr gewesen, sie war vergnügt ihn wiedergesehn zu haben, und schien weit zufriedner mit ihm, als sie vorher zu erwarten schien. Ich habe seine Bekanntschaft nicht gemacht. — Während Sie einige Stunden bei dem Herrn Stadtschreiber und Frau Liebsten zubringen mußte (die letzte hat ihr unter andern ähnlichen Neuigkeiten auch erzählt; man sagte ja, Siberien wäre untergegangen) gab sie mir Ihre Briefe von Mainz geschrieben an Louise in Hamburg und an ihre Mutter zu lesen. Wenn ich dazu nehme, was sie mir jetzt oder schon vorhin mündlich gestanden, so finde ich alles unbegreiflich, was ihr widerfahren ist. Freilich auch wieder sehr begreiflich bei der bekannten Unmenschlichkeit der Fürsten und ihrer Diener. Wenn ich ihre Ansicht des Ganzen nur von wenigen Zügen, die einer ungerechten Eigentümlichkeit, oder der ersten Hitze ihr Dasein verdanken, reinige, so ist sie ganz die meinige. Einen Brief nach dem Verlust von Frankfurt, glühend von dem schönsten Unwillen, hat sie mir schenken müssen. — Ich kann ihr jetzt fast verzeihen, daß sie des Unsinns fähig gewesen wäre, Dich in den Strudel und in Dein Unglück mit hineinzuziehen. Diese Begeistrung für eine große öffentliche Sache macht trunken und töricht für uns selbst und unsre kleinen Angelegenheit, muß es machen, wenn sie echt ist. —

Geschichte und Staatswissenschaft sind keine unbedeutende Aussicht in dem Entwurf meines künftigen Lebens. Bald diese, bald jene Absicht führte mich bald zu diesen, bald zu jenen Geschichtsschreibern, und ohne absichtliches Forschen liegt viel Stoff in meinem Gedächtnisse vorrätig, und mein Sinn für diese große Kunst ist nicht ganz ungeübt. Kurz nach Anfang dieses stürzte mich der Entschluß mich zu beschäftigen, in das Lesen der bekanntesten neuen politischen Werke, und ich fand nur einen wert, ihn zu erschöpfen, Rousseau. — Seit einigen Monaten nun ist es meine liebste Erholung geworden, dem mächtigen rätselhaften Hange der Zeitbegebenheiten zu folgen; und davon fängt sich eine

Denkart an in mir zu bilden, die es tollkühn wäre, nicht zu verschließen. — Ich denke aus der Richtung auf das Wesen der Sache, und das Ganze folgt unausbleiblich — Beifall und Teilnahme. Die Sache hängt aber in meinem Kopfe mit tieferen Forschungen zusammen, als ein Brief zu entwickeln erlaubt. Willst Du wissen, wie die Art meiner Gedanken, der Sinn meiner Teilnahme ist, so lies Kant im September Berlinische Monatsschrift über Theorie und Praxis, Rettung der unterdrückten unschuldigen Wahrheit gegen die Eitelkeit kleiner Vernünftler, wie Rehberg z. B. Dann alle Oden von Klopstock. — Das Leben eines edeln Volkes in seinem Herzen tragen ist immer schön, aber in dieser verworfnen Zeit solche Oden wagen zu können, das verrät etwas Erhabnes.

Lieber Freund, ich sehe voraus, daß es mir in einiger Zeit ganz am Gelde fehlen kann. Kannst Du mir einige Dukaten schicken, so wäre es sehr schön.

Mensch, ich soll Dir beweisen, daß Schiller ein großer Mann ist? Beweisen sagst Du? — Krämer mögen von der Tugend Rechnungen machen; wir in Deutschland pflegen unsre Liebe und Achtung nur zu rechtfertigen. — Sei doch so gütig, Du, und beweise mir, daß Du ein Dichter bist, beweise mir, daß B. das ist, wofür Deine Liebe sie gab, beweise mir, daß Du Sinn und Gefühl hast. — Melde mir doch auch wo Du mit diesen Beweisen anzufangen denkst, und wann Du endigen wirst. — B.'s Frage, was er denn Großes getan habe, als etwa schöne Bücher schreiben? war weiblich. Es ist etwas Großes, den Menschen nicht nach seinen baren Taten, sondern nach seinem innern Leben wägen zu können; nur der Weise vermag es; oder ist der Dichter des Prometheus weniger groß wie Alexander, weil diesen das ganze Geschlecht, jenen nur einige für das was er ist, anzuerkennen vermögen? Das Ewig-Gute in dem Leben eines Menschen rechtfertigt seine Ehre und Liebe; ich kann dieses doch zuletzt nur wahrnehmen, den Verstand und Erfahrung nur brauchen, um das Urteil des Herzens zu reinigen, und unablässig nach Lösung aller

Irrtümer zu streben. Denn nur das nenne ich vorurteilsfrei, sein Herz höher ehren als seine Begriffe.

Nun aber, das innre Leben eines Menschen, verrät es sich nicht in den kleinsten Äußerungen, und kann ich durch Vernünfteln jemanden eine Wahrnehmung geben, die er nicht hat, vielleicht nicht haben will?

Nun meine Rechtfertigung. — Sie liegt glaube ich deutlich genung in seinen Werken. Doch würde ich in einer Geschichte der Kunst schärfer bestimmen, und ihm vielleicht diesen Namen versagen, wegen des Rohen und Abgerissnen in allem, und dann der unzüchtigen Einbildung; und am Ende ist sein ganzes Wesen zerrissen und ohne Einklang. — Aber die große Kraft find ich von Anfang bis noch jetzt, da er zu sterben anfängt: zuerst in der unsinnigen Verzweiflung über früh verlorne Unschuld der Sitten und des Verstandes. Dann in dem kurzen Stolz über angeborne Kraft und errungne Bildung, und endlich in dem Bemühen sich selbst a priori zu konstruieren, da die Liebe erloschen ist.

Nächstens mehr.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [61]

1. November 1793

... Siehe doch Klopstocks grammatische Gespräche zu bekommen; sie werden Dir wenigstens zu denken geben, wenn Du sie auch nicht so vollendet schön gesagt, und fast durchaus unumstößlich wahr findest wie ich. Die wenigen eingestreuten Übersetzungen machen es Dir allein wenigstens lesenswert; mir scheinen sie in ihrer Art das Höchste zu sein. Er glaubt selbst bescheiden über Sprache und Verskunst nur eine Stimme gegeben zu haben, will nicht zu denen gehören, die vielstimmig zu sein vermeinen. Mir däucht aber, es war die einzige, wenigstens haben meine Ohren keine andre Stimme vernommen. Denn Stimme kann

doch das nicht heißen, was etwa Wieland oder solche, Schiller radotiren und absprechen. — Aber die Größe muß ich an Klopstock verehren, mit der er kühn und doch bescheiden gegen sein Jahrhundert die unschuldige, verkannte Wahrheit, verteidigt, für ein besseres Jahrhundert niederlegt, wie in allem diesen, was er über Sprache und Verskunst gesagt hat, in seinen neusten Oden, in seiner Würdigung deutschen Wertes und Geistes, in seinem Urteil über Friedrich usw. Schon in manchem ist die Welt still zu seiner Meinung übergegangen, bei anderm hoffe ich dasselbe, und bin gewiß, daß die Nachwelt seine Überlegenheit anerkennen wird. — Das, und der männliche, edle, hohe Geist, den Du doch in dem Unbedeutendsten was er geschrieben, in dem Messias selbst, nicht immer vermissen wirst, wäre schon genung meine Vorliebe zu rechtfertigen, hätte er auch kein einziges vollendetes Werk gedichtet. Und ich denke, das ist doch Hermanns Tod und viele seiner Oden. — Und wären sie nicht 'grade vollendete Werke, denn vollendet sind sie, kann denn nur durch diese großer Ruhm verdient werden? Viele erwerben ihn, durch vollendete Darstellung einer großen Eigentümlichkeit, in ebenso abgerißnen Worten und Werken, wie selbst Plato, der kein großes Ganzes hervorgebracht, und vollends sein Lehrer Sokrates. — Schillers Werke sind mir auch nur um seinetwillen wert; als Gedichte, Geschichten und Philosophien, welches sie doch sein wollen, schätze ich sie vielleicht noch geringer wie Du. — ‚Was ist denn nun die große Eigentümlichkeit in Klopstock und Schiller?' frägst Du. Es versteht sich, daß es nur das sein kann, dessen Wert sich aus der Natur des Menschen ergibt, und also eigentlich allgemeingültig ist, Herz, Mut, Verstand, Empfindung, versteht sich so wie ich sie zu fassen vermag; eine Einschränkung, die jedes bescheidne Urteil voraussetzt. — Nächstens mehr. Noch eins: unter vollendeten Werken meine ich nichts dem Ideal adäquates, sondern so wie man einen Charakter gebildet reif zu nennen pflegt.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [62]

17. November 1793

... Ich hoffte durch die kleine Rhapsodie über Allheit, Einheit und Vielheit meine Gedanken in das hellste Sonnenlicht gestellt zu haben; und nun kannst Du noch sagen (Du schließest ohngefähr so; wenn es eine und dieselbe Sinnlichkeit ist, die sich an der Diotima und an der Phryne äußert, so muß sie sich in der Tat proteusmäßig verwandeln können!) die Vernunft herrsche in Schillers letztem Werke, welches doch so ganz ausschließend ein Erzeugnis des Verstandes allein ist. Aber Du nennst nun einmal mit dem gemeinen Sprachgebrauche Vernunft nur ihren Gebrauch zum Behuf des Verstandes (mittelbare Erkenntnis). — Das Herz ist freilich mit dem Triebe, Vernunft, eins; denn sie sind dasselbe. — Jacobis Vernunft ist eins mit der feinsten Sinnlichkeit, aber vielleicht nicht ganz mit dem Verstande. Mit Recht zwar ist ihm Einsicht nie das Letzte, nur Mittel. Aber er braucht es nicht selten, überläßt sich der Leitung der Empfänglichkeit so hingegeben, daß sie ihn nicht bloß in die seltsamsten Eigenheiten führt. Nein er glaubt an platte Strafe und niederes Vorurteil, wie an das Höchste. Ich verzeihe es also, wenn jemand, von dem ich nicht die größte Bestimmtheit fodere, ihn Feind der Vernunft nennt. Diese Unbilligkeit Mastiaux's entspringt aus dem sehr wesentlichen edeln Triebe nach deutlichen Begriffen, nach klarer Einsicht, ein Trieb der bei Jacobi verhältnismäßig zu schwach ist. Bei dieser heiligen Dämmerung ist innres Glück noch möglich. Ist jener Trieb unnatürlich stark, so entstehen herz- und marklose Vernünftler, bei gemeinen Anlagen; ein unzählbarer Haufen neuerer Aufklärer usw. in unserm Vaterlande kann zum Beispiel dienen. Große Anlagen aber zerrüttet keine Ausschweifung so sehr, der Kranke drängt nur die Natur zu kennen, das Schöne und Gute zu wissen, bis alles Leben stumpf wird, und das Herz ohne Rettung verzweifelt. — Du wirst erstaunen, wenn ich Dir eingestehe, daß Schiller jetzt ohngefähr hier steht; ich behaupte aber, daß Du diesen Gang seines

Geistes für sein Wesen selbst genommen hast. Ich glaube den Übergang von seinen alten zu seinen neuen Werken gefunden zu haben, der mir ehedem unmöglich schien. Nämlich wer als Jüngling ganz in Einbildung lebt, der muß als Mann ganz im Verstande leben. Aber es müßte doch tiefer hin noch im Verborgnen etwas zum Grunde liegen, das ihn so mächtig von Abgrund zu Abgrund stürzte. Und dieses ist es, was ich nie aufhören kann, an ihm wie überall für groß zu achten, die Leidenschaft zum Ewigen.

Warum führst Du an, Größe sei ein Begriff? — Sittliche Größe, und von der allein war hier die Rede, ist über allen Begriff erhaben; ja fast über alle Lehre: denn über die Tugend kann man nur den belehren, der sie schon kennt. Groß ist eigentlich nur eine sehr unbestimmte Bezeichnung des Vortrefflichen aller Art; wobei gar nicht immer Vergleich und gemeiner Maßstab stattfindet, wie in der Größe, nach der in Preußen die Grenadiere gewürdigt werden. Unschuld, Liebe, reines Gewissen, Gerechtigkeit sind etwas Absolutes und lassen keine Grade zu, und können wir nach unserm Sprachgebrauche von ihnen sagen, daß sie etwas großes sind. Die Grade des Mutes, des Verstandes, des Lebens aber lassen sich durchaus nicht messen, weil es keinen gemeinen Maßstab gibt; und so ist alle Anwendung der Mathematik auf die Moral vergeblicher Versuch. — Den Wert eines menschlichen Dinges, mag es sein was es will, darf nur der Kundige und der Edle bestimmen (denn nur dieser steht auf dem Ort, von dem man die Welt richtig sieht) und auch dieser hat nur eine Stimme; zu reiner Wahrheit gehört nur — Allwissenheit. Nun scheint nichts so sehr unsre Pflicht als strenge Prüfung. Aber ist es damit gethan, daß wir uns selbst Gewalt antun, zu bezeichnen, zu erklären, zu beweisen was sich nur fühlen läßt? — Das hilft doch nichts, wenn unser Sinn nicht offen ist nach allen Seiten, jeden Schein ahndet. Ferner da des Menschen Geist sich nur mittelbar kund gibt, auf so unendlich verschiedne Weisen, deren jede gleichsam eine eigne Sprache ist, und da es dieser Sprachen

unendlich viele gibt, so scheint die Kenntnis des Menschen unendlich zu sein, und wir können Unfehlbarkeit durch keine Methode erreichen....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [63]

11. Dezember 1793

... Ich habe Schiller nie geliebt, Klopstock lange gar nicht sehr geachtet; vielleicht bin ich eben deshalb um so mehr gerecht gegen sie, seit der Zeit, da ich auch andre Dichter verstehe, als die meinem eigentümlichen Geschmack besonders analog sind. — Und nun bitte ich Dich, laß uns diesen Streit auf immer aufgeben; hast Du noch etwas über Bürger zu sagen, so werde ich es gern lesen, denn gewiß wirst Du über ihn nicht bloß mit Witz schreiben, aber ich werde es nicht beantworten. Gabe und Kunst der Darstellung, Leben hat er in so hohem Grade, seine Erfindung ist in ihrem beschränkten Kreise so vollendet, daß ich allenfalls zugeben kann, er hat Genie, aber nie, daß er Genie ist wie Klopstock und noch mehr Schiller. Daß der letzte auch im Leben ein höchst außerordentlicher Mensch ist, davon habe ich viele Beweise. Ich kenne viele, denen er sich mitteilte; und wenn es mir mannichmal schien, daß er seinen Anhängern einen gewissen Stempel aufdrücke, so war doch sein Einfluß immer so mächtig, wie nur der eines sehr überlegnen Geistes sein kann: nicht selten sehr vorteilhaft, und fast immer traf er Menschen, die auch mir von vorzüglichem Wert schienen. — Das sind nun meine Resultate; aber damit Du Dir keine falschen Gedanken machst — ich bewundre eigentlich keinen deutschen Dichter als Goethe. Und doch ist er vielleicht nicht grade durch Übermacht des Genies so unendlich weit über jene beiden erhaben als durch etwas andres. Etwas, das er doch nur beinahe hat, was allein den griechischen vorzüglich den athenienſischen Dichtern eigentümlich ist....

Ich hörte in meinem letzten Briefe bei dem auf, was die Griechen so ganz von allen andern Völkern absondert, sie so unendlich hoch über sie erhebt, was weder Kunstsinn, noch hohe Bildung, noch Erhabenheit, noch Verstand ist; was aber alles dieses in sich faßt. Etwas, was ich an modernen Helden durchaus vermisse, selbst an Friedrich, dessen Größe doch der römischen Erhabenheit ähnlich ist. Ich vermisse es an Shakespeare; und Goethe scheint es nur zu besitzen. — Das einzige Werk von Raphael, welches ich kenne, scheint mir von diesem antiken Geiste beseelt. —

Die poetische Sittlichkeit in des Pfarrers Tochter von Taubenhain scheint mir nur äußerlich und zufällig; sie kann zur Lehre und Warnung dienen, zu Gott aber zu erheben, weiß sie nicht, sie wird, wer nur Nerven hat, mit jämmerlichem Ekel erfüllen. Deine Rührung über den braven Mann teile ich ganz; ich gestehe Dir aber in meiner Einfalt, daß ich nur ihm selbst dafür gedankt habe, dem Dichter nicht mehr, als daß er nichts verdorben hat. Die poetische Sittlichkeit muß Werk und Verdienst des Künstlers sein, wie sie denn auch Forderung der Kunst ist, nicht Gabe der Natur, die den Stoff gibt. — Im Tasso rechtfertigt wohl eigentlich den Dichter die feste Ruhe der Darstellung, die ich beim Schluß des Werthers vermisse, und die Goethe, wenn er den Werther später gedichtet, vielleicht nur mit Flachheit erkauft hätte, wie es sich hie und da in seinen spätern Werken zeigt. Diese Ruhe soll bloß in dem Künstler liegen; denn stürbe Werther wie ein Held, so wäre er ganz etwas anders, so wäre er zu groß für sein Jahrhundert, nicht zu klein für sein Herz, wie er es wirklich ist. — Sie ist das Verhältnis einer erhabnen Seele zum Schicksal und allen seinen Schrecken und Verwirrungen. Aber so wie die Standhaftigkeit nur in großen Leiden geprüft wird, so ist sie nur bei mächtiger Erschütterung ein Verdienst, nämlich in Verbindung mit Pathos. Das größte Muster ist hier ohne Zweifel Äschylus.

In der Absicht, Dir deutlicher zu machen, wie ich von der poetischen Sittlichkeit denke, und wie wenig ich sie in etwas Zufälliges setzen kann, füge ich hinzu, daß ich mir zutraue, den Aristophanes als Muster der Sittlichkeit der komischen Poesie darzustellen. Ich kann unmöglich den Fernando unsittlich finden, wenn er auch liebenswürdig, und nicht bloß geliebt wäre. Den Schluß der Stella aber finde ich in Rücksicht der Sittlichkeit vortrefflich.

Über die Onomapoietica bin ich gegen Schiller ganz Deiner Meinung. Du hättest auch noch die Auktorität der Griechen für Dich anführen können, besonders den Aristophanes. Doch muß ich Dich erinnern, daß die Beispiele aus Goethe eigentlich Ausbrüche einer Laune sind, nicht Nachahmungen eines physischen Klanges, die ich mir nicht ganz rechtfertigen kann. Denke Dir nur hingegen selbst, was ein witziger Schauspieler oder Sänger aus jenen machen kann. —

Deinen Unterschied unter dramatischen und lyrischen Dichtern erkenne ich an. Aber vergißt und verliert der bildende Künstler nicht auch sich selbst, wie der dramatische Dichter? Versinkt der Musiker nicht in sich selbst, wie der letztere? Kann man nicht beides vom Denker sagen? — Ich würde sagen, das Wesen des Dichters sei Harmonie innrer Fülle. Das wesentliche Attribut Trieb nach diesem Bewußtsein innrer Fülle in Harmonie; die äußre Erscheinung dieses Attributs Trieb zur Darstellung (nicht bloß zur dramatischen, sondern auch zur lyrischen). — Ist aber nicht diese Bemühung überhaupt vergeblich, den Charakter einer Klasse von Menschen, durch eine Definition bestimmen zu wollen? — Dein Unterschied hat mich noch daran erinnert, daß die modernen Dichter sich in zwei Klassen zu teilen scheinen, die musikalischen und die bildenden. Goethe neigt sich mehr zu den letzten. Bürger, Klopstock und selbst Schiller sind ganz lyrisch. Shakespeare möchte ich *μουσικοτατον των ποιητων* nennen: und wieder ist er dramatischer wie irgend ein neuerer Dichter. Doch bekenne ich, Dir scheinen diese beiden Elemente seines Genies abgerissen zu wirken, nicht so schön vereinigt, wie bei allen griechischen Dichtern. —

10. Februar 1794

... Mit Begierde erwarte ich Deine Abhandlung über Eurhythmie, und werde sie umständlichst beantworten. Grade jetzt triffst Du mit meinen Untersuchungen zusammen. — Den Grundsatz: alles was dem Sprachwerkzeug schwer und mühsam, ist dem Gehör unangenehm, kann ich nicht ganz gelten lassen. — Im Griechischen kommen oft sehr viel Längen und sehr viel Kürzen hintereinander vor; gewiß ist das rohen Organen schwer, ja unmöglich. Und ich würde mich nicht wundern, wenn ein solches Organ schon deshalb die Musik der Griechischen Sprache für Übellaut erklärte. Aber, würde ich fragen, ist es leichter zu singen oder zu reden? zu reden oder zu lallen? oder zu schreien? und ist nicht überall das Weichliche mehr vom Schönen entfernt, wie das Harte? — Wenn ich Dir auch zugestehe, daß die deutsche Sprache hart ist, so mußt Du doch beweisen, daß sie der Schönheit nicht fähig sei, wobei es wohl mehr auf ihren Rhythmus ankömmt. Denn Deine Behauptung, daß sinnlicher Reiz das erste Erfodernis einer Sprache sei, daß ohne diesen Schönheit und Rhythmus nicht wirken könne, hast Du nicht erwiesen.

Es war zwar zuerst die Neigung, welche mich antrieb, die Kunst da zu erforschen, wo sie einheimisch ist. Daß ich aber in dem Entwurfe meines Lebens mit der Kunst den Anfang mache, das ist so tief in meiner Natur und in meinen Absichten gegründet, daß vielleicht nur ich selbst den Grund davon einsehen kann. Auch vermag ich Dir dies und mein ganzes Verhältnis zu derselben nicht mitzuteilen. Sie selbst ist mir notwendig, und erst dann strebe ich sie mitzuteilen, in soweit die Natur und meine Kräfte es vergönnen. — Vielleicht irre ich nicht, wenn ich zur Kunst auch diejenige Philosophie rechne, deren Zweck nicht Wissenschaft sondern die Mitteilung des Schönen durch den Verstand ist, nämlich die Philosophie des Sokrates. Du erinnerst Dich einiger mitgeteilten Plane in Göttingen. Sie sind nicht vergessen und enthielten den Keim meiner jetzigen Absicht. — Ich

habe diese Periode erst angefangen, und ich kann mich also vielleicht irren, wenn ich den Übergang zu der nächsten schon deutlich vorauszusehen glaube. Darüber also jetzt nicht weiter....

Caroline an Meyer [65]

Gotha, 20. Februar 1794

... Die Verschuldungen meiner ehemaligen Freunde, die Fehltritte, zu denen ich hingerissen wurde, ja meine Tugenden selbst haben sich gegen mich verschworen — der wunderbare Zufall so gut wie die natürliche Folge meiner Handlungen drückt mich nieder — und ich kann nicht verlangen, daß es anders sein soll. Wer kennt mich, wie ich bin — wer kann mich kennen! Man hält mich für ein verworfnes Geschöpf, und meint es sei verdienstlich, mich vollends zu Boden zu treten. Die Verwünschungen, die über Therese ausgesprochen werden, treffen mich mit. Um diese Situation zu überwinden, müßt ich wahrhaftig eine Zauberin sein. — — Wissen Sie keine Hütte für mich? Ich bin ja ausgestoßen und muß wenigstens ins Freie blicken können — in einen Spiegel, der mich nicht entstellt zurückwirft. Ich fürchte, der Schritt war falsch, unter bekannte Menschen zu gehn. Zwar will ich nicht zu früh urteilen — vielleicht kann ich auch dies noch durch Sanftheit besiegen — die Gefahr lauf ich nicht, es durch Erniedrigung zu tun. Du wirst mich nicht für mutlos halten, weil ich lebhaft gerührt bin — Du kannst nicht von mir erwartet haben, daß ich mit gemachtem Heldenmut dieser Art von Leiden trotzen sollte — so wenig als daß es mich mit mir selbst sollte uneins machen. Der gewöhnten Achtung entbehren ist das härteste — ich habe Genügsamkeit, die mich jede Einschränkung tragen lehrt — ich bedarf den Umgang und die Liebe der Menge nicht — aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn meine Freunde in Verlegenheit durch meine Gegenwart geraten?...

Auguste ist ein glückliches liebes Mädchen — sie gefällt sehr

durch ihre entschlossnen und graden Antworten und das Leichte in ihrem Tun und Wesen. Ich habe sie gefragt, ob Du ihr gefielest, was Du mir auftrugst — sie hat sehr weise erwidert: ich kenne ihn noch nicht....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [66]

Dresden, 27. Februar 1794

... Der Gedanke macht mir Vergnügen, daß unsre Bestrebungen, so verschieden sie auch sind, dennoch vielleicht an demselben Ziele zusammentreffen. Das Problem unsrer Poesie scheint mir die Vereinigung des Wesentlich-Modernen mit dem Wesentlich-Antiken; wenn ich hinzusetze, daß Goethe, der erste einer ganz neuen Kunst-Periode, einen Anfang gemacht hat, sich diesem Ziele zu nähern', so wirst Du mich wohl verstehen. Wenn Du den Geist des Dante, vielleicht auch des Shakespeare erforschest und lehrest, so wird es leichter sein, dasjenige was ich vorhin das Wesentlich-Moderne nannte, und was ich vorzüglich in diesen beiden Dichtern finde, kennen zu lernen. Wie viel würde dazu auch die Geschichte der romantischen Poesie beitragen, zu der Du einmal den Plan faßtest? — Die Geschichte des neuern Dramas, und des Romans wäre dann vielleicht nicht so schwer. Da Du Dich soviel mit römischer Litteratur beschäftigt hast, sollte es Dir nicht leicht und angenehm sein, eine Geschichte des Eigentlich-Römischen in der Poesie zu schreiben, dessen freilich wohl nicht gar viel ist.

Iphigenie hat mir Caroline vorgelesen. Wie sie liest, weißt Du wohl, und ich gestehe Dir, daß die Musik dieses Werks mir der geflügelten Fülle und der kräftigen Zartheit der Alten nahe zu kommen scheinen....

5. April 1794

... Seit einem Monat habe ich keine Nachricht von Caroline. Damals litt sie viel. Wenn sie nur gesund ist! — Du hast es sonderbar genommen, mir ist unbegreiflich wie das Eure Verbindung verspäten könnte, daß sie ihr notwendiges Leiden, mehr als recht ist, fühlt? — Ich würde, was ich beschlossen hätte, auf das Schnellste und Entschiedenste ausführen. Verspäten das heißt langsam vernichten. Ich beschwöre Dich Caroline nicht durch Unbestimmtheit zu verderben. — Ich wünsche Nachricht von Deiner Rückkehr, Deinem Vorhaben. —

Deine Teilnahme an meinem Werke, Deine Erinnerungen und Mitteilungen sind mir ein teurer Beweis Deiner Freundschaft. — Heute bin ich unfähig Deine Diatriben zu beantworten, Dir den Plan meines Werks mitzuteilen: es wird nicht so lange sein, daß ich Dir das Werk selbst darreichen kann. Zwar habe ich die Hoffnung aufgegeben, vor Ende Juni, ehe ich nach Pillnitz gehe, die letzte Hand dran zu legen: aber das Wenige Übrige werde ich künftigen Winter in vier bis sechs Wochen vollenden können. — Das Meiste, was Du verlangst ist schon geschehen; das Werk ist aber von noch größerm Umfange, als Du angiebst. — Die Geschichte der Griechischen Poesie ist eine vollständige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst, daher ist mein Werk — Ästhetik. Diese ist bisher noch nicht erfunden, sie ist das philosophische Resultat der Geschichte der Ästhetik und auch der einzige Schlüssel derselben. — Das philosophische Gespräch, historische Kunst, Beredsamkeit verhalten sich zur Poesie etwan wie Baukunst zur Bildhauerkunst; sie enthalten Poetisches: die Lehre von diesem und dessen Geschichte macht vielleicht ein wesentlich Stück meines Werks. Doch bin ich noch nicht entschieden.

Weißenfels, 1. August 1794

Endlich wieder ein Brief von Dir! Der alte bekannte Kopf auf dem Siegel weckte mich aus tiefem Schlummer. Ich sah lange die Züge Deiner Hand an und wollte nur nicht glauben, daß ich wirklich Dich vor mir hätte. Gott sei Dank! stammelte ich gegen Kommerstedt, der von mir gewohnt ist, daß ich meine meisten Briefe erst binnen acht Tagen öffne — oft gar nicht, wenn ich weiß, von wem er ist — und riß den Brief auf. Ein ganzes volles Jahr verschwand aus meiner Erinnerung — es rückte alles so nah zusammen und mir war, als hätt ich lange geträumt. Noch immer der gute, innige Schlegel, voll Zutrauen und Hoffnung. So manches ist vorübergegangen in Freud nnd Leid, und Du bist mir treu geblieben und hast mein Andenken nicht auf Sand am Ufer geschrieben. Ich war wirklich seit acht Tagen mit einem Briefe an Dich in Gedanken beschäftigt — denn das kannst Du wohl glauben, daß ich Dich nie vergessen haben kann — aber Du warst mir zuvorgekommen. Was mich am meisten freute, war, daß Du mit so viel Heiterkeit schriebst. Ob sie ganz echt ist, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Zu den Unersättlichen hab ich Dich immer ein wenig gerechnet. Wie gern säh ich Dich in Deinem Patmus, lauschend auf die Eingebungen der Natur, und ob Du einen Nachhall vergangener Tage ertappen könnest. Du könntest recht froh da leben, wenn Du einig wärst mit Dir und der Welt und Dich mit Deinen Bedürfnissen knapp einschränktest. Wer weiß, ob es nicht so ist — aber Mitteilung, Teilnahme, Arm, an dem Du wandeltest — das wird Dir fehlen und wird Dir fehlen, wie es keinem fehlt.

Neulich erschrack ich recht. Ich war in Leipzig und saß more modoque consueto bei Donna Ester. Ein junger Mensch setzte sich zu mir — Meßmacher. Er fing an von Dir zu reden, redete nach seiner Art warm von Dir, aber klagte, daß Du so fremd und krank ausgesehen hättest, und Dein Gesicht nicht von innerm Frieden spräche. Er erzählte weiter, daß Du bei einer

frohen Partie traurig und frostig geschienen und gar nicht mit jugendlichem Mut aufgelodert wärst. Dies bestimmte mich sogleich zum Schreiben an Dich, das ich wirklich teils unterlassen, weil ein Tag mir nach dem andern vor dem Examen trüb und seelenlos hinfloß, teils weil ich hoffte, Dich nach einer solchen Pause fröhlich zu überraschen und Dich mitten im geistigen Genuß wie einen Apicius zu finden, glänzend und heiter. Sonst hab ich auch keine Sterbenssilbe von Dir gehört, und alles spannte meine Erwartung. Den Ostermeßkatalog nahm ich begierig her — Dein Grundsatz, nie anonym zu schreiben — Dein Name war nicht zu entdecken. Nun weiß ich doch, was Du vorhast, was Du Dir für einen Umgang unter Deinen Gedanken gewählt hast, und genieße Dein Buch schon halb in der phantastischen Vorstellung, die ich mir davon mache. Ich wünschte freilich jetzt sehnlich die Politik eher zur Welt; die liegt mir jetzt näher am Herzen. Könnt ich mit Dir jetzt reden über meine Lieblingsgedanken bei Tag und Nacht, Du würdest mir und manchem nützlich sein, sintemalen jetzt die Zeit der Anwendung vor der Tür ist; und deutlich muß ich mir selber noch werden.

Neulich noch hab ich Deine Zauberkraft auf menschlichen Geist bewundert. Ich las einen recht viel versprechenden Brief von Lent — lang und voll Analyse und Kritik und mitten drin hie und da Züge Deiner Urbilder — Kopien, die mich überraschten, wie in Häberlins Reichsgeschichte eine Klopstockische Ode. Ich traue ihm wirklich Wärme für Dinge zu, die nicht von heut und morgen sind, wahres Interesse an den Angelegenheiten der Menschheit. Plato aber und die Republik sind Pfropfzweige. Zachariä hatte herzliche Freude; ich wollte sie ihm nicht stören mit einer Bemerkung, die nur die Eitelkeit kränken kann.

Mir behagts auch in der Einsamkeit herrlich. Es sind vielleicht die letzten ruhigen Monate. Eine weite, tumultvolle Zeit wird folgen, und wie gewichtig wird dann jeder wohlangelegte Augenblick meiner Ruhe. Die Natur scheints darauf abgesehen zu haben, die Schuld hernach auf mich wälzen zu können, wenn

ich stolpre; denn an Belehrungen und Erfahrungen hat mirs nie gefehlt, und jetzt brauch ich nur hinzuhören, hinzusehn, wohin ich will, so finde ich, was mich leitet, stärkt und erhebt. Jedes Buch, das ich in einem Winkel liegen sehe, was der alltäglichste Zufall mir in die Hände spielt, ist mir Orakel, schließt mir eine neue Aussicht auf, unterrichtet und bestimmt mich.

Doch ich muß Dir kurz zuvor noch erzählen, wie mirs im ganzen gegangen ist. Ich habe in Wittenberg fast total meine Lieblingsbeschäftigungen verlassen. Studium chursächsischer Gesetze nahm alle meine Zeit weg. Mit den Besten war ich bekannt, und da sie etwas aus mir machten, so lebte ich gern und frei dort. Jeder Tag hatte seinen Plan, seine Hoffnung. Wünsche quälten mich nicht sehr, ich wies alle auf die Zeit hin nach überstandenem Examen. Zerstreuung hatte ich genug, mit der ersten Zensur war ich um einen guten Schritt weiter. Der Pedantismus der Schule war nun überstanden, und ich war mit dem zweiundzwanzigsten Jahre frei, munter und mutig. Jetzt hat mein ganzer Charakter einen politisch-philosophischen Schwung erhalten und zwar sehr unmerklich. Ich bin plötzlich von Wittenberg weggegangen, um mich allein zu haben, des jugendlichen Lärms hab ich genug. Hier erwart ich gelassen den Ruf meines Schicksals: denn mein Leben ist schon fertig, ich habe nur einen Zweck, der ist überall erreichbar, wo ich tätig sein kann; doch hab ich mir nicht, wie ein Spießbürger, allzu enge Grenzen gemacht. Bleib ich gesund, so muß ich ein Maximum für mich erreichen; ich bin wenigstens jeder Art von Aufklärung fähig, und dies einzige berechtigt mich vielleicht schon zu kühnen Ansprüchen. Ich will Dich ruhigen Bürger nicht langweilig von meinen Träumen unterhalten, doch wisse, daß ich gewiß Deiner würdig bleibe und werde. Wir können doch eine Bahn gehn — vergiß meine zweiundzwanzig Jahr auf einen Augenblick und laß mir den Traum — vielleicht wie Dion und Plato. Heutzutage muß man mit dem Titel Traum doch nicht zu verschwenderisch sein. Es realisieren sich Dinge, die vor zehn Jahren noch ins philosophische

Narrenhaus verwiesen wurden. Magnis tamen excidit ausis. In einem Monat muß viel für mich entschieden sein, in der Wahl des Weges bloß. Du erfährst alles, sowie ich doch auch von Dir etwas erfahre. Was macht denn Schweinitz und Carlowitz? Auch nicht ein Wort schreibst Du. Mich interessiert jetzt zehnfach jeder übergewöhnliche Mensch: denn eh die Zeit der Gleichheit kommt, brauchen wir noch übernatürliche Kräfte.

Du glaubst nicht, lieber Junge, wie ganz ich jetzt in meinen Ideen lebe. Es sind die Tage des Brautstandes, noch frei und ungebunden und doch schon bestimmt aus freier Wahl. Ich sehne mich ungeduldig nach Brautnacht, Ehe und Nachkommenschaft. Wollte der Himmel meine Brautnacht wäre für Despotismus und Gefängnisse eine Bartholomäusnacht, dann wollte ich glückliche Ehestandstage feiern. Das Herz drückt mich, daß nicht jetzt schon die Ketten fallen wie die Mauern von Jericho. So leicht der Sprung, so stark die Schwungkraft und so stark der weibischte Kleinmut. Starbrillen sind nötig — zum Starstechen ist die Zeit noch nicht. Aber immer ein Zirkel: zum Freidenken gehört Freiheit, zur Freiheit frei denken; zum Zerhauen ist der Knoten, langsames Nesteln hilft nichts.

Schreibe mir bald wieder — meine Antwort soll nicht zaudern — und vergiß nie wieder, daß ich Dich nicht vergessen kann, und daß es Hypothese, pure, blanke Hypothese war von der divergierenden Bahn, ein Schuß in die blaue Luft. Unser Gang muß Approximation sein, bis wir beide von einer Flamme anzünden links und rechts um uns her, wie zu Weihnachten, wo denn das neue Jahr acht Tage darauf fällt.

Caroline an Meyer [69]

Gotha, 30. August 1794

. . . [Auguste] ist ein liebenswürdiges, holdes, schüchternes Geschöpf. Wenn Gotter ihr sagt, bring mir ein Glas Wasser,

Fräulein Isabelle, so errötet sie von einem sanften Widerschein, als wenn ein rosenfarbner Schleier sie umwallte. Es ist schade, daß sie dabei ist, wenn wir zusammen nach Dresden fahren, sonst könnt ich Dir viel von ihrer himmlischen Einfalt, ihrer Lebensweisheit, von allem was sie weiß und nicht weiß, erzählen. Sie ist gewiß ein sehr interessantes Wesen, und ich glaube, sie erhält grade die Bildung, welche dieser Stoff bedarf....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [70]

7. Dezember 1794

Nimm meinen heißen Dank für die Zärtlichkeit mit der Du meine Erstgeburten aufgenommen hast. Dein Beifall war mir der süßeste Selbstgenuß, in dem ich seit gestern Abend schwelgte und mich berauschte. Daran bist Du schuld, daß ich heute nichts habe mache können, als mich meinen unruhigen Phantasien überlassen. Du hast es auch zu toll gemacht: Alles was ich zu leisten mag, kannst Du wohl Dein nennen, und wenn man das Seinige lobt, muß man immer etwas Bescheidenheit bewahren. Indessen mag es so hingehen; ich werde suchen, was Du diesen unreifen Arbeiten schenkst, durch die folgenden zu verdienen; ich allein kann mich meiner noch nicht erfreuen. Noch lange nicht wird die Zeit kommen, wo ich es darf. Bis dahin sei Dein Beifall meine Zufriedenheit und der Lohn meiner Anstrengung. —

Meinen Jubel über Deine beschlossene Rückkehr und meine Freude über den Dante. Ich stimme Karolinen bei; mit der Ruhe hast Du noch nie geschrieben. Aber auch hat Dein Stil in einer andern Rücksicht sehr gewonnen. Er ist nervöser. — Ich kann Dir Deine Kritiken nicht vergelten, ich habe nicht das Talent. Nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnüge Dich. Über den Dante sind wir ohnehin ganz einverstanden, und an Deinen Übersetzungen kann es mir nicht einfallen zu kritisieren. Es hat mir geschienen, als wäre die Stelle von den Teufeln,

dafür daß sie auf den ersten Anblick etwas beleidigend ist, zu lang. Allein sie ist freilich sehr charakteristisch und sehr kraftvoll. Das Beleidigende trifft eigentlich nur die erste Lektüre und um die Länge zu beurteilen müßte man das ganze Werk vor Augen haben. Alsdenn möchte ich im allgemeinen Dich erinnern mit eingewebten Bemerkungen und Geschichte nicht zu sparsam umzugehen, wenigstens nichts von dem, was Du etwan im Manuskript oder im Gedanken hast, dem Leser zu unterschlagen, aus Furcht das Werk zu sehr aufzuschwellen. Auch die Stellen, welche Karoline nicht kraft ihres Richteramtes, sondern kraft ihrer Weiblichkeit ausgelöscht hat, laß Dir nicht unterschlagen. — Ein einzig Mal schien es mir, als ob Du in Gefahr schwebtest, in einen Fehler zu fallen, vor welchem Du etwas auf der Hut sein mußt, nämlich dem Hange zu einem schwärmerischen Kolorit im Ausdrucke. Es scheint mir überhaupt, daß Du nur zwei Klippen im Stil zu meiden hast. Beide entspringen entfernterweise aus dem edelsten Teile Deines Wesens und greifen eben darum Deinen Werken ins Leben. So sehr ich aber glaube, daß Du in diesen beiden Punkten unerbittlich streng gegen Dich sein mußt, so wünschte ich, daß Du Dich übrigens ganz frei Deinem Hange überließest. Die Scylla Deines Stils ist der heilige Unmut, die Reizbarkeit, die μηνις die Du vermutlich vom Achilles geerbt hast. In diesem Stücke habe ich allen Respekt vor Karolinens Tribunal, der gewiß nicht der leiseste Mißton dieser Art entgeht. Für jetzt bist Du untadelig; aber wenn Du vielleicht in der Folge einmal angegriffen wirst, oder doch gereizt wirst, so wird es vielleicht einiger Wachsamkeit brauchen. — Die Charybdis — — was ich vorhin nannte ‚das heilige Ahndungsvermögen‘. Ich möchte nicht, daß Du dem Publikum Vorschub tätest, Dich wie Jacobi zu verkennen, welches der sichre Erfolg ist, und dann finde ich auch den ästhetischen Luxus, den Herder und Jacobi mit der Kunstsprache der Schwärmer treiben, überflüssig und selbst geschmackwidrig. Wie viel edler ist die Einfalt des Hemsterhuys und die Bestimmtheit des Winckelmann. — Dein Stil war immer frisch

und flüssig, jetzt ist er auch nervös. Du vereinigst beinahe schon vollkommen die reine Bildung Winckelmanns mit Herders Lebendigkeit und mit Müllers Mannheit. Aber noch außerdem hast Du die Anlage zu etwas, was ich nicht nennen kann, weil wir kein Wort dafür haben, auch ist mir die Sache bei keinem Modernen vorgekommen, außer ein Verdacht davon bei Hemsterhuys. Die Alten nannten es Duft. So sagt Dionys sehr richtig: ‚über Platos Werken schwebet ein Duft des Altertums χνους ἀρχαιοτητος.' Es ist wie die lebendige Luft in Claude Lorrains Landschaften. Ich wünsche sehr Deine Entwürfe zu wissen, was Du vornehmen willst, wenn Du frey bist. Ich bin so reich an Projekten, daß ich heute auch welche für Dich ausgeheckt habe. Ich unterwerfe sie Deiner Nachsicht; weil Du mir Deine nicht mitteilst, so muß ich mir helfen und selbst was ausdenken; was die Poesie betrifft, so kommt es aufs Schicksal an, wie sehr Dich die Freiheit begeistern wird; darüber läßt sich nichts im voraus bestimmen. Und vermutlich wirst Du die Übersetzung des Shakespeare wohl auch so treiben, nicht als Arbeit, sondern als Geschenk der Muse. Bist Du schon über die Arbeit bestimmt, welche Du zunächst vornehmen willst? — Mir scheint Dein Talent zur Geschichte, besonders zur Biographie überwiegend: ich glaube, Du vereinigst die Eigenschaften, die dazu gehören, in einem sehr seltnen Grade. Wie wäre es, wenn Du damit anfingst, alle klassischen Werke (und nur diese) über neue Geschichte zu studieren: um Dir Deine Übersicht vom Ganzen vollständiger zu machen, und etwa besondern Stoff auszuwählen. Eine Geschichte der romantischen Poesie oder der italienischen Republiken, an die Du sonst wohl dachtest, scheint mir für jetzt gleich zu umfassend, zu mühsam. In der deutschen Geschichte sind herrliche Gegenstände zur Biographie ganz ungenutzt. Friedrich II. kennst Du aus italienischen Geschichtsschreibern; und die Scharteke, die in der Literatur-Zeitung so gepriesen wurde, darf Dich nicht hindern. Allein ich möchte Dich vorzüglich auf Rudolf von Habsburg aufmerksam machen. Ich bitte Dich ernstlich im ersten Teile

des Müller nachzulesen was er von ihm sagt. Es wäre Deiner würdig auch diesen erhabenen Mann der Nacht des Mittelalters zu entreißen, und ihm wie dem Dante ein bleibendes Denkmal zu setzen, zugleich ein Denkmal Deines eignen Geistes. — Was ich Dich aber aufs allerernstlichste zu überlegen bitte, ist folgender Einfall, welcher mir wirklich glücklich scheint. Du solltest ein Werk organisieren (ohngefähr wie Schillers historische Memoiren, nämlich Auszüge und Übersetzungen aus klassischen Geschichtschreibern der Italiener und Spanier, welche in Deutschland eigentlich wenig bekannt sind; mit Anmerkungen, Zusätzen, Einleitungen usw. Wenn es auf die rechte Art angefangen wird, so zweifle ich nicht, daß Du einen Verleger und ein Publikum fändest. Dann würde das Werk Dir ein beträchtliches Einkommen gewähren, bei einer Arbeit die Dir angenehm und vermutlich größtenteils sehr leicht wäre. Du hättest zugleich ein Vehikel, kleinere historische Aufsätze von Dir, ja alle Gedanken, die Du bei Gelegenheit des historischen Studiums hättest, zu nutzen und ins Publikum zu bringen. Allein freilich erforderte dieser Plan, daß Du keine andre Arbeiten vornähmest, und Dich außer den Eingebungen der Muse, auf das historische Studium einschränktest, Rezensionen, förmlichem Mitarbeiten an Journalen, Unterricht, Übersetzen usw. entsagtest. — Du könntest immer noch nebenhin historische neue Werke übersetzen; allein die Konkurrenz ist hier gewöhnlich so groß, daß nicht viel Segen herauskömmt. — Ich stelle mir vor, diese Plane seien Dir sehr angemessen — auch hast Du wohl so viel Grund gelegt, daß die Mühe ehe Du zum Genuß gelangtest, mäßig wäre. Du bist mit allen neuen Sprachen völlig bekannt, und mit der italienischen Geschichte auch, und was das größte ist, Du kennst den Geist des Mittelalters durch den Dante. Vor allen andern vergiß nie: Dein Talent zur Biographie ist entschieden. Mit dem ‚heiligen Ahndungsvermögen' von Herder und Humboldt verbindest Du eine weit männlichere Würdigung des sittlichen Wertes, wovon Stellen in Deinem Dante, z. B. die von Farinata, untrügliche

Dokumente sind. Ich beschwöre Dich, Dein Talent nicht zu zerstreuen; ich würde nicht so reden, und mich fürchten unbescheiden zu scheinen, wenn ich nicht so fest überzeugt wäre, und wenn ich nicht glaubte, daß einige Gefahr da sei, Du selbst möchtest Dein Talent mißkennen. — Ich will gar nicht sagen, daß Du es auf den Professor der Geschichte anlegen solltest; ich wünsche, daß Du nur grade so gelehrt wärest, als zu Deiner Kunst notwendig wäre, und als Deine Neigung Dich triebe; und die Professorei wäre vielleicht keine gesunde Lebensart für Dich....

Schelling an Hegel [71]

Tübingen, am heil. Dreikönigsabend 1795

Du erinnerst Dich also doch noch Deiner alten Freunde? Beinahe glaubte ich mich und uns alle von Dir vergessen. Überhaupt scheinen unsre alte Bekannte uns nimmer zu kennen. Renz ist in unserer Nähe; wir sehen und hören nichts von ihm, und — Hölderlin — ich vergab es seiner Laune, daß er unsrer noch nie gedacht hat. Hier meine Hand alter Freund! Wir wollen uns nimmer fremd werden! Ich glaube sogar, wir könnten uns indeß neu geworden sein: desto besser zum neuen Anfang!

Willst Du wissen wie es bei uns steht? — Lieber Gott, es ist ein *αὐχμός* eingefallen, der dem alten Unkraut bald wieder aufhelfen wird. Wer wird es ausjäten? Wir erwarteten alles von der Philosophie und glaubten, daß der Stoß, den sie auch den Tübinger Geistern beigebracht hatte, nicht so bald wieder ermatten würde. Es ist leider so! Der philosophische Geist hat hier bereits seinen Meridian erreicht — vielleicht daß er noch eine Zeitlang in der Höhe kreist, um dann mit akzeleriertem Fall unterzugehn. Zwar gibt es jetzt hier der Kantianer die Menge — aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich die Philosophie Lob bereitet — aber nach vieler Mühe haben nun endlich unsere Philosophen den Punkt gefunden wie weit man (da es nun ein-

mal ohne die leidige Philosophie nimmer fort will) mit dieser Wissenschaft gehen dürfe. Auf diesem Punkt haben sie sich festgesetzt, angesiedelt und Hütten gebaut, in denen es gut wohnen ist, und wofür sie Gott den Herrn preisen! — Und wer wird sie noch in diesem Jahrhundert daraus vertreiben? Wo sie einmal fest sind, da bringe sie der — — weg! — Eigentlich zu sagen, haben sie einige Ingredienzien des K.schen Systems herausgenommen (von der Oberfläche versteht sich), woraus nun tanquam ex machina so kräftige philosophische Brühen über quemcunque locum theologicum verfertigt werden, daß die Theologie, welche schon hektisch zu werden anfing, nun bald gesünder, als jemals einhertreten wird. Alle möglichen Dogmen sind nun schon zu Postulaten der praktischen Vernunft gestempelt und, wo theoretisch-historische Beweise nimmer ausreichen, da zerhaut die praktische (tübingische) Vernunft den Knoten. Es ist eine Wonne den Triumph dieser philosophischen Helden mit anzusehen. Die Zeiten der philosophischen Trübsal, von denen geschrieben steht, sind nun vorüber! — Wenn ein großer Mann erscheint und einen neuen, meteorischen Gang, weit über die Köpfe der bisherigen Menschen weg, vorschlägt, wie angst und bange wird es da dem großen Haufen der gemäßigten, wohlgeregelten Menschen, die die Mittelstraße wandeln, und welche Not ist es, bis sie endlich, im Schweiße ihres Angesichts zwischen dem neuen, exzentrischen und dem alten bequemen und abgetretenen Wege eine neue Mittelstraße gefunden haben, auf der ein rechtlicher Mann in Fried und Ruhe einträchtig mit anderen Parteien wandeln kann. Diese Mittelstraße ist nun gefunden! Nun Friede und Ruhe und sanfter Schlaf mit ihrem Geiste an allen Enden und Orten! Sie haben nun wieder ausgearbeitet! Ihr Maß ist voll!

Du schreibst von meinem Aufsatze in Paulus' Memorabilien. Er ist schon ziemlich alt — flüchtig gearbeitet, vielleicht aber doch nicht ganz umsonst geschrieben. Von meinen theologischen Arbeiten kann ich Dir nicht viel Nachricht geben. Seit einem Jahre beinahe sind sie mir Nebensachen geworden. Das einige was mich

bisher interessierte waren historische Untersuchungen über das A. und N. T. und den Geist der ersten christlichen Jahrhunderte. — Hier ist noch am meisten zu tun — seit einiger Zeit aber ist auch dies abgebrochen. Wer mag sich im Staube des Altertums begraben, wenn ihn der Gang seiner Zeit alle Augenblicke wieder auf- und mit sich fortreißt. Ich lebe und webe gegenwärtig in der Philosophie. Die Philosophie ist noch nicht am Ende. Kant hat die Resultate gegeben: die Prämissen fehlen noch. Und wer kann Resultate verstehen ohne Prämissen? — Ein Kant wohl, aber was soll der große Haufe damit? Fichte, als er das letzte Mal hier war, sagte, man müsse den Genius des Sokrates haben, um in Kant einzudringen. Ich finde es täglich wahrer. — Wir müssen noch weiter mit der Philosophie! — Kant hat alles weggeräumt — aber wie sollten sies merken? Vor ihren Augen muß man es in Stücke zertrümmern, daß sies mit Händen greifen! O der großen Kantianer, die es jetzt überall gibt! Sie sind am Buchstaben stehen geblieben und segnen sich, noch soviel vor sich zu sehen. Ich bin fest überzeugt, daß der alte Aberglaube, nicht nur der positiven, sondern auch der sogenannten natürlichen Religion in den Köpfen der Meisten schon wieder mit dem Kantischen Buchstaben kombiniert ist. — Es ist eine Lust anzusehen, wie sie den moralischen Beweis an der Schnur zu ziehen wissen — ehe man sichs versieht, springt der deus ex machina hervor — das persönlich individuelle Wesen, das da oben im Himmel sitzt! —

Fichte wird die Philosophie auf eine Höhe heben, vor der selbst die meisten der bisherigen Kantianer schwindeln werden ....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [72]

20. Januar 1795

... Humboldt ist ein philosophischer Hofmann. Ich kann es nicht leiden, daß er einem jeden gerecht sein will. Auch wird es

ihm teuer zu stehen kommen, eine geistige Echo sein zu wollen, alle einzelne Persönlichkeiten in sich zu vereinigen. Er wird seine Bestandheit zuletzt verlieren, wenn es nicht schon geschehen ist, und entmannt, keinen Ton mehr geben können als einen fremden. Er wird aus sittlicher Unmäßigkeit Bankrott machen. —

Mit Karolinen bin ich jetzt ganz wohl zufrieden, lieber Gevatter. Du brauchst sie also nicht zu strafen, welches doch zuletzt auf Dein Haupt zurückkehren möchte. Ich kann es wohl leiden, daß sie sich an mir zuweilen eine Güte tut, weil sie es doch bei Dir nicht mehr kann; wo es auch zu ernsthaft. Sollte es zu toll werden, so werde ich mich schon meiner Haut wehren. Alles Üble in ihrer Seele treibt nach außen, so wie in den gesundesten Konstitutionen die Krankheitsstoffe in die Extremitäten fahren. — Gute Nacht. —

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [73]

16. Juni 1795

... Dein Brief enthält einmal wieder eine demi-confidence, ich liebe sie nicht so wenig wie alle demi-mesures. Ich bin aber weit entfernt Angst und Kummer zu empfinden über etwas, was mir nur Unwillen verursachen könnte, wenn es ernsthaft genung wäre. Wenn Du um einige Stunden Genuß Karoline einen Augenblick Kummer machen willst, so werde ich Dich hassen. — Überhaupt nimm Dich in Acht vor Übermaß in bonnes fortunes. Kömmt es von selbst, so ist es eine recht artige Sache. Eine solche Erfrischung zu rechter Zeit ist äußerst wohltätig, sie verbreitet eine gewisse sinnliche Ruhe über das Leben und erquickt auch den Geist zu neuer Heiterkeit, sie gibt der Manier eine Dreistigkeit und Eleganz, die nicht zu verachten sind. Routine gibt in allen Dingen Superiorität, aber eben darum ist sie hier so gefährlich, Übermaß so leicht, und das kleinste so gefährlich. Mischt sich Eitelkeit drein und nicht bloß Sinnlichkeit, so ist der Charakter

in Gefahr verloren zu gehen. — Die Weiber machens mit Dir bald wie mit einem gewissen andern Wilhelm, den Du erst in Deutschland wirst kennen lernen. Es ist wahr, bonnes fortunes multiplizieren sich selbst wie Schulden. Und kaum ist ein Jude so scharfsinnig, die Größe Deines Defizit an Deinem Gesichte zu messen, als eine unschuldige Frau den Lauf-Zettel in den Augen zu lesen, zu dem die erste unschuldige Frau dem eiligen Reisenden ihren ersten Beitrag mitgab. Nächstens mehr. Lebe herzlich wohl. —

Caroline an Friedrich Schlegel [74]

Braunschweig, Juni 1795?

... Fritz, es gibt zwei Bücher, die Sie lesen müssen, und das eine derselben knüpft sich in meiner Erinnerung an die Materie vom Wissen an. Das ist Condorcet. Er gehört in Ihr Fach — indem Sie die Stufe der Kultur eines Volkes und den Wert dieser Kultur gegen den Begriff, den wir von frühster menschlicher Vollkommenheit haben können, gehalten, bestimmen wollen. Von Ihrer einzelnen großen Umschwingung weiß Condorcet nichts, aber von den Schwingungen ins Unendliche mehr wie wir beide je davon geträumt haben. Er legt sehr großen Akzent aufs Wissen — durch Erkenntnis baut er uns Brücken in die himmlischen Gefilde. So sehr ich nun selbst jetzt das Nötige und Erfreuliche desselben einsehe, so kann ich mich denn doch in meiner Demut — wie die Demütigsten oft die Stolzesten sind — nicht enthalten, zu meinen, daß dem, der den kunstreichern Instinkt des Brückenbauens entbehrt, der einfache Instinkt des Fliegens gegeben ist, durch welchen die Lerche an einem schönen Morgen hoch in den Lüften schwebt. Das Gleichnis vom Adler, der zur Sonne dringt, war mir hier doch zu prächtig. Condorcet schreibt mit großen Ansichten, aber vielleicht war sein Geist doch nicht ganz frei — nicht als fesselte ihn der Druck der Lage — ich sehe ein andres Stück Fesseln, und er hält sie für ein Ausmessungs-

werkzeug und paßt sie an alles an — mit einem Wort — er wendet die Mathematik und die Berechnung nicht nur auf das Sinnliche, sondern auch auf das Unsinnliche an, das sie erzeugte. Sie werden sehn, wie flüchtig er die Sittlichkeit des Menschen berührt, und wie sie sich aus den Zahlen als Zahl ergeben soll, und nicht einmal für die Summe der Rechnung gehalten wird. Und wir haben sie doch nicht zu suchen unter den Himmelskörpern, wohin die Leiter der Zahlen reicht — sie ist nicht dort — sie ist hier — ja das Gefühl, mit dem wir von jener Betrachtung anbetend zurückkehren, ist es nicht worin sie vorzüglich liegt. Die Verhältnisse zum Menschen sind dem Menschen wichtiger wie die zum Schöpfer, und mir hat es sogar oft geschienen, als hingen sie nur schwach zusammen. Freilich deutet das darauf hin, wieviel Stufen wir noch zu durchwandern haben, wozu uns dann die Ewigkeit ihre Zeit gönnen wird. Nur auf der Erde, fürcht ich, ist unser Los begrenzt — und der Mangel, den ich im Condorcet, in eines Menschen Übersicht der Menschheit fühle, mahnt mich sehr an die Unvollkommenheit, welche er im Bilde mir entrücken möchte — wenn es auch nicht der Blick auf das Nächste täte — auf alle die Vorurteile, die er in *seinem* Zirkel weniger sah, da er unter den geistreichsten Menschen einer geistreichen Nation in ihrem gespanntesten Moment lebte — auf den bösen Willen, auf die Plattheit, über welche sich immer nur so wenige Einzelne erheben.

Daß Sie mir nicht versäumen dies und die Werke eines gewissen *Fulda* zu lesen, der ein Magister mit recht echtem originellem Menschengefühl gewesen sein muß....

Caroline an Friedrich Schlegel [75]

August? 1795

... Wahrlich, lieber Fritz, ich werde zuletzt wohl auf die Idee geraten *mich* zu bilden und zu meistern, um alles was da ge-

schieht ruhig mit ansehn zu können. Sie werden es kaum glauben, daß ich in diesem Betracht aus dem Aufsatz über den fr. Nationalcharakter Nutzanwendungen gezogen habe. Diesem Aufsatz, den Wilhelm unreif nennt, in welchem er Ursache und Wirkung miteinander verwechselt und die Tatsachen selbst nicht treu dargestellt findet. Mir fiel die Richtigkeit der Ansicht auf, daß Leidenschaft, aus welcher die höchste Kraft und Genuß hervorgehn, gemäßigt und abgeleitet werden muß, um Tugend und Glück zu erzeugen. Ist es nicht so, daß der wesentliche Unterschied zwischen Ihren alten Griechen und meinen Neufranken in dem Grade der Leidenschaft besteht? Gäben Sie diesen etwas weniger heißes Blut, so müßten alle Völker der Erde sie beneiden und lieben. Woher kommt es ihnen aber und wie sollen sie es vertilgen? Das Klima und seine Produkte bleiben dieselben. — Die Phantasie hat eine Richtung genommen, welche die Revolution noch nicht dadurch anders gelenkt hat, daß sie ihr andre Begriffe unterschob....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [76]

17. August 1795

... Darf ich fragen ob Du außer dem Dante schon eine bestimmte Arbeit unter den Händen hast? — Vor einigen Jahren glaube ich schrieb ich Dir nach Amsterdam: ‚Konzentriere Dich'. Damals hatte das keine Bedeutung. Jetzt ist es ein Wort zu seiner Zeit. Zerstreue Dich nicht in Lektüre, in literarischen Kleinigkeiten. Tue Dir Gewalt an. Wer immer warten wollte, bis die Begeisterung vom Himmel käme, würde endlich in Bürgersche Trägheit versinken. Schiller muß nach Körners Ausdruck die Gedanken mit der größten Anstrengung heraufpumpen. Auch Goethens Leichtigkeit ist oft die Frucht von unsäglichem Fleiß und großer Anstrengung, ohne solche wütende Art wie Schiller, der sich durch Weintrinken begeistert....

Mit wahrer Beklemmung habe ich von Eurem widrigen Verhältnis zur Mutter in Carolinens Brief gelesen.

Ich habe Dir nichts schicken können was ich nicht habe, und nichts sagen was ich nicht weiß. Die Diotima steht im Julius der Berliner Monats-Schrift: das Ende wird im August erscheinen. Den Sophokles hat er mir zurückgeschickt. Der Aufsatz über das Studium rc. kommt in die Berliner Monats-Schrift oder in die Horen, oder in die Beiträge. Der Aufsatz über die Schulen (aber genau wie Du ihn gelesen hast) und über die Komödie in November und Dezember Berliner Monats-Schrift 94. — Über weibliche Charaktere rc. September und Oktober 94 des Damenjournals. — Geraume Zeit vor Ostern schrieb Böttiger in Weimar, Wieland würde den Aufsatz über die Grenzen des Schönen mit Vergnügen unter der gemachten Bedingung (6 Tl. Honorar) einrücken. Ist er noch nicht gedruckt, so wird er es schwerlich. Caroline wird ihn Dir vorlesen. Ich bin sehr begierig Dein Urteil über diesen und die Diotima zu erfahren. — In dem Aufsatz sind ganz *schreckliche* Druckfehler in nicht geringer Anzahl.

Ihr seid wunderliche Menschen, daß Ihr von einer philosophischen Abhandlung die *Art* von Klarheit verlangt, die man in einer historischen Darstellung wünscht. Ich strebe im Philosophischen nach der *höchsten Bestimmtheit*, ohne selbst Trockenheit zu fürchten. Ich bin mit dem Aufsatz über das Studium in dieser Hinsicht schon sehr zufrieden, und Biester weiß nicht was er will. Im Sophokles war der Ausdruck wirklich verfehlt, und das Kolorit trug das Gepräge der hypochondrischen Winterluft.

Ich will aber sehr gern versprechen recht viel historische Versuche auszuarbeiten, um meiner Sprache frisches Leben und klare Anschaulichkeit zu erhalten.

Deine heftige Anti-Kantik erinnert mich an unsre Verwandtschaft. Laß Dich umarmen! Du bist ein Schlegel — Schlegeli*κωτατος*.

Eben wenn ich *durch* bin, so wird mein Stil klar werden.

Und ich bin auf dem Punkt, wo ich weiß, daß ich durch eine Anstrengung, die nur angenehm sein kann, mein Ziel erreichen kann. Auch muß ich früher oder später durch. Schiller und Humboldt pfuschen viel in der Metaphysik, aber sie haben den Kant nicht verdaut, und leiden nun an Indigestion und Kolik. Der größte metaphysische Denker, der jetzt lebt, ist ein sehr populärer Schriftsteller. Das kannst Du aus den berühmten Beiträgen sehn, in welchen Rehberg gespießt wird. Vergleiche die hinreißende Beredsamkeit dieses Mannes in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten mit Schillers stilisierten Deklamationsübungen. Er ist ein solcher, nach dem Hamlet vergebens seufzte: jeder Zug seines öffentlichen Lebens scheint zu sagen: dies ist ein Mann....

Du liebst die wissenschaftliche Form nicht und empfiehlst mir Hemsterhuys' Gespräche. Wenn Du mir erlauben willst, ohne mich des Rotwelsch zu beschuldigen, daß ich alle die, welche sich der Ausbildung in sich und der Mitteilung gegen andre desjenigen ausschließlich widmen, was eigentlich für jeden Menschen höchster Zweck des Lebens ist, Künstler nenne: so gibt es drei Arten Künstler. Ihr Ziel ist das Wahre, das Schöne, das Gute. Bei den Griechen war die Mitteilung des Wahren und des Guten vereinigt: die Philosophie der Weisen lag nicht weniger in ihrem Leben als in ihren Lehren. Einige teilten die Tugend im Umgang mit wie Sokrates, andre in Schriften wie Plato. Die Vereinigung der beiden verschiedenen Zwecke war nicht selten beiden sehr schädlich wie auch Rousseaus Beispiel Dir beweisen kann.

Den Wert der Wahrheit und der Wissenschaft wirst Du vermutlich nicht leugnen.

Über den Sokrates magst Du die Diotima fragen. — Ich glaube, daß der große Zweck des Sokrates auch in unsrer Schriftstellerei auf doppelte Art erreicht werden kann. In der einen ist der überschickte Aufsatz mein erster Versuch. Mehrere wie die andre Art müssen für eine glücklichere Zeit aufgeschoben bleiben. — Eine solche Rede muß ganz frei sein von den Dornen der Methode, von den Fesseln des Systems. Das ist die Philosophie,

deren Ähnlichkeit mit den Dithyramben so auffallend ist. — Hemsterhuys könnte vielleicht noch freier sein. An der Form hängt es nicht. Seine ist nur für Dilettanten des Plato, wie er wohl wußte, da er sie nicht für die Welt bestimmte.

Lebe wohl.

Novalis an Erasmus [77]

26. Oktober 1795

... Solange der alte Gott im Himmel lebt, solange müssen wir kindisch froh sein. Wie ruhig und still hoffend ich jetzt werde, kann ich Dir nicht sagen. Es kann mir jetzt vieles, sehr vieles schief gehen und ich bleibe doch gelassen. Zuweilen wird wohl dieser Zustand von Mißmut unterbrochen — aber es ist ein flüchtiges Übel. Ich hoffe Euch und mich noch recht glücklich zu sehen. Nur Geduld und frischer Mut. Schreib mir bald wieder. Deine Briefe sind mir Panacée. Du hast Dich gewaltig schnell ausgebildet.

Dein Bruder
nach Jahrtausenden noch
Friedrich

Novalis an Erasmus [78]

November 1795

... Für die Menschen zu leben und Gutes zu tun, wo ich kann — diese himmlische Rolle bleibt mir immer gewiß, und wünsche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. — Hoffentlich werde ich ein Mann — sicher werdet Ihr es! — Sind wir bei diesen Aussichten unglücklich? — O, wenn wir uns einst mit diesem Bewußtsein erfüllter, innerer Bestimmung umarmen, werden wir dann unglücklich sein, wird dieses schöne

Resumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls für mißglückte Besitznehmung einer Sophie entschädigen? und das wachsende Gefühl, sie verdient zu haben, das schwindende Gefühl eines imaginären Verlustes nicht aufwiegen? — Mein Schicksal ist das Eurige. Unsre Begebenheiten sind in ein schönes Ganze verflochten. Der Familiengeist verschmilzt dies Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie alle, und alle wie einer. Ich vermute, daß es sich wie die meisten natürlichen Romane in einer Kinderstube schließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies sub rosa. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben. Was sind Jahre voll Beschäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit? ...

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [79]

... Die Art, wie Du den Shakespeare bearbeiten willst, hat meinen ganzen Beifall. Kannst Du eine solche poetische Übersetzung nicht, wie doch selbst Raphael und Mengs ihre großen Erfindungen ausführten, als Arbeit treiben? — Wenn Du das nicht kannst, so rate ich Dir unverzüglich eine andre zu wählen mit der dies der Fall. Denn ich halte eine solche Beschäftigung für unentbehrlich. Die ruhige Freude, gut und fleißig gearbeitet zu haben erhält uns, und befördert grade die glücklichste Stimmung die zum eigentlichen Erfinden und Bilden (ποιειν) so notwendig ist. Erlaube mir immer etwas über Schriftstellerdiät zu schwatzen. Ich rede als ein junger Bursche zu einem ältern Meister. Aber Du bist erst seit kurzer Zeit in dem Fall, ganz schriftstellerisch zu leben, ich schon dritthalb Jahre: denn ich darf das letzte halbe Jahr in Leipzig wohl mitrechnen. Man muß die glückliche Stimmung nur gleich nutzen, wenn sie kommt: wartet man drauf, so pflegt sie eigensinnig zu sein, wie eine schöne Frau. Ich denke noch mit Schrecken an den Mißmut und den Zeitverlust, den ich mir im Sommer 94 selbst zuzog, da

ich mich hinsetzte an einem Roman und einigen alten philosophisch-moralischen Projekten zu erfinden und zu arbeiten. Bei jeder Arbeit muß man einen äußern Anhalt haben, ein völlig Gegebnes, wo unser Geist daran hinwandelt, hineinarbeitet, vertieft, bestimmt, tappt und leise fühlt. Wenn wir eben auch nicht jeden Augenblick große Blicke ins Innre tun, so kommen wir doch ganz leise immer weiter. — Meine Arbeiten über die Griechen sind fast alle Arbeiten in diesem Sinne, und ich befinde mich wohl dabei. Ich weiß, Du wirst nicht eher in Ruhe kommen, nicht eher schöne Organisation in Dein ganzes Leben bringen, bis Du ein solches gefunden hast. Die Erfahrung würde Dich bald belehren, aber ich möchte gern, daß Dir die kleinen Vorteile, die ich teuer erkauft habe, gleich geschenkt wären. Für mich ist eine historische, kritische Arbeit eine solche Grundlage, und ich habe guten Grund zu glauben, daß bei allen Menschen eigentlich philosophische und poetische Arbeiten Sache der Begeisterung sind, und nicht permanent gebildet werden können. Von großem Vorteil ist es mir gewesen, alle Plane sogleich zu Papier zu bringen, wenn auch nur mit einigen Worten, was ein Buch werden soll. Ich wende dann rhapsodisch dazu, was mir während der permanenten Arbeit von selbst einfällt, und ich habe gewöhnlich zusammen mehr Plane, als ich bestreiten kann. Vor diesem zu Papier bringen hat man gewöhnlich eine lebhafte Abneigung. Diese muß überwunden werden, und man kann sich hier ohne allen Nachteil Zwang antun. Es ist eine natürliche Empfindung, was wir in dunkler Form ahndeten mir warmer Glut, wo sich das Unbestimmte regt wie der schwangre Keim einer werdenden Welt, das erscheint in den kahlen Zügen, die sich grade fassen lassen, dürftig und oft genung sogar lächerlich. Dadurch kommt in unser Bilden und Weben Beharrlichkeit, die dem Künstler und Denker so notwendig ist, wie dem Helden. Ich verstehe nicht die eiserne Hartnäckigkeit der Armut, sondern ein sanftes Zusammenhalten seiner Selbst ohne Gewalt.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [80]

Dresden, 23. Dezember 1795

Macte virtutis! d. h. schreibe nur immer so weiter an Amalia, oder ich habe endlich zwei Deiner Briefe gelesen, und bin sehr erfreut und für das entsetzlich lange Warten belohnt. Es ist darin die Reinheit, Weichheit und Klarheit vollkommen erreicht, nach der ich so oft umsonst strebe. Ebenso untadelhaft ist die Anordnung. Ganz was sie sein soll, gesetzlich frei — so daß Du selbst wagen durftest, sie dithyrambisch zu nennen. Und die Anordnung ist doch eigentlich das große Wesentliche — die Zeichnung des Schriftstellers. Im einzelnen hat mir die ‚Werkstätte des Dichters' im Eingang am schönsten geschienen. Caroline hatte sehr Recht zu sagen, daß Dissonanzen Dir unmöglich wären. Du gibst dem Kritiker wenig Anlaß sich in Tätigkeit zu setzen, und ich habe vergeblich (versteht sich, nicht in den ersten Tagen der Bekanntschaft) nach einem Flecken in Rücksicht der Form gesucht. Der Stoff ist so reichhaltig, daß darüber sich unendlich viel reden ließe. Wenn wir nur einmal beisammen sein könnten! — Ich wünschte, daß Du bei Deinen Untersuchungen über Sprache *rc.* eine Abhandlung darüber von Fichte in Niethammers philosophischem Journal lesen möchtest. Du darfst hier nicht Schillersche Scholastik fürchten: denn dieser Denker, der wenn es sein muß, Kant und Spinosa zurückläßt, kann auch, sobald er reden will, Rousseau übertreffen. Ich bin auch darüber mit Dir sehr einig, daß der Anteil der Empfindung an der Sprache weit größer ist, als gemeine Denker wissen und lehren. Wie natürlich ist auch dies! Alle diese Gelehrte, Forscher, Denker und Vernünftler haben mehr oder weniger doch einigen Sinn für das Intellektuelle und Charakteristische. Aber unter Hunderten dieses Geschlechts hat kaum einer auch nur ein Organ für die musikalische Seite des Universums. — Ich nehme mir die Freiheit, Dir aus meinen musikalischen Kollektaneen einige Gedanken über dasjenige herzusetzen, was noch außer dem Rhythmischen und Malerischen in der Sprache musikalisch ist. Ich gehe gleichfalls von dem Satze

aus, daß die Sprache aus musikalischen Bestandteilen (Äußerungen innerer Zustände) und charakteristischen (Nachahmung äußerer Gegenstände) zusammengesetzt ist. — Aller Schall ist von zwiefacher Art α) Der bewegte Gegenstand enthält nicht den Grund der schallenden Bewegung; er ist physisch. β) er enthält ihn. Die Wirkung entspricht dem Wirkenden. Der organische Laut ist beseelt und ein Abdruck des innern Zustandes der organischen Kraft. In dem organischen Laut unterscheiden wir 1) seine Qualität 2) seine Quantität α) die intensive, Höhe und Tiefe (τονος, Stimme); β) die extensive (Dauer, Takt, Tempo) — α) Melodie und β) Rhythmus 3) Relazion. — Harmonie. Ich rede hier nur von der 1). Bis jetzt fehlt es an einer ästhetischen Theorie der musikalischen Qualität — nicht zum Vorteil der Philosophie der Sprache! Denn hier glaube ich den gewiß sehr tief liegenden Grund des Reims entdeckt zu haben. — Sie ist gleichsam die musikalische Masse, welche der Form freilich untergeordnet werden muß. Mit andern Worten: nur durch die höchste Homogeneität wird die musikalische Qualität kommensurabel, und also musikalische Quantität d. h. Rhythmus und Melodie möglich. Ihre unendliche Wichtigkeit auch hier wirst Du leicht zugeben, wenn ich Dich erinnre, daß alle die Modifikationen und Nuancen des Vortrags als piano, forte, dolce, espressivo, lento usw. ihr angehören, d. h. alles dasjenige was bei gleichem Tempo einen richtigen und einen seelenvollen musikalischen Vortrag unterscheidet. Sie gibt der Musik das Individuelle welches allerdings jetzt sehr gemißbraucht wird, indem man sogar eine Kunst, deren Zweck durchaus nur das Schöne sein kann, zum Interessanten erniedrigt, und durch sie charakterisieren will (Vogler ist zum Gelächter geworden, weil er in der Narrheit konsequent war, aber vielleicht ist kein Musiker unseres Zeitalters von allen Voglerismen frei) ohne welches aber das Treffliche in der Kunst nicht wohl möglich ist. — Jedes organische Wesen hat seinen eignen organischen Laut, und wo auch die Äußerung nicht wirklich vor sich geht, ist doch die Ten-

denz da. Jeder organische Laut, so sehr er zum Allgemeinen erhöht sein mag, hat doch etwas Individuelles, welches wie alle Individualität unerschöpflich und im eigentlichen Sinn unendlich ist. — Von dem Menschen kann man nicht sagen, daß er ein **eignes** tierisches Geschrei habe; denn unbestimmte Bestimmbarkeit ist eben der Unterschied seiner Tierheit von der der andren Tiere, welche eine bestimmte Richtung haben. Allein man kann dem Menschen, weil er die Macht hat zu schreien wie er will, doch nicht das Vermögen tierischer Laute absprechen. Beschreiben nicht alle Reisenden die Mitteilung der Wilden mehr als ein tierisches Geschrei als eine Sprache, und ich glaube immer das Kollern der Hottentotten, Heulen der Pescherähs usw. würden sich immer mehr aus dem Klima und den Nahrungsmitteln, die sie zu sich nehmen, als aus den Tieren, die sie nachahmen könnten, erklären lassen. Diese tierischen Laute scheinen mir die **Grundlage** der Sprache, Bezeichnung und menschliche Stimme Frucht langer Übung und späterer Bildung. Würde es eine Sprache geben, wenn es keine Neigung zum Sprechen — keine organische Tendenz tierischer Laute gäbe? Was erwacht eher, Empfindung oder Verstand? Ehe man das Zischen Kappen usw. durch ähnliche Laute bezeichnen konnte, mußte man schon diese Laute bis zur Fertigkeit geübt haben. Woher endlich die so auffallende und so große Verschiedenheit der Grundgesetze der Sprachbildung in verschiednen Sprachen in Mischung der Konsonanten usw. wenn sie nicht aus der Organisation herrühren? Doch ich bin für jetzt zu erschöpft, um diesen Gegenstand noch weiter zu verfolgen. Über den Reim wirst Du etwas in meiner Schrift finden, welches Du aber nicht mißverstehen mußt. In der schönen Kunst kann ich ihn freilich nicht gelten lassen, aber wenn der Zweck der charakteristischen Poesie das Interessante ist, erkenne ich seinen großen Wert und seine volle Gültigkeit vollkommen an. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [81]

... Es scheint fast Deine Meinung zu sein, als könnte poetische Schöpferkraft, rhythmische Kunst und grammatischer Fleiß in derselben Person sich nicht vereinigen. Ob dies von modernen Dichtern sich ganz allgemein behaupten läßt, wirst Du selbst am besten beurteilen können. Von den Griechen gilt es nicht. Bei ihnen entwickelten sich alle Bestandteile der schönen Kunst gleichmäßig, und der ordnende und ausführende Verstand und Urteilskraft ist mit der erfindenden und bildenden Kraft im Homer und Sophokles im völligen Gleichgewicht. Sophokles und Homer sind auch in Sprache und Rhythmus die vollkommensten unter den griechischen Dichtern. Die bei den Alten so gerühmte (und auch mir sehr fühlbare) rhythmische Schönheit des Euripides steht eigentlich dem Rhythmus des Sophokles nach, und tritt nur darum bunter und auffallender hervor, weil Euripides schon nach rhythmischer Schönheit isoliert strebte, selbst auf Unkosten des Ganzen, welches nun zerstört war, dessen Harmonie auf immer zerrüttet war. Ich mache Dich auf diese Kleinigkeit nur darum aufmerksam, weil es mir schon oft der Fall zu sein geschienen hat, daß was von den modernen Dichtern ganz allgemein gilt, darum keineswegs auch auf die griechischen Dichter sich anwenden ließe. Ja oft fand ich das Gegenteil. Ein paar Einseitigkeiten tun dem philosophischen Wert einer sonst reichhaltigen Schrift keinen sonderlichen Schaden. Aber wenn die Form sonst vollendet ist, so ist es doch schade sie durch solche Flecken zu mißzieren....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [82]

Dresden, 15. Januar 1796

... Willst Du den griechischen Rhythmus kennen, so mußt Du eine vollständige Theorie der Musik, die an wissenschaftlicher Evidenz der Musik nichts nachgibt, schon mitbringen. Ja noch mehr, Du mußt die ganze Masse der griechischen Bildung kennen

im vollsten Sinne des Worts. Niemals wird einer, der den Geist der Solonischen Gesetzgebung nicht kennt, die Winke der Alten über den Dithyrambus verstehn, und wer kann den Pindarischen Rhythmus begreifen, dem die Sitten und die Staatsverfassung der Dorier fremd sind. — Die Metrik der Griechen ist durchaus musikalisch. Du kannst den Teil nicht vom Ganzen trennen. Die Geschichte der griechischen Musik ist aber der dunkelste Teil der Altertumskunde und einer der schwersten meines Unternehmens. Ich habe ihn auf eine reifere Zeit zurückgelegt. . . .

Ich bin gewiß, daß Du einen Roman in seiner Art vollenden wirst, sobald Dich ein Stoff begeistert, oder sobald Du mit Deinem Glücke vertraut genung und von Deinen Leidenschaften entfernt genung bist, um sie darstellen zu können. Dein Selbst wird der Gegenstand Deiner Kunst sein. Die Welt oder die Natur hat Dich bis jetzt noch nicht begeistert. Überall, wo Du Dich wahrhaft begeistert fühltest, fandest Du Dein höheres Selbst wieder, oder glaubtest es zu finden. Es scheint mir, daß Du zu der lyrischen Art gehörst.

August Wilhelm Schlegel an Auguste Böhmer [83]
1795/96

. . . Was die Mutter von den Männern gesagt, hätte sie ebensogut von den Frauen sagen können. Sie tun auch oft lieb mit einem, und meinen es doch nicht von Herzen. Wenn man unglücklich wird, dann lernt man seine Freunde erst recht kennen. Die wahren Freunde bezeigen einem doppelt soviel Liebe als vorher; die falschen tun als ob sie einen gar nicht kennten. Deine Mutter hat es erfahren.

Ob Ihr mir trauen wollt, das müßt Ihr einmal zusammen überlegen, Du und Deine Mutter. Du wirst mir doch nicht entgegen sein, liebe Gustel!

Ich höre, daß Du ein gutes Herzenskind bist und der Mutter viel Freude machst. Dafür habe ich Dich sehr lieb, und wünsche Dir recht vergnügte Tage.

Dein Freund Wilhelm

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [84]

Liebster Freund, Du bist ein äußerst drollichter Mensch. Diesen Morgen hatte ich Lust Dir some terrible lashes über Deinen Mutwillen, und gelegentlich noch über Deine schöne Geschichte von der alten Elegie zu geben. Diesen Nachmittag habe ich Deinen Takt gelesen und bin in der Stimmung, Dir zu verzeihen. Ich finde nicht nur noch mehr Klarheit, Rundung und Festivität (wenn Du mir diesen Ausdruck vergönnen willst) in der Sprache, als im vorigen, sondern ich bin auch durch Deine Erklärung völlig befriedigt, und ich bekenne mit Dank, daß ich mich belehrt, und meine Gedanken dadurch erweitert finde. Wundre Dich nicht, wenn Du in den Zeitaltern etwas von dem Deinigen wiederfindest. Ich finde eine Stelle, wo ich das sehr gut einschieben, oder vielmehr meine Genesis des Hexameters nach Deinen Gedanken berichtigen und erweitern kann. Du hast mich auch auf eine übersehene Stelle im Homer aufmerksam gemacht, die sehr wichtig ist. — Ich bin völlig mit Dir einverstanden, daß nicht das Wohlgefallen an Einheit und Gesetzmäßigkeit den ältesten Rhythmus hervorgebracht, und daß es eines sinnlichen Eindrucks zum Maßstabe der Gleichzeitigkeit bedurfte, aber darum möchte ich doch die dem Menschen so ganz eigne Anlage zum Takt so wenig körperlich nennen, als die Anlage zur Sprache. Die gleichzeitigen Einschnitte der Bewegung scheinen auch mir ein Ergebnis des Bedürfnisses, nicht ein Kunstwerk des Verstandes. Aber warum sollte der Takt in der Freude älter sein als im Schmerz, im Tanz älter als in der Rede? Könnte man nicht gegen Dein

‚unvermerkt' einwenden, was Du gegen Moritzens ‚zufälligerweise' so artig geltend zu machen weißt.

Wenn Du mir die Sprache als schon vorhanden gibst, so kann ich den Ursprung des Takts für alle Empfindungen, und alle Äußerungen derselben leicht zeigen. Gibt es Sprache, so gibt es auch schon ein Bedürfnis der Mitteilung — ein dunkles Streben, den Punkt auszudehnen, den Augenblick festzuhalten, die Empfindung zu wiederholen, ihr Dauer zu geben, sie allgemeiner zu machen. Denn auch in der Einsamkeit wird der Natursohn, in dem der Funken der Menschheit schon erwacht ist, sich eben dadurch von dem Tiere unterscheiden, daß er wie Regner, wie jene neuseeländischen Knaben mit seinem Schmerz sich selbst unterhält. Eben darin liegt das Menschliche, welches jeden Menschen rührt. Es ist nicht bloß Leiden, welches nicht rührt und interessiert, sondern Wehmut, deren das Tier nicht fähig ist, mit Tätigkeit und Genuß gemischter Schmerz. — Sobald nun aber ein leidenschaftlicher Zustand und dessen Äußerung dauernd gemacht werden soll, so ist zuvörderst nötig, daß die ganze Masse der Empfindung sinnlich begrenzt wird, und da sie zu groß ist, um zugleich gefaßt oder gegeben zu werden, durch gleiche (aber nicht durch den Verstand sondern durch die Sinne an einem gegebenen Eindruck ohngefähr gemessne) Einschnitte wieder in kleinere Massen sinnlich geteilt wird. Bei dem Mangel kräftiger Hilfsmittel würde das Gedächtnis ohne diese natürliche Erleichterung durchaus unfähig sein, sie aufzubewahren.

Alle Beispiele, die Du anführst, sind vorzüglich interessant. Die Stelle von der Leidenschaftlichkeit der Wilden ist trefflich, kraftvoll ohne die Bescheidenheit der Natur zu verletzen. Noch wollte ich gegen das höhere Alter des Takts in freudigen Äußerungen anführen, ob nicht jene ausschweifende Freude sich nach Lukrez und den meisten Alten erst nach dem Ursprung des Ackerbaus bei Erntefesten und Weinlesen eigentlich entwickelte. Der eigentliche Wilde scheint mir von ernstem Charakter, und weit mehr zum Schmerz geneigt, als zur Freude. —

Schiller ist sehr tief gesunken in dem ersten Stück, und indem er die Plattheit durch alle Kategorien verfolgt, gerät er selbst in nicht geringe Gefahr. —

. . . Um eine Übersetzung zu beurteilen, ist es ja durchaus notwendig, daß man das Original nicht kenne: denn sonst ist der Eindruck nicht rein. Überdem gehört ein revolutionäres Genie dazu, um den politischen Geist der Alten zu verstehen. Ein Neumodischer, Moderner — ein Kontrerevolutionär wie Du nennt unsre (ich meine mich und Caroline) Mitbürger — Triste. Du magst wohl selbst ein Trister sein. Was bist Du denn am Ende, Mensch? Ein Poet, nämlich ein moderner. — Wenn Herodot wie ein alt Weib geschrieben hat, so wünsche ich Dir, daß Du am Ende Deiner Tage auch wie ein alt Weib schreiben mögest. Ich weiß von alten Zeiten, wie Du ihn nach Herderscher Art travestierst, und lasse das Wahre in jener Ansicht gelten. Aber ich versichre Dich, wer den Herodot nicht erhaben findet, der kennt ihn nicht ganz. Du wirst zugeben, daß ihm an Klarheit und Süßigkeit wenige gleich kommen. Beides scheinen mir für einen Erzähler große Tugenden. — Wirst Du nicht den ‚Meister' rezensieren? — Solche Rezensionen wie die über die Horen sind treffliche Vorübungen zu unsern Gesprächen über die deutsche Poesie. — αγχινοια ist schon viel in Deinem Urteil, und auch Festivität: doch kann von beiden nie zu viel sein. Nur wünsche ich, daß Du noch mehr δεινως rezensieren möchtest; mehr sententiae vibrantes, fulminis instar, die wie römische Schwerter zuschlagen; schärfer und beizender. Eine Rezension muß um es Lukrezisch zu sagen tota merum sal — sein. . . .

Caroline an Luise Gotter [85]

Braunschweig, 10. Februar 1796

. . . Nachgerade bin ich so weise, mich nur um die wenigen zu bekümmern, von denen ich so gewiß, wie eine Sonne am Himmel

steht, weiß, daß sie mich lieben. Mithin bekümmre ich mich auch nicht um Meyer. — — Artige Sachen von ihm stehen in Schillers Almanach. — — Ich ruhe nicht, Gotter muß künftiges Jahr etwas in diesen Almanach geben — das wird allerliebst gegen die hochfahrenden Poesien abstechen, die gereimten Metaphysiken und Moralen, und die versifizierten Humboldeschen Weiblichkeiten. Schillern hängt das Ideal gar zu sehr nach — er meint, es ist schon gut wenn ers nur ausspricht. . . .

Novalis an Erasmus [86]

Weißenfels, März 1796

Ich bin Dir jetzt immer in Atem, das geht von einem Ort zum andern. Ich für meinen Teil wäre fürs Stillsitzen, daher das seltene Schreiben. Wie gern wäre ich jetzt bei Dir, Dein erster Brief betrübte mich sehr. Dem zweiten sah man schon wieder den alten Erasmus an. Die Langeweile ist das Allerschlimmste — . . . Warum sie Dir Lesen und Schreiben verboten haben, begreife ich nicht recht. Raffe allen Deinen Mut jetzt zusammen. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Mensch nichts besseres in der Welt tun kann. Mein System der Philosophie hoffe ich zu dem Deinigen zu machen. Dann sollte mir mein Nachdenken recht lieb werden. Es enthält eine unerschöpfliche Quelle von Trost und Beruhigung. Freilich bedarf es noch sehr der Feile. Du wirst auch eine gewisse Deutung über Dein rätselhaftes Schicksal finden. Du bist ein physisch leidender, aber moralisch tätiger Mann. Das Blatt dreht sich einst. Die Letzten werden die Ersten sein. In diesem Worte liegt eine Fülle trostreichen Sinnes. Bleibe fest im Glauben an die Universalität Deines Ichs. Du wirst auf Deine Leidensstunden wie auf ein verwelktes Blatt einst herunterblicken. Himmlische Flucht der Zeit! Halte Dich am Großen und Guten in der Zeit der Mühe und des Duldens. Du hast noch eine Ewigkeit vor Dir. Wenn Dir weh wird, so denke an die Menschheit,

die Du bist. Ein himmlisches Mädchen steht sie auf Hügeln und streckt die Hand aus, um Dich hinauf zu heben aus dem Tale der Geduld. Denke Dich als verwundeten Helden auf dem Siegesplatze. Um Dich herum Deine Kameraden, die Edlen aller Zeiten, und am Himmel schon die Hand, die Deinen Namen mit Sternen setzt! Wäre da nicht jeder Seufzer ein Triumphgesang? O wie leicht wäre da der Schmerz zu ertragen. Laß Dich nicht eitle Sehnsucht zusammenpressen, überall ist Hubertsburg, wo Dein Geist nicht frei aufsteht und den Staub von seinen Flügeln schüttelt. Du bist ja so nahe Deinen Lieben, — nicht in sibirischen Wüsten — krank, verlassen — der schneidende Nord Dein Tröster. Mache Dir Deine Lage interessant; denke alles, was Dich umgibt, im Verhältnis zur ewigen Dauer. Weise Einteilung Deiner Zeit, Konzentrierung Deiner Kräfte, das sind die Mittel, Dir die Zeit nicht unlustig zu kürzen. — Ruhe vor allem. — Ach hätte ich die, so wäre ich glücklich. — Krankheit ist Erzieherin zur Ruhe. . . .

Schelling an seine Eltern [87]

Leipzig, 29. April 1796

. . . Dagegen habe ich Schillern gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ichs bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein andrer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemanden sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusam-

menkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller dem Schriftsteller lieber, als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [88]

Pillnitz, 27. Mai 1796

. . . Ich bin der Kritik herzlich satt, und werde mit unglaublichem Enthusiasmus an den Revolutionen arbeiten. Ich werde zu gleicher Zeit etwas Populäres über den Republikanismus schreiben. Ich werde glücklich sein, wenn ich erst in der Politik schwelgen kann.

Dann werde ich auch mit Euch leben, und nicht mehr schreiben, was sich nicht sagt, sondern wieder reden lernen. Es wird eine glückliche, selige, herrliche Zeit sein.

Ich will Dirs nicht leugnen, daß mir der Republikanismus noch ein wenig näher am Herzen liegt, als die göttliche Kritik, und die allergöttlichste Poesie. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [89]

Pillnitz, 15. Juni 1796

. . . Gestern war ein Götterfest für mich. Ich las die Idylle. Nur einmal, aber wenn es auch das einzige Mal bliebe, so würde sie nie aus meinem Gedächtnis verlöschen. Es hat mich mit Entzücken durchdrungen. Das Ewig ging mir durch Mark und Bein. Eine wollüstige Träne fiel auf das Blatt. Wie zart ist nicht die Rede des Mädchens. Es ist mir lieber als alles was Goethe je über Liebe metrisch gedichtet hat. — Eine kleine Unschicklichkeit

fühlte ich gleich darin, daß Alexis noch so nahe am Ufer redend eingeführt wird, und doch mit so ruhiger Sorgfalt ausmalt, wie das Gleichnis vom Rätsel und das bequeme Bette. Die Mischung des Weisen und Sinnlich-Süßen mit der Leidenschaft, deren Brand halte ich dem Gedichte für wesentlich, seine eigentümliche Schönheit. Nur gegen die Wahrheit scheint mir jenes ein kleiner Verstoß. Ich erkläre es mir daraus was Körner mir sagte: es hat erst sollen eine Heroide werden, dann ist es in diese Form umgegossen. Er hat übrigens sehr recht es eine Idylle zu nennen. Es ist wirklich eine, nur nicht im modern Schillerschen Sinn, sondern im Griechischen. Doch versteht sichs, daß sie mehr wert ist, als alle Theokritischen und dergl.

Novalis an Friedrich Schlegel [90]

Dürrenberg, 8. Juli 1796

Du glaubst nicht, alter guter Schlegel, wie herrlich Du mich mit Deinem Briefe überrascht hast. Gut, daß Du mir auf gewisse Weise nicht zuvorgekommen bist. Wahrscheinlich ist mein Bruder Erasmus schon bei Dir gewesen oder hat Dich nicht zu Hause getroffen. Er war mein persönlicher früherer Brief. Ich hab ihn aufs dringendste gebeten, Dich aufzusuchen und Dir Nachricht von mir zu geben. Vergessen hab ich Dich auf keine Weise und konnte es so leicht nicht, ohne mich selbst zu vergessen. Du weißt, welchen Anteil Du einst an meiner Erziehung hattest. Auch gewöhnliche Dankbarkeit vergißt den Lehrer nicht. Jeder Gedanke an meine historische Bildung war mit Deiner Erinnerung verbunden. Vollends die Ankündigung Deiner Griechen hat mich ganz außerordentlich bewegt. Das ist das Buch, dacht ich, woran seine Seele so lange brütete, das ihn so lange aus sich und aus der wirklichen Welt gedrängt hat; endlich da, wird es wohl Spuren seiner Schöpfungsperiode tragen, aber desto schönere Ruhe, je wilder der Sturm war, aus dem es hervorging. Ich erinnerte

mich der Bruchstücke, es entstand in mir eine Intuition des Unbekannten, die meinen Geist in unbekannten Weiten umhertrieb. Es reichen nicht sechsfache Erkundigungen nach seiner Erscheinung. Ein einziges köstliches Stückchen hab ich gelesen in ‚Deutschland‘. Im 2. Stück der „Horen‘ ist Goethe armselig dagegen behandelt, so brav übrigens der Aufsatz ist. — Du sprichst durchaus neue Dinge, Du bereicherst Sprache und Geist, Du schaffst eine Kritik, Du hast ein tausendfach feineres Netz, durch das kein Fischchen, und wärs ein Essigälchen, entschlüpfen kann. Dies nur im Vorbeigehn. Du bist mir also wiedergegeben. Ich dachte, seine Liebe wird dahin sein, die Griechen haben ihn alles vergessen machen, er lebt im Anschaun seiner Welt, die alte Zeit drückt ihn zu gewaltig und hat mich auch mit totgedrückt — man wirft ja alles weg, um einem verhaßten Zustande zu entfliehen. Glücklich dacht ich Dich mir; die Zeit und Selbsttätigkeit tun Wunder, man wird alles gewohnt, und Deine politische Lage dacht ich mir beträchtlich verbessert. Gut, daß Du wenigstens heiter bist; Du fängst Dich an wieder der Sonnenwelt zu nähern wie ein Komet. Ich freue mich herzlich Dich zu sehn. Du wohnst, solange Du willst, in Weißenfels oder — wo ich bin — bei mir, ohne Zwang und nimmst mit uns vorlieb. Ich böt es Dir nicht an, wenn ichs nicht könnte und dürfte. Nach Jena kommst Du immer noch früh genug. Ich bin nicht mehr so fürs Eilen, ich habe langsam gehn gelernt. Einmal für allemal, sieh künftig meine Stube für die Deinige an; dies Wenige vermag ich.

Von mir erzähl ich Dir das Beste mündlich. Präliminariter nur, daß ich im ganzen froh gelebt habe und zufrieden mit der Anwendung meiner Zeit bin. Mein Amtmann ist mein Freund geworden. Er hat mich zum Geschäftsmann weitergebildet. Seit dem Februar bin ich in Weißenfels, angestellt bei den Salinen, gut mit allen Menschen dran, in einer erträglichen Freiheit, mit hinlänglicher Muße meine inneren Geschäfte fortzutreiben, und zufrieden mit allem, außer noch hie und da nicht mit mir. Freunde hab ich sonst in der Zeit eigentlich nicht acquiriert, außer den

Kreisamtmann. Aber sonderbarer Weise hab ich, außer Dir, vier höchst verschiedene Leute gefunden, die nach langer Zeit sich meiner bestens erinnert haben und mich wieder aufsuchten. Der eine war Manteufel sen., dem es, Gott weiß wie, einfiel nach einem jahrelangen Stillschweigen und ohne daß uns auch in Wittenberg ein engeres Band umschlang, an mich höchst freundschaftlich zu schreiben. Der zweite war Forberg in Jena, der eben nach sehr langer Unterbrechung unsrer Freundschaft mir ein Herz voll Zärtlichkeit für mich zeigte. Der dritte war Bolschwing, der vor einigen Monaten mir einen Brief im alten Stil schrieb, der mir aber die unangenehme Erfahrung abnötigte, daß durch sein Stehnbleiben eine sehr große Kluft zwischen uns entstanden war. Medem!!! war der vierte. Sein Brief war voll freundschaftlicher Erinnerungen und mir von allen der unerwartetste. Du weißt, wie wir uns trennten, so kalt, so geschieden als möglich — und nun nach drei Jahren das! Kurz ich kanns nicht begreifen und bitte Dich mir das Rätsel zu lösen.

Aus meinen alten Verbindungen bin ich ganz heraus. Julchen hat geheiratet. In dieser Rücksicht ist mit mir eine mächtige Verwandlung vorgegangen; betrachte dies Kapitel wie abgetan in meinem Leben. Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht. So bald hättest Du Dir dem natürlichen Lauf der Dinge nach die Lösung dieses Charakterzugs nicht erwartet. Kurz hierüber bist Du nun mit mir im Klaren. Mich hat es am meisten überrascht. Seit 7/4 Jahren bin ich einer und derselbe im wesentlichen, denn ich bin solange fixiert und kurz und gut seit 5/4 Jahren — versprochen. Jetzt in dieser Stunde beteure ich, daß ich wie in der ersten Stunde denke und womöglich ernster, zärter, fester und wärmer bin. Mehr mündlich. Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut: Sophie heißt sie — Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst. Seit jener Bekanntschaft bin ich auch mit diesem Studio ganz amalgamiert. Du wirst mich prüfen. Etwas zu schreiben und zu heiraten ist ein Ziel fast meiner Wünsche. Fichten

bin ich Aufmunterung schuldig. Er ists, der mich weckte und indirekte zuschürt. Glaub aber nicht, daß ich wie sonst, leidenschaftlich bloß eins verfolge und nicht vor meine Füße sehe. Mein Vater ist zufrieden mit meinem Fleiß und ich kann nicht über Langeweile bei andern Beschäftigungen klagen. Ich fühle in allem immer mehr die erhabenen Glieder eines wunderbaren Ganzen, in das ich hineinwachsen, das zur Fülle meines Ichs werden soll; und muß ich nicht alles gern leiden, da ich liebe und mehr liebe als die spannenlange Gestalt im Raume und länger liebe als die Schwingung der Lebenssaite währt? Spinoza und Zinzendorf haben sie erforscht — die unendliche Idee der Liebe und geahndet die Methode, sich für sie und sie für sich zu realisieren auf diesem Staubfaden. Schade, daß ich in Fichte noch nichts von dieser Aussicht sehe, nichts von diesem Schöpfungsatem fühle; aber er ist nahe dran — er muß in ihren Zauberkreis treten, wenn ihm nicht sein früheres Leben den Staub von den Flügeln gewischt hat. . . .

Caroline an Luise Gotter [91]

Jena, 4. September 1796

. . . Es geht mir noch immer über alle Maßen wohl hier, und ich habe mich recht angesiedelt, mit dem Gefühl, als wenn meines Bleibens hier sein könnte. Meinem Vorsatz, wenig Bekanntschaften zu machen, bin ich treu geblieben. Von der studierenden Jugend werd ich nichts gewahr, und ich bin wenigstens gesichert, daß sie mir die Fenster nicht einwerfen kann, da wir künftig über einen Hof hinüber wohnen. Spaziergänge nehmen wir jeden Abend vor, und die heilige Dreizahl unsres häuslichen Zirkels hat sich in eine partie quarrée seit der Ankunft meines Schwagers verwandelt, der uns mit seinem in- und auswendig krausen Kopf viel Vergnügen macht. Für den Spätherbst bekommen wir das Weimarische Schauspiel. Goethe ist jetzt wieder hier und läßt das

Theater arrangieren, sonst gibt er sich diesmal viel mit Raupen ab, die er tot macht und wieder auferweckt. — Wenn Du den Almanach siehst, so wirst Du auch sehn, wie er sich seither mit dem Totschlagen abgegeben hat. Er ist mit einer Fliegenklappe umhergegangen, und wo es zuklappte, da wurde ein Epigramm. Schiller hat ihm treulich geholfen, sein Gewehr gibt keine so drollige Beute von sich, aber ist giftiger. Goethe hat eine Parodie auf den Kalender der Musen und Grazien gemacht, die einem das Herz im Leibe bewegt. Es heißt die Musen und Grazien in der Mark —

Ach wie freu ich mich mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist!
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist.

so sagt er unter anderm darin. . . .

Caroline an Luise Gotter [92]

Jena, 25. Dezember 1796

. . . Goethe gab ein allerliebstes Diner, sehr nett, ohne Überladung, legte alles selbst vor, und so gewandt, daß er immer dazwischen noch Zeit fand, uns irgend ein schönes Bild mit Worten hinzustellen (er beschrieb z. B. ein Bild von Fueßli aus dem Sommernachtstraum, wo die Elfenkönigin Zetteln mit dem Eselskopf liebkoset) oder sonst hübsche Sachen zu sagen. Beim süßen Wein zum Dessert sagte ihm Schlegel grade ein Epigramm vor, das Klopstock kürzlich auf ihn gemacht, weil Goethe die deutsche Sprache verachtet hat, und darauf stießen wir alle an, jedoch nicht Klopstock zum Hohn; im Gegenteil, Goethe sprach so brav, wie sichs geziemt, von ihm. Gern wär ich noch länger dageblieben, um bei Goethe nicht allein zu hören, sondern auch zu sehn, und daneben freilich auch zu hören, aber das muß auf den Sommer verspart bleiben. Was ich sah, paßte alles zum Be-

sitzer — seine Umgebungen hat er sich mit dem künstlerischen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in seine dermalige Liebschaft, wenn die Verbindung mit der Vulpius (die ich flüchtig in der Komödie sah) so zu nennen ist. Ich sprach noch heute mit der Schillern davon, warum er sich nur nicht eine schöne Italienerin mitgebracht hat? Jetzt tut es ihm freilich auch wohl nur weh die V. zu verstoßen, und nicht wohl sie zu behalten. — Du siehst, daß wir unsre Zeit in W. recht gut zugebracht haben. Sollten wir einmal wieder hingehn, so will ich doch S. bitten, daß er sich der Herzogin Amalie bekannt machen läßt, und Einsiedel soll uns alsdann gewiß nicht entgehn. Knebel ist seitdem hier bei uns gewesen — ein ehrlich Gemüt von einem Edelmann! — Wenn wir — oder auch ich allein — im Gasthof waren, so leistete uns Falk Gesellschaft, der Satirenschreiber, das gutmütigste Kind von der Welt, der sich jetzt in Weimar aufhält und von den Weimeranern lieb haben läßt, die immer jemand des Schlages haben müssen. Im Frühjahr war es Jean Paul Richter, in dessen Büchern Gotter gewiß nicht eine Seite läse....

Novalis an Frau von Thümmel [93]

Weißenfels, 8. Februar 1797

Sollte meine peinliche Lage mein Nichtschreiben nicht längst bei Ihnen entschuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtsinn nötig, um seither nur noch so fertig zu werden, um ruhig schlafen, arbeiten, denken, sprechen und gleich andern sein zu können. Rechnen Sie hiezu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten, so wird es Sie nicht befremden, wenn ich, zufrieden, das Nötigste getan zu haben, mich so tief als möglich in die Fluten des menschlichen Wissens versenke, um, solange ich in diesen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schicksals zu vergessen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hiesigen Rückschritte sind dort Fortschritte — das

verwundende Schwert wird dort zum beseelenden Zauberstab — die Asche der irdischen Rosen ist das Mutterland der himmlischen. Meine Phantasie wächst, wie meine Hoffnung sinkt — wenn diese ganz versunken ist und nichts zurückließ als einen Grenzstein, so wird meine Phantasie hoch genug sein, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Existenz fühlen gelernt, und vielleicht ist dies Gefühl das erste Lebensgefühl der zukünftigen Welt.

Wie sehr wünschte ich wieder einmal mit Ihnen in Grüningen zu sein. Daß wir dann endlich aufhören mögen, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese oder in jene Welt fällt.

Novalis an Friedrich Schlegel [94]

Weißenfels, 14. März 1797

Dein Brief hat mich in einer trostlosen Lage getroffen. Ich bin aus Grüningen mit der fast apodiktischen Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat. Wenn ich nur immer weinen könnte; aber so bin ich in einer schlaffen, ängstlichen Gleichgültigkeit, die mir jede Faser lähmt. Es ist eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht absehe. Der Ekel, den mir alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einflößt, ist unbeschreiblich. Nur selten kann ich mich auf einige Stunden mit Arbeiten zerstreuen. Der Kopf ist in dem wüstesten Zustande, ich kann nichts mehr finden. Die Gewißheit ihres Besitzes ist mir zu unentbehrlich geworden. Jetzt erst fühl ich, wie sie, mir selbst unmerklich, der Grundstein meiner Ruhe, meiner Tätigkeit, meines ganzen Lebens gewesen ist. Der Lebensüberdruß ist entsetzlich — und ich sehe kein Ende. Ich hoffte, die Wissenschaften sollten mir einen Ersatz bieten, aber alles ist auch hier tot, wüste, taub, unbeweglich. Der Schlaf ist meine einzige Wohl-

tat; wenn ich kann, so schlafe ich. Gott weiß, wie sich das alles lösen soll. Dich säh ich doch gern, Du würdest mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Ansichten der Dinge und Wissenschaften beleben. Ach! nur ein Funken Lebensgeist; matte Unruh ist ein fürchterlicher Zustand.

Leb wohl, guter lieber Schlegel! Mit mir hats bald aufgehört. Sei glücklicher als ich. Nur ein Wunder kann mich mir selbst wiedergeben.

Grüße herzlich die Deinigen. Die Bücher erhältst Du anbei zurück; tausend Dank, ordentlich lesen kann ich sie jetzt nicht. Was Deinen Brief an Severin betrifft, so glaub ich Dir recht zu handeln, wenn ich ihn Dir unbestellt zurückschicke. Severin hat kein Geld — er ist seit mehrerer Zeit in der größesten Verlegenheit — es wäre ihm zu wünschen, daß er sich helfe, denn er ist sonst ein sehr honetter Mann. Über die andern Gegenstände Deines Briefes erlaube mir jetzt zu schweigen — schon dieser Brief ist mir sauer genug geworden.

Novalis an Just [95]

Weißenfels, 28. März 1797

Gewiß habe ich zu sehr an diesem Leben gehangen, und da ist freilich wohl ein gewaltsames Korrektiv nötig.

Für Sophie kann ich nicht klagen. Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunsch, sie zu besitzen, der zweite in meinem Gebet für sie war; denn ihre Vervollkommnung, sie selbst lag mir am meisten am Herzen.

Novalis an Just [96]

Weißenfels, 29. März 1797

Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glücks gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben.

Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widersprüchen der seitherigen Stunden erzählen wollte. Ich leugne nicht, daß ich mich vor einer entsetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieser Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage dazu ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Usurpator die Herrschaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Aber vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. . . .

Novalis an Frau von Thümmel [97]

Tennstedt, 13. April 1797

. . . Das Blütenblatt ist nun in die andere Welt hinüber geweht, — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenrots, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume, desto näher die erquickende Frühe. Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine verewigte Sophie, bald, sehr bald wieder. . . .

Tennstedt, 13./15. April 1797

Mein Wunsch mit Dir in Jena diesen Sommer zu leben, ist mir nicht gelungen. Daher jetzt erst die Antwort auf Deinen herzlichen Brief. Erasmus ist wahrscheinlich jetzt, indem ich dies schreibe, nicht mehr unter den Lebendigen. Dies beschleunigte meine Abreise — es blieb mir, da Jena nicht mein Aufenthalt sein sollte, kein Ort übrig als Tennstedt. Hoffentlich leb ich hier einige Monate in einer wünschenswerten Ruhe. Es soll mir recht lieb sein, wenn Du mir oft von Dingen schreibst, denen vormals mein ganzes Leben gewidmet war, und die mich so glücklich an Sophiens Seite gemacht haben würden. Auch jetzt noch sind die Wissenschaften das Hauptinteresse, was ich an der Welt nehme. Mein Plan, nach Jena zu gehn, entstand hieraus, und ich rechnete freilich dabei sehr mit auf Euren erweckenden Umgang. —

Der Tod von Erasmus hat eher eine wohltätige als nachteilige Wirkung auf mich getan. Er hat meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. Er hat unbeschreiblich viel gelitten. Meine Eltern und Geschwister tun mir sehr leid. Schon Sophiens Tod hatte sie erschüttert — und nun so kurz drauf — zum erstenmal den Verlust eines Kindes und Bruders. Du kannst denken, wie es mir in dieser Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt. Dennoch hab ich eine geheime Freude, so nah ihrem Grabe zu sein. Es zieht mich immer näher, und dieser Zug macht jetzt zuweilen mein unaussprechliches Glück. Mein Herbst ist da und ich fühle mich so frei, gewöhnlich so kräftig — es kann noch etwas aus mir werden. Soviel versichre ich Dir heilig, daß es mir ganz klar schon ist, welcher himmlische Zufall ihr Tod gewesen ist — ein Schlüssel zu allem — ein wunderbar schicklicher Schritt. Nur so konnte so manches rein gelöst, nur so manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft ist in mir zur Besinnung gekommen. Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat recht gehabt: es ist weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Wider-

stand in meiner Seele, als ich selbst wußte — eine Heilkraft, die dem Übel die Quelle abgräbt — eine Ausdauer, die Stunden nicht messen — Widerstand gegen alles, was mein Heiligtum entweihen will.

Vier Jahre war ich auf Akademien und ein Jahr hab ich studiert — 25 Jahr bin ich alt geworden und nur ein halb Jahr hab ich gelebt. — Du wirst gewiß mit mir zufrieden sein. Vielleicht erfährst Du noch, wie lieb ich Dich habe. . . .

Friedrich Schlegel an Auguste [99]

Jena, 28. April 1797

. . . Sag Du nur Deiner Mutter gelegentlich: ich hätte Dich eben so lieb, wie sie; und dann sag ihr auch: sie möchte sich nur in acht nehmen. Ich hätte mir vorgenommen, ihr von dem Augenblick an, wo ich ihr kein Geld mehr schuldig wäre, wenn sie mich — welches sie doch nicht lassen kann — über gewisse Dinge, wo sie kein reines Gewissen hat, fragte, ihr allemal die reine Wahrheit zu antworten.

Sag nur dem Vater: Er müßte notwendig auch eine Historie schreiben. Ich hätte neulich gelegentlich ausgefunden, daß seine ganze Natur eigentlich historisch wäre. Wenn die Mutter etwa auch wissen will, was sie für eine Natur hat, so sag ihr nur: politisch-erotisch: doch möchte das Erotische wohl überwiegend sein. Ich sehe Dir schon an, daß Du nun auch Deine Natur wissen willst. Du hast aber noch keine, liebes Kind. Die wächst einem erst später. Doch wird sie wahrscheinlich orchastisch werden....

Novalis an Friedrich Schlegel [100]

Tennstedt, 3. Mai 1797

Deinen letzten Brief hab ich mit dem Buche richtig erhalten. Diesmal schicke ich Dir dasselbe noch nicht zurück, vielmehr wiederhole ich meine Bitte um ‚Agnes' und um einige Nova, besonders von Dir. Ich wills nicht lange aufhalten und mit 2—3 Post-

tagen schicke ich Dir alles zurück. Ich habe hier gar nichts, und es finden sich doch Stunden, wo ich einer ermunternden, wieder reizenden Erholung bedarf. Untätig bin ich gar nicht — ich nähere mich jetzt auf einer andern Seite meinem alten Ziele, und bevor ich dies nicht habe, denk ich auch nicht ans Stillsitzen und Ausruhn. Manches kann man nicht direkte fassen und da tut man gut, wenn man sich stellt, als ginge man nach einer andern Seite; so kommt man ihm unvermutet nah. In vier Wochen komm ich gewiß auf einige Tage bei der Rückreise nach Jena; hoffentlich zeig ich Dir da manches, was ich getan habe. Ich will mich nicht übereilen und langsam Eins vollenden, um mich selbst vollenden zu lernen. Ich lebe hier sehr glücklich, denn alles ist ruhig um mich her, und ich habe mein Heiligtum nicht fern. Schellings ‚Philosophie der Natur' findet in mir einen sehr neugierigen Leser. Deine Rezension von Niethammers Journal hat den gewöhnlichen Fehler Deiner Schriften: sie reizt, ohne zu befriedigen — sie bricht da ab, wo wir nun grade aufs Beste gefaßt sind — Andeutungen, Versprechungen ohne Zahl — kurz man kehrt von der Lesung zurück, wie vom Anhören einer schönen Musik, die viel in uns erregt zu haben scheint und am Ende, ohne etwas Bleibendes zu hinterlassen, verschwindet. Augen haben Deine Schriften genug — helle, seelenvolle, keimende Stellen — aber gib uns auch endlich, wenn Du anders nicht ganz Künstler werden willst — wo nicht etwas Brauchbares, doch etwas Ganzes, wo man auch kein Glied mehr supplieren muß. Du verzeihst meine treuherzige Ermahnung, die Goethes Gesprächen gegenüber eine noch armseligere Gestalt machen muß. Indes will ich keinen andern Effekt als den, daß es Dich überzeugt, daß ich warmen Anteil an den Geschäften Deines Lebens nehme und bis zum letzten Momente nehmen werde. Ich bin Dir immer herzlich gut gewesen und wenn ich auch zuweilen mit Dir unzufrieden war, so habe ich doch nie von Dir lassen können und sicher nehme ich Dein Andenken mit Innigkeit hinüber in jene Welt mit. Lebe wohl.

Dein Freund Hardenberg

Tennstedt, 25. Mai 1797

Hier Deinen Shakespeare zurück, wie ich denke unversehrt, auch das Stück von den ‚Horen', Woltmann und die beiden Stücke von Niethammers Journal. Dein Bruder hat den Shakespeare jetzt so übersetzen müssen; jetzt gedeiht das Beste. Er hat einen schönen Kranz errungen. Merkwürdig ist es, daß Du mir jetzt ‚Romeo' schicktest. Ich habe ihn oft gelesen. Es ist ein tiefer Sinn in dem was Du sagst, daß hier mehr als Poesie sei. Jetzt fang ich an zu ahnden, was Shakespeare so einzig macht. Er dürfte leicht divinatorische Anlagen entwickeln. Die Kontraste haben mich, gegen meine alte Sitte, nicht gestört; ich habe das Stück ganz, wie es ist, genossen. Ich kann vieles, was ich empfunden habe, noch nicht deutlich machen. Die Anlage ist herrlich. Mit welchen Sühnopfern endet der alte Zwist. In verzehrende Liebe löst sich der wilde Haß auf.

‚Der Sommernachtstraum' ist eine echte Groteske. Seine Dichtung beschreibt Shakespeare selbst: ‚Des Dichters Aug in schönem Wahnsinn rollend, usw.'

Endlich ist mir Hülsen lieb geworden. Nun seh ich wohl, was an ihm ist. Ich behalt ihn noch einige Zeit. Ich danke Dir für Deine Gefälligkeit sehr. Mache, daß ich bald von den Philosophicis etwas zu sehn kriege. Ich bin jetzt für alles empfänglich. Lebe wohl, Bester.

Dein Hardenberg

Wiederstädt, 14. Juni 1797

Deine beiden Briefe hab ich erhalten. Du erhältst hier Hülsen, das 3. Heft und das ‚Attische Museum' zurück. Seit dem 1. Junius bin ich von Grüningen weg und hieher, wo ich in Gesellschaft meiner ganzen Familie gelebt habe und in acht Tagen über

Dessau, Wörlitz und Halle mit meiner Mutter und Schwestern nach Weißenfels zurückkehren werde. Freilich hab ich durch diese Veränderung meines bisherigen Aufenthalts manches eingebüßt und befinde mich seitdem ungleich übler — ich bin auch untätiger. Indes verlaß ich mich auf die Wahrscheinlichkeit, diesen Sommer doch größtenteils in der Einsamkeit ungestört auf den Salinen zuzubringen. Von Kösen aus komm ich sobald als möglich auf einige Tage nach Jena. Wie viel besser wärs gewesen, bei Euch den Sommer zuzubringen. Nichts als eine Grille meines guten Vaters hindert dieses in mehr als einer Rücksicht für mich wohltätige Projekt.

Du wünschest mehr von mir in betreff meiner Sehnsucht zu hören. Bester, wenn es mir nur nicht immer schwerer würde, davon zu reden. Ich weiß auch wenig davon zu sagen. Es bleibt beim Alten — es wird immer älter — immer tiefer — immer befassender. Glaube nicht, daß ich Woltmann viel davon geschrieben habe. Immer nur weniges und das halb mit Gewalt mir entrissen. Die Veranlassung unsers Briefwechsels brachte das so mit sich. Diese Geschichte brachte uns in Verhältnis und meinen ersten Brief glaubte ich ihr, ihm und mir schuldig zu sein. Doch davon nichts weiter. Es scheint mir hierin etwas zu liegen, was eigentlich bloß zwischen mir und Woltmann hätte bleiben sollen und was Du verstehst, ohne daß ichs Dir zu erklären brauche. Du, bester Freund, kannst nichts bei mir verlieren, hast nichts bei mir verloren. Im Gegenteil bist Du mir so lieb geworden, daß ich Dich vielleicht noch einmal auf die Probe setze und Dir den höchsten Beweis meines Zutrauens gebe. Deine Streitigkeit mit ihm ist mir gänzlich unbekannt, wiewohl ich sie voraussah. In die Handhabung Deines kritischen Rechts menge ich mich nicht und fühle in mir keinen Beruf, Dich zu beurteilen.

Übrigens aber nehme ich den wärmsten Anteil an Deinen philosophischen Plänen, denen ich erst jetzt meinen vollen Beifall zu schenken angefangen habe. Ich glaube überzeugt zu sein, daß Du berufen bist, in der Philosophie die ehrenvollste Rolle des endlichen

Vermittlers zu spielen. Deine Hefte spuken gewaltig in meinem Innern, und so wenig ich mit dem einzelnen Gedanken fertig werden kann, so innig vereinige ich mich mit der Ansicht des Ganzen und errate einen Überfluß des Guten und Wahren. Willst Du mich nennen, so ist es mir lieb in dieser großen Angelegenheit mit genannt zu werden. Vielleicht liefere ich Dir ein Beiwort zu meinem Namen, indes und wenn Gott will, auch eine spezielle Veranlassung dazu. Mit Fichten hast Du ungezweifelt recht. Ich rücke immer mehr in Deinen Gesichtspunkt seiner Wissenschaftslehre hinein. Von Weißenfels aus schreib ich Dir sogleich und zwar alsdann jede Woche, so gewiß ich lebe. Mündlich hoff ich Dir aber zu zeigen, wie sehr ich Dir vertraue, und dann wirst Du mit mir in dieser Welt zufrieden sein. Mit Schelling such ich je eher, je lieber bekannt zu werden. In einem Stücke entspricht er mir mehr als Fichte. Ich will bald wissen, was ich an ihm haben kann. Hülsen, Schelling und Fichte nezessitieren Dich. Hülsen ist Deinem Gesichtspunkte am nächsten — aber so schwerfällig. Fichte kann nicht aus der Wissenschaftslehre heraus, wenigstens nicht ohne eine Selbstversetzung, die mir unmöglich scheint. Schelling könnte in der Kraft Dein Rival sein; er übertrifft Dich vielleicht an Bestimmtheit — aber wie eng ist seine Sphäre gegen die Deinige. Fichte ist der gefährlichste unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in seinem Kreise fest. Keiner wird wie er mißverstanden und gehaßt werden. Aber die Mißverständnisse werden hier erschöpft werden. Du bist erwählt gegen Fichtes Magie die aufstrebenden Selbstdenker zu schützen. Ich hab es in der Erfahrung, wie sauer dieses Verständnis wird. Manchen Wink, manchen Fingerzeig, um sich in diesem furchtbaren Gewinde von Abstraktion zurecht zu finden, verdank ich Dir und der mir vorschwebenden Idee Deines freien, kritischen Geistes.

Lebe wohl, Bester, grüße die Deinigen und Fichte.

Friedrich Schlegel an Auguste [103]

Berlin, 25. Juli 1797

. . . Aber ich bin nicht froh, Auguste, denn ich kann meine Freunde nicht so bald vergessen, die Mutter und Wilhelm und Dich, wie Ihr es wohl könnt, Du nicht minder wie die Mutter. Sag nur der Mutter, ich wäre recht böse auf sie, daß sie mir nicht geschrieben hätte, und ich wäre recht unglücklich. Ich möchte oft mein ganzes Leben mit einem Seufzer von mir stoßen. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [104]

Berlin, 2. August 1797

. . . Ich mußte mich erst kunstmäßig äschylisieren, um Deine Behandlung mit der wahrscheinlichen der Alten zu vergleichen. Im Geist möchte wohl darin die wesentlichste Verschiedenheit sein, daß mehr *ΗΘΟΣ* in seiner Darstellung gewesen sein muß. Was die Philosophie betrifft, so mag er, um bei der Modesprache zu bleiben, leicht ebensoviel praktische enthalten haben, aber gewiß nicht so viel theoretische: und in der Vereinigung beider scheint mir hier doch eigentlich das Wesentliche zu liegen. Überhaupt werde ich in der Folge (denn ich bleibe gewiß Deiner Anfrage die Antwort nicht schuldig) nicht vergleichen, nicht tadeln, auch nicht die Eigenheit dieses einzelnen Gedichts entwickeln, sondern vor allem den Charakter der Dichtart zu der Pygmalion und Prometheus gehört, zu bestimmen suchen. Da diese Form Dir so ganz eigentümlich ist, da Du immer darin so fortschreitest, da sie dabei in ihren Eigenschaften und Merkmalen so äußerst bestimmt ist: so ist es gewiß für den Kunstfreund sehr interessant, darüber Rechenschaft zu geben, und auch für den Künstler selbst halte ich diese Untersuchung für die einzig praktisch recht fruchtbare. . . .

Friedrich Schlegel an Auguste [105]

Berlin, 26. August 1797

Äffchen Augustchen,

Deine ebenso geistvollen als lehrreichen, ebenso lustigen als chronologischen Briefe sind mir nicht nur angenehm, sondern auch nützlich. — Im Ernst, liebes Mädchen, ich danke Dirs recht, daß Du mich in meinem Elende nicht verläßt und mir so ordentlich schreibst. Ich habe allemal eine rechte Freude, wenn ich das Couvert öffne, und mir auch ein Blatt von Deinem liebenswürdigen Gekritzel in die Hand fällt.

. . . Auch vermisse ich die Liste von den Büchern, die Du in der letzten Woche gelesen hast. Wenn Du einmal so viel lesen willst, so wähle nur lauter vornehme, klassische Bücher; nicht so gemeines, alltägliches Zeug, niedern Pöbel der Bücher. —

Nach dem was Du mir immer von Deinen Fortschritten im Griechischen schreibst, wird Dir die Sprache bald zu enge werden, und sich vor Dir verkriechen. Wenn nur Wilhelm auch so zufrieden mit Dir ist, wie Du mit Dir selbst! — Wenn Du erst ein Buch von Herodot recht fleißig und sorgfältig durchgelesen hast, so wird er Dir gar keine Mühe mehr machen, und nachher wirst Du den Homer nicht zu schwer finden. . . .

Die Liebeskind sehe ich ziemlich oft, finde aber sie und ihr Kind nichts weniger als lieblich. Die Herz, eine alte Freundin von mir (das ist so zu verstehen: die Freundschaft ist jüng, aber die Freundin ist alt. Mit Dir wäre es grade umgekehrt. Da ist die Freundschaft alt und die Freundin jung. Das ist auch weit mehr nach meinem Geschmack) — hat mir auf die Sakramente geschworen — und sie ist eine Jüdin — daß sie an der Jenischerei ganz und gar keinen Anteil hätte. Sag das der Mutter. Es ist wirklich die Wahrheit.

Was Du im Postskript von den Berliner Frauen und meinem Verhältnis zu ihnen andeutest, hat mich betrübt und erfreut. Gottloser Schelm! — möchte ich zu Dir sagen, wie Apollo zu dem kleinen Hermes. Ich habe Dich lieber, als Du verdienst.

Nun bist Du schon übermütig und trotzest. Das betrübt mich! Du hast also auch die Ähnlichkeit mit der Mutter; eine mehr als türkische Eifersucht. Das erfreut mich! — Es geschieht alles um Deinetwillen, Auguste, damit ich nämlich in der Anmut wachse, wie mir die Mutter immer gepredigt hat, und wie ich nun dichte und trachte von ganzer Seele und von ganzem Gemüte; damit ich Dir nicht mehr so rauh begegne, wie wohl sonst, wenn wir wieder beisammen sind. . . .

Wenn die Mutter nicht selbst an mich schreibt, so solltest Du mir immer recht viel von ihr schreiben, was sie gesagt hat, ob sie lustig ist, ob sie von Wespen gestochen ist, oder von andern Ungeheuern, ob sie einen Roman schreibt oder dergl. Vor allen Dingen bitte sie aber immer und suche sie zu bereden, daß sie mir schreibt.

Ich verspreche Dir auch, daß ich Dir alles berichten will, wenn mich eine Frau liebt (— wenn ichs nämlich erfahre) — oder dergl.: denn daß ich eine liebe, wird wohl so leicht nicht vorkommen. Übrigens hätte ich wohl so gut Ursache zur Eifersucht wie Du: der vielen Campenhausens nicht zu erwähnen, so ist da Grieß, der Kleine, und Eschen, der Junge. —

Willst Du nicht etwa am Attischen Museum Anteil nehmen? Du bekömmst für den Bogen 10 Tlr. Doch wäre es nicht überflüssig, wenn Du vorher lernen wolltest, die deutsche Orthographie ein wenig weniger liebevoll behandeln. . . .

Dein Dir bis in den Tod getreuer Fritz

August Wilhelm Schlegel an Goethe [106]

Jena, 24. September 1797

Schon oft nahm ich mir vor Ihnen zu schreiben, doch war mir, als ob das was ich zu sagen hätte nicht bedeutend genug wäre um Ihnen so weit nachzureisen: eine Bedenklichkeit über die mich Ihre freie Mitteilungsweise im Gespräch seit dem ersten Augen-

blick der Bekanntschaft weggesetzt hatte. Daß ich Ihren Umgang unendlich vermisse, daß nichts mir ihn ersetzen könnte, wenn ich auch jetzt weniger isoliert, und nicht beinahe für alles was meinem Geist und Herzen wert ist auf meine geliebte Freundin eingeschränkt wäre, glauben Sie mir gewiß gern.

Sie sind uns indessen während dieser Zeit im Geiste einige Male sehr nahe gewesen, wir haben die ganze Gewalt Ihrer Gegenwart gefühlt. Ich habe die Bogen vom Almanach einzeln gehabt, und wollte, ich könnte Ihnen mein Entzücken und meine Bewunderung ausdrücken. Alexis hat einen gefährlichen Nebenbuhler am Pausias gefunden: der neueste Eindruck ist immer der reizendste, und man muß sich also jetzt hüten jenem unrecht zu tun. Alexis hat die unwiderstehliche Macht der Leidenschaft für sich, die meisten Menschen werden durch die Gegenwart stärker ergriffen werden als durch die Erinnerung, wenn diese gleich vielleicht geschickter ist, in zaubrischem Lichte aus dem Spiegel der Dichtung zurückgestrahlt zu werden.

Im Pausias liebe ich eben diese schöne besonnene Ruhe unter den süßesten Empfindungen. Die zarteste Sinnlichkeit ist mit dem reinsten und edelsten in der Liebe so innig verschmelzt, wie in der Zeichnung der Gestalten das Liebliche mit großen herrlichen Umrissen. Die Wechselreden fügen sich aneinander wie die Blumen im Kranze der Geliebten. Das Idyllische in das wirkliche Leben hinein zu verpflanzen und ihm dadurch eine Wahrheit zu geben, die es bei der Versetzung in eine isolierte ländliche Welt schwerlich für uns haben kann, weil uns bei unsrer rauhen Natur die feine Bildung der Gefühle unerklärlich bleibt — dies war schon im Alexis gelungen; aber hier steht das Idyllenleben des Malers und der Blumenkünstlerin, wie mich deucht, noch unabhängiger und schöner entfaltet, dicht neben den Szenen der großen Welt. Ob alles so täuschend im griechischen Kostüm ist, wie das Gastmahl, darüber haben wir gestritten. Vielleicht konnte ein griechischer Dichter die Vorzüge des Dichters, des Malers, der Liebenden nicht so vergleichen: aber doch lägen ihm diese Zeilen wohl

nicht so fern, daß er sie, ins Griechische übertragen, nicht ganz gefühlt hätte.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie von Dingen unterhalten die Ihnen freilich nicht neu sein können. Die Braut von Korinth ist mir unter Ihren diesjährigen Gaben doch die liebste. Ich las sie meiner Frau vor, ohne noch von dem Inhalte zu wissen, und da ich nun anfing etwas Unheimliches zu ahnden, und allmählich ein immer stärkerer Schauer durch die glühende Szene hinlief, so geriet ich in Verwirrung, ich stockte, und meine Frau behauptete, ich hätte eben deswegen darstellender gelesen, als nachher, da ich die Wendung schon voraussah. Das Gespenstermäßige auf diese Art mit dem idealisch Schönen zu vereinigen, war Ihnen vorbehalten; der innerliche Schauer ist desto gewaltiger, weil er gar nicht durch sinnlich empörende Vorstellungen erregt wird. Und wie kühn und groß ist der noch unentschiedene Antagonism zwischen den heidnischen Göttern und den christlichen! Es ist als ob der Geist des Mädchens aus einer doppelten Ferne herkäme, weil sie durch die Kluft des Lebens und der Religion von dem Geliebten geschieden ist. — Das Silbenmaß scheint auch eine wahre Eingebung für diesen Gegenstand: es tritt so leis und heimlich auf und beschleicht das Gemüt mit stiller Gewalt; der ganze Rhythmus der Erzählung ist wie ein Geisterschweben.

Mit der Bajadere haben Sie Ihr Geheimnis ein wenig verraten: wir lassen es uns nicht ausreden, daß Sie der Gott Mahadöh selbst sind, der jetzt, ich weiß nicht in der wievielsten Verwandlung auf der Erde umhergeht.

Welch neue Aussichten für die Poesie eröffnen sowohl Ihre Idyllen als die hier aufgestellte Reihe von Balladen! und wie werden durch solche Beweise diejenigen widerlegt, welche behaupten, das Gebiet der Dichtung werde durch den Gang unsrer Bildung immer mehr verengt, und sei nahe daran erschöpft zu sein! Sie haben der Ballade durch die Wahl des Stoffes, durch die Behandlung und selbst durch die erfundenen Silbenmaße ganz neue

Rechte gegeben, und für alles bisher vorhandene in dieser Gattung ist ein anderer Maßstab gefunden, ein neuer Gesichtspunkt gegeben. Bei Gelegenheit habe ich einmal Bürgers Balladen wieder gelesen, und unter andern starke Zweifel gegen ihre durchgängige Volksmäßigkeit bekommen. Ich glaube nämlich, es läßt sich eine positive Popularität, und eine negative unterscheiden. Von der ersten, die eigentlich ganz entbehrlich ist, hat Bürger nur allzu viel; (ich rechne dahin: „Herr Marschall, was haun wir das Leder uns wund' u. dergl.) gegen die letzte aber, die in bloßer Enthaltung besteht, scheint er mir oft durch das Bestreben nach Stärke und Lebendigkeit der sinnlichen Darstellung, auf die er meistens sein ganzes Vertrauen setzt, zu verstoßen. Die alte spanische, englische und dänische Romanze oder Ballade tut ja in diesem Stücke immer lieber zu wenig als zu viel und überrascht durch die große Wirkung bei scheinbar geringen Mitteln.

Ich habe diesen Sommer auch noch fleißig gedichtet: Sie werden mich mehrmals im Almanach finden. Ich gehöre zu den Leuten, die Lust zum Spazierengehen bekommen, wenn das Tor eben geschlossen werden soll; erinnern Sie sich noch, wie Sie mich einmal vorigen Herbst auf dem Garten zum Dichten ermunterten und sagten: man rechne bei dem Almanach auf nichts, was nicht vor dem Schlusse des Jahres fertig wäre? — Seit vielen Jahren fühlte ich mich nicht so dichterisch gestimmt als grade jetzt. In früheren Zeiten, als Knabe noch, hatte ich eine unsägliche Leichtigkeit, die freilich mit dem immer regen Nachbildungstriebe zusammenhing. Seit ich in das männliche Alter trat, waren die Forderungen, die ich an mich machte, mit der Schwierigkeit sie zu realisieren, immer in einem solchen Verhältnisse, daß es mir einen Entschluß kostete etwas zu unternehmen. Das Mechanische der Ausführung habe ich freilich durch so mancherlei Übungen zu sehr in meine Gewalt bekommen, als daß es mich aufhalten könnte. Nur über die Anlage wurde es mir schwer mit mir eins zu werden: aber ich sehe, wieviel man auch hier durch einige gelungene Anstrengungen an Sicherheit und Selbständigkeit gewinnt;

und ich hatte jetzt mehrmals das Gefühl wie gegen diese freitätigste aller Beschäftigungen des Geistes jede andre ihren Reiz verlieren muß. Leider verhindern mich ganz heterogene Arbeiten dieser günstigen Stimmung nachzuhängen.

Ein Gedicht von mir über und wider die Wegführung der Kunstwerke aus Rom wird Ihnen vielleicht wegen des Gegenstandes keinen sonderlich erfreulichen Eindruck machen — und ich wünschte wirklich, die Begebenheiten hätten keinen Stoff zu einem solchen Gedichte gegeben. — Haben Sie vielleicht einen Aufsatz von Röderer gelesen, worin er die Gründe gegen die Wegführung auf das Bündigste zusammengedrängt hat, der vor ziemlicher Zeit im Journal de Paris und seitdem, wo ich nicht irre, in der Minerva übersetzt gestanden? Es nannte jemand neulich diesen unbestechlichen Schriftsteller einen überfranzösischen Kopf, und ich würde schon nach diesem einzigen Aufsatze so urteilen.

Ich habe mich auch an eine Romanze gewagt, und zwar, ohne von den Kranichen des Ibykus zu wissen (welches mir die schönste von Schillers Balladen scheint) einen Gegenstand gewählt, der Pendant dazu macht, obgleich in einem ganz entgegengesetzten Farbentone, die Geschichte vom Arion. Ich bin äußerst begierig Ihr Urteil darüber zu erfahren. Was wohl eine Geschichte für Beschaffenheiten haben muß, um zu einer Ballade zu taugen? Denn auf die glückliche Wahl des Stoffes kommt doch hier wohl vorzüglich viel an. Ich bin mit meinen Gedanken darüber noch nicht viel weiter gekommen, als daß diese Dichtart immer etwas wunderbares zu verlangen scheint; grade nicht immer ein eigentliches Wunder — obgleich die alte englische, schottische und dänische Ballade gar zu gern in die Geisterwelt hinüberschreitet, — aber doch eine seltsame Verkettung von Umständen, oder ein Wunderbares der Gesinnung. — Sobald ich einmal wieder Zeit habe, werde ich Jagd auf passende Geschichten machen, auch auf morgenländische. Da Sie mit der indischen Ballade vorgegangen sind, so denke ich, wird die Dichtart die Reise um die Welt machen, und vielleicht einmal in Madagaskar die verwiesenen Deputierten besuchen. —

Bei Gelegenheit der Gedichte für den Almanach habe ich mit Schiller mehrere Briefe gewechselt; er hat mir auch auf ein paar andre Gedichte lebhaft seinen Beifall bezeugt, auf meine letzte Sendung aber mit dem Arion, den er indessen ebenfalls eingerückt, habe ich gar keine Antwort von ihm bekommen, ich weiß nicht aus welchem Grunde. Soviel ich weiß, hat noch niemand hier diese Entfernung bis jetzt bemerkt: doch hat es mich einige Male in Verlegenheit gesetzt, daß sich Leute an mich gewandt haben, in der Voraussetzung ich sähe Schillern häufig. Ich konnte jetzt keinen Schritt zur Annäherung weiter tun, wenn Sch. nicht meinen Eifer zu seinem Alm. beizutragen dafür genommen hat. Es sollte mir leid tun, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, dieses unverschuldete Mißverständnis wieder ausgeglichen zu sehen, weil ich es alsdann mir selbst schuldig wäre, meine Sachen nicht mehr in Institute zu geben, die Sch. herausgibt; so ungern ich mich von der guten Gesellschaft ausschließen würde.

Wir haben hier verschiedentlich interessanten Besuch von Fremden gehabt: daß der Rittmeister von Funk hier war, werden Sie vielleicht wissen; Hr. von Hardenberg aus Weißenfels hat einige Male einen Tag bei uns zugebracht. Sie werden ihn hier oft gesehen haben, aber ich weiß nicht, ob Sie je näher ins Gespräch mit ihm gekommen sind. Er ist für uns ein äußerst interessanter Mann, und die schwärmerische Wendung, die ihm der Tod seiner jungen Geliebten, des Fräuleins von Kühn, gegeben hat, macht ihn noch liebenswürdiger, da ein so ausgebildeter Geist sie unterstützt, oder ihr das Gegengewicht hält. Seine Schwermut hat ihn mit doppelter Tätigkeit in die abstraktesten Wissenschaften gestürzt: seine innre Unruhe verrät sich dabei durch die Menge und Neuheit seiner eigentümlichen Ansichten. — Er verläßt jetzt diese Gegend, um nach Dresden und von da nach Freiberg zu gehen. Von meinem Bruder aus Berlin haben wir recht angenehme Nachrichten. Wie es scheint, wird er sehr in Gesellschaften gezogen, doch beteuert er, daß er immer sehr fleißig ist, und die Griechen nicht vergißt. Doch wird auf Michaelis noch nichts davon, ich

denke dagegen, auf Ostern alles erscheinen. — Am zweiten Bande meines Shakespeare wird stark gedruckt, er muß nächstens fertig sein. Bei dem zweiten Stücke hat mir die Prosa, worin es des großen Teils geschrieben ist, viel Not gemacht, beinah soviel als die versifizierten Stellen; wenigstens hat die alte Übersetzung dabei eine ebenso starke Umformung erleiden müssen. Diese Zeit her habe ich viel für Fiorillos Werk gearbeitet, besonders die Artikel von Leonardo da Vinci und

Michel, più che mortal, Angel divino. . . .

Friedrich Schlegel an Auguste [107]

Berlin, November 1797

An Auguste Sie.

Das Gemüt, liebste Sie, ist das Innerste an einem Menschen, was übrig bleibt, wenn man die Schalen und Hülsen abstreift; es ist der feinste Geist der Seele, und die zarteste Seele des Geistes. Wenn Du die Erklärung davon verstehn könntest, so würdest Du gar nicht mehr danach fragen; also kann sie Dir doch nichts helfen.

Ich habe Anteil an Deiner Betrübnis wegen Gotters Nichtkommen genommen, die nun wahrscheinlich längst vorbei ist. — Schreib mir nur bald wieder, daß es vortrefflich mit Deinem Griechisch, und schicke Herodot. . . .

Ich hoffe immer noch, daß Du mit nach Berlin kommst. Besteh nur darauf. Kosten macht es nicht im mindesten mehr. Es ist hier viel Merkwürdiges für Dich zu sehn und zu hören; und gefallen soll Dirs auch wohl. Davor will ich schon sorgen. Wirst Du Dich nicht auch etwas freuen, mich wieder zu sehn? —

Die Liebeskind ist ja recht lange in Jena gewesen. . . . Sie hat sich sehr in Unkosten gesteckt, und der Herz einen langen Brief voll Lob über die Mutter geschrieben. Ehedem hätte sie

nur ihren Kopf gekannt, nun ehre und liebe sie auch ihr Herz; und was des abgeschmackten Zeugs mehr ist.

Lebe wohl, liebste Sie, und vergiß nicht

Deinen treuen

Ich

Caroline an August Wilhelm Schlegel [108]

... Das Stück [Romeo und Julia] ist voller Leben, voller Bedeutung, aber doch auch so einfach — es sind keine Rätsel darin zu lösen. Der Charakter des Mönchs hat Tiefe, ohne Geheimnis. Kein Heiliger, ein würdiger, sanft nachdenkender Alter, ein edel betrachtender Geist, fast erhaben in seiner vertrauten Beschäftigung mit der leblosen Natur, und äußerst anziehend, pikant (wenn Du erlauben willst) durch seine ebenso genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen. Seine Kenntnis desselben ist mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt. Er hat einen schnellen Kopf, sich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen, mutig in Anschlägen und Entschluß, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menschenfreundlichem Ernst. Von seinem Orden scheint er nichts zu haben, als ein wenig Verstellungskunst und physische Furchtsamkeit — er ist frei von Herrschsucht, und setzt sich ohne Bedenken aus, um etwas Gutes zu stiften, ist freimütig und Herr seiner selbst in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann. Es ist sonderbar zu sagen, aber es gibt nichts liebenswürdigeres als diesen Mönch, und die erste Szene in der er auftritt dient dazu, uns eine achtungswürdige Gewalt in seinem Wesen fühlen zu lassen, die jenen Eindruck durch Verehrung stärkt. Er tut was die jungen Leute haben wollen, aber er scheint uns nicht ihrem Ungestüm, sondern der beinah heiligen Empfindung, der Erfahrung von dem was Leidenschaft ist, nachzugeben. Er tut an Julien eine Forderung wie an eine Heldin, er mahnt sie zur Standhaftigkeit in der Liebe, wie an eine hohe Tugend, und scheint vor-

her zu wissen, daß er sich nicht in ihr betrügen wird — in der sich zur Leidenschaft schon die reine gewissenhafte — die fromme Treue der Gattin gesellt. — Julie ist nichts wie Liebe, und doch wär es unmöglich sie nur für ein glühendes Mädchen zu nehmen, das zum erstenmal erwacht, und gleichviel auf welchen Gegenstand verfällt. Diese beiden scheint wirklich ihr guter Geist sich einander zugeführt zu haben — sie treffen sich in einem Blick, und jedes nächste Wort ist wie dieser Blick. Man glaubt mit ihnen, daß hier keine Täuschung stattfinden kann. Selbst Romeos Flatterhaftigkeit gibt uns keinen Zweifel — es ist als wäre seine erste Anhänglichkeit nur ein Gesicht der Zukunft gewesen, ein Traum seiner Phantasie, ihn vorzubereiten. Und ob wir gleich an beiden nichts sehn wie ihre Leidenschaft, so zeigt sie sich doch so, daß sie auf eine edle Bestimmtheit der Seele schließen läßt. Zürnt nicht mit Julien, daß sie so leicht gewonnen wird — sie weiß von keiner andern Unschuld als ohne Falsch dem mächtigen Zuge zu folgen. In Romeo kann nichts ihre Zartheit, und die feinen Forderungen eines wahrhaftig von Liebe durchdrungnen Herzens zurückscheuchen und beleidigen. Sie redet frei mit sich und ihm, sie redet nicht mit vorlauten Sinnen — sondern nur laut, was das sittsamste Wesen denken darf. Der heißen Italienerin verzeiht man die Lebhaftigkeit der Vorstellung. Von dem Augenblick an, da sie seine Gattin wird, ist ihr Leben an das seinige gefesselt; sie hat den tiefsten Abscheu gegen alles was sie abwendig machen will, und scheuet gleich die Gefahr entweihet oder ihm entrissen zu werden. Da sie gezwungen wird sich zu verstellen, tut sie es mit Standhaftigkeit, und deswegen ohne Gewissenszweifel, weil sie ihre Eltern nach solcher Begegnung nicht sehr achten konnte. Ihren Monolog halt ich für einen von Shakespeares Meisterzügen, die ohne Flecken sind. Erst der Schauer sich allein zu fühlen, fast schon wie im Grabe — das Ermannen — die Überlegung, der so natürliche Argwohn, und wie sie ihn heldenmütig, mit einer Seele über alles Arge erhaben von sich weist — größer wie der Held, der wohl nicht ohne Ostentation die Arznei austrank. . . .

... Die Hufland hat vorgestern fast die ganze Rolle der Julie aus Gotters Oper gesungen; die Musik ist sehr edel nach meinem Gefühl. In die Oper selbst ist nichts vom Geist des Originals übertragen. Die Liebenden kommen mir immer wie Julie und St. Preux darin vor — die sich — Mad. de Staël mag es anders sagen — ein wenig nach Grundsätzen liebten. Shakespeares Julie ist so jung, so aufrichtig glühend. Dort haben wir eine moralische, hier eine romantische Leidenschaft. Darin gleicht Romeo dem St. Pr., daß er seinen Schmerz nicht verhehlen und nicht bemeistern kann. Wer aber würde dieses auch von dem Jüngling fordern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet und nur die Amme erbauen wird, doch vergingen darüber einige Minuten, in denen sich der Verzweifelnde sammeln und dann auf den reellen Trost des Tröstenden horchen konnte, der ihm eine Julia zusagt, wies die Philosophie nicht konnte. Romeos milde Festigkeit wird bei andern Gelegenheiten sichtbar. Seine Tapferkeit sucht keinen Streit, auch ohne Liebe scheint er über den Haß hinaus zu sein — diese läßt ihn eine Beleidigung verschmerzen. Der Tod des edlen Freundes nur waffnet seinen Arm.

Im ersten Ausbruch von beider Verzweiflung sind unstreitig — wir mögens uns so sanft vorsagen wie wir wollen, lieber Freund — einige Shakespearesche Härten und Unschönheiten — aber dagegen ist es auch wieder himmlisch, wie in dem Abschiedsauftritt die Freuden der Liebe den wilden Kummer gebrochen haben — wie wehmütig, hoffnungsvoll und unglückahndend zugleich sie aus ihnen spricht. Du wirst nicht unterlassen zu bemerken, daß in diesem Auftritt ganz vorzüglich die poetische Schönheit mit dem einfachsten Ausdruck eines zerrissnen Gemütes verschmolzen ist. Die erste Unterredung im Garten hat einen romantischern Schwung, aber sie hat auch ebensolche Ausdrücke der innigsten Zärtlichkeit, wie sie unmittelbar dem Herzen und der von Liebe erfüllten Phantasie entschlüpfen.

Romeo ist nicht mehr niedergeschlagen — die Hoffnung, die blühende jugendliche Hoffnung hat sich seiner bemächtigt — fast fröhlich wartet er auf Nachricht. Er nennt das selbst nachher den letzten Lebensblitz. Dergleichen Züge gehören ganz Shakespeare. Ich weiß niemand, der ihm darin ähnlich wäre — das sind solche, womit er die Seelen der Menschen umwendet. — Was Romeo nun hört, das verwandelt auch wie ein Blitz sein Inneres — zwei Worte — und er ist zum Tode entschlossen, entschlossen in die Erde hinabzusteigen, die ihn kaum noch so schwebend trug.

Den nächsten Auftritt find ich sehr gut, auch nicht etwa das Ganze unterbrechend. Hier ist eine Spur vom Ton des Hamlet — der könnte so geendet haben, wenn er Gift zu kaufen nötig gehabt hätte.

Laß Romeos letzte Szene für sich selbst reden — merke nur an, wie verschieden die Totenfeier des treuen Bräutigams von der des Geliebten ist, wie gelassen er seine Blumen streut. Und dann, daß Romeos Edelmut auch hier hervorbricht, wie ein Strahl aus düstern Wolken, da er über dem in Unglück verbrüderten die letzten Segensworte spricht. Ich kann deswegen auch nicht fragen, war es nötig, daß diese gute Seele hingeopfert wurde, und Romeo noch einen Menschen umbringt? Paris ist eine durchaus notwendige Person im Stück — und eine solche, denen im Leben und Sterben wohl ist. — Von einer gewissen Ökonomie (vortrefflicher) neuerer Stücke — Lessings Stücke sind so eingerichtet — wo alles überflüssig scheinende erspart wird, und auch oft Personen nur erwähnt, nicht dargestellt werden, wo jedes so genau berechnet ist, daß kein Wort wegfallen darf, ohne Nachteil des Ganzen, wußte Sh. freilich nichts. Er war so freigebig wie die Natur, der man zuweilen auch müßige Rollen und unnötige Begebenheiten vorwerfen möchte. — Es ist viel, daß er Rosalinden nicht erscheinen läßt, da es ihm auf einen mehr oder weniger gar nicht ankommt. — Vielleicht könnte Rosalinde ganz wegfallen, ohne Schaden des Stücks. Und doch pflegt man, je tiefer man in den Gang eines Shakespeareschen Stücks eindringt, desto mehr Harmonie und Notwendig-

keit, so daß man sich zuletzt nichts nehmen lassen mag, zu entdecken (Cimbelyne wird diese Freude schwerlich gewähren; es ist wenig Zusammenhang darin, nur die Ausführung einzelner Sachen schmelzend schön).

Die Geschichte, die Fabel ist nicht sein eigen, heißt es oft. Der Geist ists immer. Der rohe Plan, und der Geist, wie ich hier immer den feinern Plan nennen will, sind sehr verschieden. So wie Hamlet jetzt ist, ist er Sh. eigenste Schöpfung (wie wir längst wissen). Ich bilde mir ein, es ist eher vorteilhaft für das Genie, nicht stets zugleich zu erfinden und auszuführen. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu Schönheiten Anlaß geben, indem das weniger Zusammenhängende in dem was der Dichter vorfindet durch die Behandlung erst wahre Einheit gewinnt? und diese, wo sie sich mit scheinbaren Widersprüchen zusammen findet, bringt den wundervollen Geist hervor, dem wir immer neue Geheimnisse ablocken, und nicht müde werden, ihn zu ergründen. (Wenn Ihr Euch nur versteht, ich begreif es recht gut). Ich entsinne mich nicht der Legende von Hamlet, aber vermutlich war das Ende wie im Trauerspiel, daß der Zufall die Rache übernimmt mehr wie Hamlet. Und wem sind wir dann den Hamlet schuldig? — Im Romeo fand Sh. weit mehr Stoff vor, und ist ihm sehr treu gefolgt, aber wie ist er sein eigen geworden. Die Charaktere helfen der Geschichte nach und bringen die lebendigste Wahrscheinlichkeit hinein. — Die Heftigkeit des Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern ist sehr anstößig, allein es rettet Julien von dem Kampf zwischen Leidenschaft und kindlicher Liebe, und von allem Tadel. Jener wäre hier gar nicht an seiner Stelle gewesen (wie er es allerdings in dem moralischen Liebeshandel der nouvelle Heloise war). Dieser bleibt nun lediglich Johnsons Strenge überlassen (denk an die Note). Das muß ich sagen, alle Schimpfwörter des Vaters sind mir nicht so anstößig als der Mutter Wort: I would the fool were married to her grave. So was übersetzt' ich nun so gern weg. Ist es nur ein pöbelhaft gedankenloser Ausdruck, warum sollte mans nicht tun dürfen?

Selten wird sich solch eine Gelegenheit zur Untreue finden. In Margarethens Munde (King Richard III.) will ich keinen Fluch unterdrücken, und auch Lady Macbeth mag sagen: ich weiß wie süß es ist, ein Kind an eigner Brust zu tränken xc., statt — ich habe keine Kinder xc. Aber Mißlaute wie jener, wo sonst alles so harmonisch ist, tun weh.

Den Merkutio und die Amme, die man auch ihrer eignen schwatzhaften Zunge überlassen kann, magst Du allein behalten.

Und ob Romeo und Julie ein Trauerspiel ist, mögt Ihr beiden ausmachen.

Friedrich Schlegel an Caroline [110]

Berlin, November 1797

Wenn ich doch nur mehr schreiben könnte, liebe Caroline! Es geschähe so gerne. — Sie müssen nicht übel nehmen, daß ich nun in dem Gedränge von allem, was ich eigentlich schreiben wollte und sollte, jetzt immer dem den Vorzug gebe, was das Journal betrifft. — Schreiben Sie mir doch ja, alles was Sie für sich dazu zu tun denken, auch noch ehe Sie fixiert sind. Ich rate Ihnen dann so gut ichs weiß. Raten auch Sie mir, und überlegen Sie alles was ich von meinen Arbeiten und Projekten dafür schreibe, recht kritisch und gründlich. — Besonders aber auch das, was Wilhelm tun kann und will, befördern Sie durch Ihre Teilnahme. Wenn er meinen Vorschlag wegen der neuesten lyrischen Gedichte des Meisters eingeht: so können Sie ihm gewiß sehr viel dazu helfen. — Lassen Sie sich weder Wilhelms Treiben noch ihre Arbeitsscheu den Gedanken verleiden, selbst Beiträge zu geben. Wenn Sie dies aber auch nicht gleich können oder wollen, so bleibt Ihnen doch schon viel übrig — durch Teilnahme und Rat unsern Eifer zu verdoppeln und zu berichtigen. —

Ich habe immer geglaubt, Ihre Naturform — denn ich glaube jeder Mensch von Kraft und Geist hat seine eigentümliche —

wäre die Rhapsodie. Es wird Ihnen vielleicht klar, was ich damit meine, wenn ich hinzusetze, daß ich die gediegene, feste, klare Masse für Wilhelms eigentliche Naturform, und Fragmente für die meinige halte. — Ich habe wohl auch Rhapsodien versucht und W. kann gewiß sehr gute Fragmente machen, aber ich rede nur von dem was jedem am natürlichsten ist. Man erschwert sichs gewiß sehr, wenn man, besonders bei wenig Übung, eine Form wählt, die einem nicht natürlich und also nur durch große Kunst und Anstrengung erreichbar ist. — Sollten Sie jemals einen Roman schreiben: so müßte vielleicht ein andrer den Plan machen, und wenn nicht das Ganze aus Briefen bestehn sollte, auch alles darin schreiben, was nicht in Briefen wäre. — Sie können wohl Fragmente sprechen und auch in Briefen schreiben: aber sie sind immer grade nur in dem, was ganz individuell und also für unsern Zweck nicht brauchbar ist. — Ihre Philosophie und Ihre Fragmentheit gehen jede ihren eignen Gang. — Sein Sie also ja vorsichtig bei der Wahl der Form, und bedenken Sie, daß Briefe und Rezensionen Formen sind, die Sie ganz in der Gewalt haben. An den Briefen über Shakespeares komischen Geist schreiben Sie doch auch mit, wenn der Vorschlag akzeptiert wird? —

Was sich aus Ihren Briefen drucken ließe, ist viel zu rein, schön und weich, als daß ich es in Fragmente gleichsam zerbrochen und durch die bloße Aushebung kokett gemacht sehn möchte. Dagegen denke ich, es würde mir nicht unmöglich sein, aus Ihren Briefen eine große philosophische Rhapsodie zu — diaskeuasieren. Was meinen Sie dazu? — Das wäre etwas für den Sommer, wenn ich wieder bei Ihnen bin: denn ich bin sehr geneigt mit Euch zu ziehn und im Sommer vollends bei Euch zu bleiben: dagegen aber auf den Winter wieder hierher zurückzukehren. — Was mir auf die Länge jetzt noch in Jena sehr fehlen würde, sind Bücher, die ich hier haben kann, wie ich wünsche, und die ich dort ganz entbehren muß. Wenn ich mich schon in Muße hinsetzen dürfte und einen meiner Romane ausführen, so wäre es etwas anders. Doch würde ich auch dabei homogene Lektüre

brauchen. — Es freut mich sehr, daß W. mich wieder zu sich wünscht, und wie haben Sie glauben können, daß ich einer Einladung widerstehen könnte, die nur meinem Wunsche entgegenkam?

Was Sie mir von Augusten schreiben, freut mich sehr. Nur das nicht, daß Sie sie nicht mitbringen wollen. — Singen kann sie hier so gut lernen, wie irgendwo. Vielleicht könnte ich ihr Zutritt in der Faschischen Singakademie verschaffen, wo sie Vokalmusik hören würde, wie man sie selbst in Dresden gar nicht hat. So oft Ihr in Gesellschaften gingt, wo sie nicht Lust hätte, oder Sie nicht gut fänden, daß sie mitginge, könnte sie mit mir ins Theater gehn. Ich verspare das absichtlich auf die Zeit und bin seit einem Vierteljahr nicht dreimal drin gewesen. — Oder sie kann auch Griechisch mit mir lesen. — Ich bitte Sie recht sehr es zu überlegen. Mit der Unschuld, da ist nichts. Erstlich kann Auguste Berlin sehen und unschuldig bleiben. Wenn die Unschuld aber darin besteht, daß man immer an demselben Fleck klebte: so ist Auguste, die schon so vieler Menschen, Städte und Sitten gesehn hat, ein weiblicher Odysseus, nicht mehr unschuldig, und hat also nichts mehr zu verlieren. — Im Ernst, ich dächte es könnte ein kleiner Beitrag zu der Art von Bildung, die ihr nächst dem Beispiel doch auch etwas der Zufall gegeben hat, und die sie so sehr von andern Mädchen ihres Alters unterscheidet, sein, Berlin zu sehn. — Und dann, denken Sie nicht an die Trennung? . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [111]

Berlin, 28. November 1797

. . . Von Schleiermacher kannst Du Dir leicht eine unrichtige Vorstellung aus den hingeworfenen Worten von mir gebildet haben. Was aber das Paradoxe betrifft, bin ich nicht Deiner Meinung, und ich glaube die Erfahrung setzt es außer Zweifel, daß nur die mittlern Grade der Paradoxie unpopulär sind, die höchsten aber wieder absolut populär. Siehst Du nicht,

daß schon Fichte wieder populär wird? Daß seine Paradoxie und seine Popularität in gleichem Verhältnisse zunehmen? — Daß Schleiermacher Popularität haben kann, ist ein Faktum. So haben mir viele Philister ihn als einen sehr guten Prediger gerühmt. Denke Dir ja nicht, daß seine Paradoxie so mit der Türe ins Haus fällt, wie meistens meine. Es ist ihm überall ein gewisser leiser Gang eigen, worin er mit Hülsen große Ähnlichkeit hat, den er aber an dialektischer Kraft weit übertrifft, die recht Fichtisch bei ihm ist. — Er liebt auch die kühnen Kombinationen, worin er aber weit mehr Hardenberg als mir gleicht. Vor der Hand kann er wohl nichts schreiben als Rhapsodien; aber in diesen hat er auch, was mir in dieser Gattung eigentlich das Höchste zu sein scheint, den großen Wurf und den unaufhaltsamen Strom. — Aber schreiben! Ach lieber Freund, Du darfst leider nicht besorgen, daß er zu viel tätigen Anteil an unsrer Sache nehmen würde! Denn das ist sein Hauptfehler, daß er kein rechtes Interesse hat, etwas zu machen, obgleich ers kann; aber hier gilts: denken ist leichter als machen. Ich treibe und martre ihn alle Tage, wo ich ihn sehe. —

Was er uns geben kann, ist freilich sehr beschränkt; aber ich weiß, daß es auch in seiner Art vortrefflich sein wird. Was ich von ihm außer den Beiträgen zu meinen Annalen der Philosophie vor der Hand erwarte, ist bloß eine Rezension von Kants Metaphysik der Sitten. Sie wird gewiß an Gründlichkeit und Strenge ihresgleichen suchen und gewiß eine ungemeine Popularität haben, d. h. großen und allgemeinen Effekt. Daher wünschte ich sehr, daß ich sie noch zeitig genung erhielte zu den beiden ersten Stücken, da sie allerdings zu dem eclat, mit dem wir auftreten müssen, auch das ihrige beitragen könnte. Da ich sehr viel mit ihm darüber gesprochen und auch ein bedeutendes Stück, was dazu gehört, geschrieben gelesen habe, so wirst Du meinem Urteil wohl etwas trauen dürfen.

Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er freilich für mich in eine höhere Kaste. (Tieck

z. B. ist doch nur ein ganz gewöhnlicher und roher Mensch, der ein seltnes und sehr ausgebildetes Talent hat.) Er ist nur drei Jahr älter wie ich, aber an moralischem Verstand übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. — Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität allem andren. . . .

Novalis an August Wilhelm Schlegel [112]

Weißenfels, 30. November 1797

Erst jetzt hab ich mich von Hemsterhuys trennen können. Bis jetzt hat sich auch meine Reise verzögert. Morgen geh ich von hier ab und gerade nach Freiberg. In Dresden denk ich Weihnachten zu sein. Nach Berlin hab ich geschrieben. Nun da ich zur Ruhe komme, hoffe ich nach Berlin und Jena fleißiger zu schreiben. Der Rezensent Ihres Shakespeare ist ein gutmeinender Mensch. Seine Rezension ist aber wahrhaftig keine Poesie. Was hätte sich nicht über Ihren Shakespeare, besonders in Beziehung auf das Ganze, sagen lassen. Er ist unter den Übersetzungen, was ‚Wilhelm Meister' unter den Romanen ist. Gibts denn schon eine ähnliche? Solange wir Deutschen übersetzen, so national dieser Hang des Übersetzens ist, indem es fast keinen deutschen Schriftsteller von Bedeutung gibt, der nicht übersetzt hätte und wahrlich darauf soviel sich einbildet als auf Originalwerke — so scheint man doch über nichts unbelehrter zu sein als über das Übersetzen. Bei uns kann es zur Wissenschaft und zur Kunst werden. Ihr Shakespeare ist ein trefflicher Kanon für den wissenschaftlichen Beobachter. Außer den Römern sind wir die einzige Nation, die den Trieb des Übersetzens so unwiderstehlich gefühlt und ihm so unendlich viel Bildung schuldig sind. Daher manche Ähnlichkeit unsrer und der spätrömischen literarischen Kultur. Dieser Trieb ist eine Indikation des sehr hohen, ursprüng-

lichen Charakters des deutschen Volks. Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt. Nur für uns sind Übersetzungen Erweiterungen gewesen. Es gehört poetische Moralität, Aufopferung der Neigung dazu, um sich einer wahren Übersetzung zu unterziehen. Man übersetzt aus echter Liebe zum Schönen und zur vaterländischen Literatur. Übersetzen ist so gut dichten, als eigne Werke zustande bringen — und schwerer, seltner.

Am Ende ist alle Poesie Übersetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutsche Shakespeare jetzt besser als der englische ist. Auf den ‚Hamlet' freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wissen, ob ich recht oder unrecht hätte. Sind nicht ‚Hamlet' und ‚Elektra' Pendants? Meinem Gefühl nach scheidet sich griechische und moderne Poesie hier äußerst anschaulich. Sie müssen wissen, ich habe zeither Sophokles und Shakespeare, beide in den schlechten Übersetzungen, wechselweise gelesen. Leben Sie wohl und behalten Sie beide mich ein bißchen lieb. Auch Augusten meinen Gruß. Bald mehr.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [113]

. . . Man hat bisher immer Briefe zu einer Person: ich läse gar zu gerne einmal eine Korrespondenz von zwei Personen gedruckt. Das wäre eine ganz neue Gattung! — Meine Meinung ist, daß meine Briefe nur Anstoß und Nicht-Ich sein sollten, aber eben nicht stößig noch anstößig. Vielmehr will ich mich Deiner Vorschrift, was Stil, Ton und Kolorit betrifft, so gemäß betragen als ich kann. Denn wenn diese Dinge auch in unsern Briefen sehr verschieden sein müssen, so ists doch nötig, daß die Verschiedenheiten sich einigermaßen gruppieren, und wie mehrere Stimmen oder Instrumente in der Musik harmonieren. — Überlege den Einfall ja recht ordentlich. Da Du meinen Ideenreichtum immer so rühmst, so werde ich Dir ja wohl als Zunder brauchbar sein können. Ich wünsche es auch vorzüglich darum,

weil ich glaube, daß Du Deine Ideen in Briefen an mich pikanter und frecher ausdrücken wirst, als in einer Dissertation. Und für diesen Stoff könnte das doch wohl sehr vorteilhaft sein! — Da wir nun bei diesem Aufsatze beide Mitarbeiter wären, so könnten wir für diese und ähnliche Fälle unser Direktorium an Caroline übertragen. — Was mich besonders dabei interessieren würde, wäre die Symphilosophie, το συγκριτιζειν. Erstlich an sich ist es jetzt eine Lieblingsidee von mir; dann mit Dir; endlich in den Parzen, von denen ich wünsche, daß wir bei der Organisation und Konstitution nicht bloß nach der höchstmöglichen Freiheit, sondern auch nach der größten Gemeinschaft strebten. Durch Einheit des Stoffs kann ein Journal wohl eine gewisse Einheit erreichen, aber es wird dadurch auch sicher monoton — und — wenn es nicht ein Brotfach betrifft — uninteressant, wie es doch selbst bei dem Philosophischen Journal von Fichte verhältnismäßig der Fall ist. Einheit des Geistes würde ein Journal zu einem Phönix seiner Art machen. Sie ist aber gewiß sehr möglich, wo die Herausgeber auch die Verfasser sind, und wo die Herausgeber leiblich und geistlich Brüder sind. — (Daher wünsche ich auch, und werde es als einen Artikel vorschlagen, daß keine Art von Stoff oder Form bloß deswegen ausgeschlossen sei; außer die Form, die mit dem Begriff eines Journals streitet — die systematische, Werke oder Stücke von ganzen Werken, die für sich kein Ganzes sind.) — Es ist meine schönste Hoffnung bei diesem Unternehmen, unsern Geist dadurch in recht innige Verbindung zu setzen. . . .

Novalis an August Wilhelm Schlegel [114]

Siebeneichen bei Meißen, 25. Dezember 1797

Auf Ihren lieben Brief hat zum Teil schon ein älterer Brief mit der Beilage des Hemsterhuys geantwortet. Die Exekutorialien waren mir sehr angenehm, weil ich daraus die Gewißheit eines

Unternehmens ersehe, von dem ich mir sehr viel verspreche. Meiner Teilnahme, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen und können, seien Sie versichert. Nur muß ich noch einige Fristen mir ausbitten. Ich bin in der Tat jetzt in köstlichen Untersuchungen begriffen — aber nur noch einige Zeit — Ostern soll Ihr Bruder manches bekommen. ‚Meistern' hab ich jetzt ganz beiseite gesetzt. Diese Aufgabe ist so gemischt, daß ich ohne eine Menge Vorarbeiten nicht eine Zeile von mir gelten lassen kann. Dieser Gegenstand wird überdem von Fr. Schlegel ganz erschöpft. Die ersten Stücke Ihres Blatts werden so üppig genug sein — an Stoff, denk ich, wirds nicht fehlen, eher an Platz. Wird es auch so mannigfach, daß die eigentlichen Gegenstände meiner Beschäftigungen dahin passen?

Auf das Gedicht über „Hermann und Dorothea' in der ‚Lit. Zeitung' bin ich sehr begierig. Heil Ihnen, daß Sie Mahadöh so nah sind. In Freiberg ist hierin alles leer und kahl — kein fortstrebender Kopf. Indes soll mich Briefwechsel schadlos halten. Mit Schelling bin ich sehr Freund geworden. Wir haben einige köstliche Stunden symphilosophiert. Mehr davon an Ihren Bruder. Er ist in der Tat ein äußerst hoffnungsvoller Mensch — allempfänglich. Etwas sehr Interessantes sagt er mir über Goethe. Er hält die Odyssee für Goethes Matrix — den Kommentar für ihn. Seine Poetik wird gewiß merkwürdig — der zweite Teil seiner Ideen sehr neu und weit über den ersten, dessen Schwächen er lebhaft fühlt.

Ihre Schwester hab ich zweimal verfehlt. Nach den Feiertagen hoff ich Sie zu sehn. Bei Körners bin ich gewesen — habe alles wahr gefunden, was unter uns darüber gäng und gäbe war. Paradoxerweise hat sie mir noch am besten gefallen. Sie war sehr aufgelegt und liebenswürdig. Sein Aussehn hat mich von ihm au fait gesetzt. Von Ihnen soviel wie nichts, lauter Allgemeines und von Schiller und Goethe. Letzterer soll einen Prometheus auf dem Ambos haben. Einen herrlichen Gesang der Okeaniden haben sie gehört. Nach den Feiertagen seh ich sie

wieder — vielleicht Geßlern mit — merkwürdig — als Maximum eines gebildeten Weltmanns. Empfehlen Sie mich Ihrer guten Frau — bald mehr — freilich bin ich wieder ab von der Poesie und ganz in der Natur versunken. Mystische Fragmente sind das vielleicht, was ich anzubieten habe — ein Bogen davon wird des nächsten an Ihren Bruder gelangen. Friede sei mit Ihnen.

Hardenberg

Von Humboldts sen. ‚Charakteristik des Zeitalters' haben Sie wohl nichts gehört? Ich habe bescheidene Zweifel gegen seine Gewachsenheit erregt. Er ist jetzt in Paris.

Novalis an Friedrich Schlegel [115]

Siebeneichen bei Meißen, 26. Dezember 1797

... Dein Bruder hat mir einen sehr angenehmen Nachmittag gegönnt. Wir haben bis zur Erschöpfung gesprochen. Die Guten haben mir lebhaft merken lassen, daß ich ihnen etwas wert bin. Von Dir ist sehr viel gesprochen, von Dir, dem hypermystischen, hypermodernen Hyperlyriker. Wir haben uns gemeinschaftlich Deiner Tätigkeit, Deiner Hoffnungen gefreut. Deine Fragmente hatte ich nebst Lessing schon gelesen. Lessing hat mir unter allen Deinen epigrammatischen Dithyramben am besten gefallen. Du bist da an den fruchtbarsten Gegenstand für Dich gekommen — er ist für Dich, was Laudanum für Brown ist — eine Art von Universalmedizin. Du bist dephlogistisierter Lessing. Deine Fragmente sind durchaus neu — echte, revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis ins Mark gefallen. Wo wird die Fortsetzung Lessings nach Deinem Bruch mit Reichardt, dessen Urkunde ich noch nicht gelesen habe, erscheinen? ‚Die Geschichte der griechischen Poesie' schicke mir doch, sobald Du kannst, auch bogenweise.

Euer Journal ist lang von mir erwartet. Mit ihm kann eine neue Periode der Literatur beginnen. Meine Teilnahme versprech ich Euch mit Freuden — aber noch Geduld bis Ostern. Du sollst

dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen imstande bin. Es sind Bruchstücke des fortlaufenden Selbstgesprächs in mir — Senker. Du kannst sie dann behandeln, wie Du willst. Revolutionären Inhalts scheinen sie mir hinlänglich. Freilich bin ich noch zu sehr jetzt in Vorübungen begriffen. Beweise bleib ich schuldig. Mancherlei ist mir seit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erst Poesie, dann Politik, dann Physik en masse. In der Poesie glaub ich festen Fuß gefaßt zu haben; denn es scheint mir, als sei ich überall auf Deine Entdeckungen gestoßen. In der Politik glaub ich nicht ohne Grund au fait zu sein. Allen, denen ich noch davon gesagt, hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geschienen. In der Physik bin ich noch in der Gärung. Hauptideen glaub ich gefaßt zu haben. Aber hier will ich gleich praktisch auftreten. Zu einem Traktat vom Lichte ist vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerstreue. Die Philosophie verstehe ich immer besser, je tiefer ich in die übrigen Wissenschaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht schön, heiter, unaufhörlich beschäftigt und ganz meiner Disposition unterworfen. Daß wir uns sehn könnten, meine und Deine Papiere gegeneinander auszuwechseln! Du würdest viel Theosophie und Alchymie finden.

Schelling hab ich kennen gelernt. Freimütig hab ich ihm unser Mißfallen an seinen Ideen erklärt. Er war sehr damit einverstanden und glaubt im zweiten Teil einen höhern Flug begonnen zu haben. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Diese Tage über werde ich auch an ihn schreiben. Er hat mir sehr gefallen — echte Universaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben. Jetzt ist er über den Alten. Er findet in der Odyssee Goethes Mutterboden. Auf das ‚Lyceum' hab ich seine Aufmerksamkeit gelenkt.

Körner hab ich jetzt kennen gelernt. Es ist mir unbegreiflich, daß Du noch solange mit ihnen hast leben können. Für mich

schon ist es schwer, nicht bei ihm anzustoßen. Sie hat mir, unter den Dreien, noch am besten gefallen — vielleicht nur den Abend. Wie ich sie erwartete, fand ich sie — freilich für Dresden mehr als zu gut. In Dresden würd ich doch oft da sein, besonders da ich mir Mühe gebe, mich zu gerieren — nach jedermanns Weise. Von Goethe und Schiller hab ich mit ihnen geredet und dann Allgemeines. Für ordinären Witz und einzelne Bemerkungen sind sie empfänglich — das Höchste sehn sie nicht. Man befindet sich bei ihnen, wie man sich in jeder Gesellschaft befinden sollte. Ihre Bildung ist die notdürftige, die jeder Mensch haben muß. Nach den Feiertagen treff ich vielleicht Geßler einmal dort. Humboldt sen. ist in Paris — zum Behuf einer Charakteristik des Zeitalters. Was sagst Du dazu? Der schwerfällige Humboldt Mineur dieses unendlichen Proteus? Goethe hat einen ‚Prometheus' vor — und den ‚Faust'.

Dein Bruder hat mir geschrieben, daß die Kritik von ‚Hermann und Dorothea' fertig ist. Ich bin unbeschreiblich gespannt. ‚Hermann und Dorothea' ist für mich erstaunlich viel. Ich habe mir noch nicht verstattet, ein Urteil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht darüber machen. Deine Schwester hab ich zweimal nicht getroffen. Nach den Feiertagen denk ich sie doch zu finden. Ich sehe baldigen Nachrichten von Dir mit Verlangen entgegen. In Freiberg bin ich ganz isoliert. Ich bedarf geistiger Würze. Dein Bruder, Schelling und Du sind mir vollkommen genug. Bald mehr — auch zur Probe ein Bogen mystischer Fragmente. Du lebst prächtig in Berlin, soviel ich aus Deinen Briefen in Jena geschlossen habe. Schreibe mir doch mehr von Schleiermacher. Am aufmerksamsten bin ich auf Deine Philosophie und Deinen Roman. Letzterer ist mir freilich Rätsel. Du und ein Roman — non credo. Nur ein wenig bestimmter! Du sollst auch von mir bestimmtere Dinge über meine bisherigen Taten in der Philosophie erfahren. Hier kann ichs nicht so gut — meine Papiere hab ich nicht bei mir, und die Zeit und die Sammlung fehlt. Sobald ich wieder in Freiberg bin, sollst Du

einen langen Brief nebst dem Probebogen erhalten. ‚Meisters Lehrjahre' hab ich jetzt lange nicht angesehn. Tausenderlei Neues könnt ich darüber aufschreiben, wenn ich Zeit hätte. Dein Buch wird mir, denk ich, alle Müh ersparen und mir jede bisherige Mühe reichlich belohnen. Medio Januars komme ich wieder mit Thielemann und Funk in Dresden zusammen. So gut ich mit ihnen dran bin, so gehören sie doch beide nicht zu meinen echt republikanischen Freunden, d. i. mit denen ich gemeine Sache habe. Der letztere hat den meisten Sinn — der erstere mehr unterhaltendes Talent. Beide, wie mir dünkt, wirklich brav und freundschaftsfähig. Lebe wohl, bester Schlegel, behalte mich lieb. Friede sei mit Dir.

Novalis an August Wilhelm Schlegel [116]

Freiberg, 12. Januar 1798

Recht lange hab ich nichts von Ihnen vernommen. Indes bin ich einigemal mit ganzer Seele bei Ihnen gewesen. Ihre vortreffliche Schwester hab ich bei meinem Aufenthalt in Dresden noch gesehn. —— Sie hat mir bei weitem in Dresden am besten gefallen. Wir haben von Ihnen gesprochen und wie erfreute mich die Nachricht, die sie mir mitteilte, von Ihrem beschlossenen Aufenthalt in Dresden. Es soll mir unbeschreiblich lieb sein, Sie so nah zu wissen und Sie alle in so seelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem so bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühl ich sehr lebhaft. Was hätt ich nicht drum gegeben, wenn ich neulich bei der Lektüre Ihrer Philosophie „Hermann und Dorothea' bei Ihnen hätte sein können. Sie hat meinen Genuß dieses schönen Gedichts dephlogistisiert. In diesem hohen Geist, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und scheidet sich in den schärfsten Umrissen von allem, was es umgibt. Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt: ‚Besonnenheit ist die frühste Muse des nach Bildung strebenden Men-

schen &c. &c.' Ein treffender Lichtstrahl auf die frühste Poesie! ‚Das Geheimnis der schönen Entfaltung' ist ein wesentlicher Bestandteil des poetischen Geistes überhaupt und dürfte im lyrischen und dramatischen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle spielen, freilich modifiziert durch den verschiedenen Inhalt, aber ebenfalls sichtbar als besonnenes Anschauen und Schildern zugleich — zweifache Tätigkeit des Schaffens und Begreifens, vereinigt in einen Moment — eine Wechselvollendung des Bilds und des Begriffs — ein vereinigtes Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenstand und sein Begriff fertig wird.

Ich habe nicht geglaubt, Sie falsch zu verstehn, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe so nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen direkten Zweck, aber wohl für einen indirekten Zweck ansehn. Man verfehlt die Natur der Liebe ganz, wenn man geradezu sich Liebe zur einzigen Beschäftigung wählt. Aber wie, wenn alle direkten Zwecke gleichsam Mittel für diesen indirekten Zweck werden, der sie alle in einen Punkt vereinigt, der die höhere Einheit aller dieser niedern Einheiten ist? Wenn man die Summe aller direkten Zwecke Bildung nennt, so könnte man sagen, der Geist dieser Gesamtheit, der Schlüssel der Bildung, der Sinn dieses großen Gegenstands ist Liebe.

Ohne Gegenstand kein Geist, ohne Bildung keine Liebe. Bildung ist gleichsam der feste Punkt, durch welchen diese geistige Anziehungskraft sich offenbart, das notwendige Organ derselben. Es ist wie mit der Glückseligkeit; es ist eigentlicher Unsinn mit dem sogenannten Eudämonismus; aber wahrlich bedauernswert, daß man je sich auf ernsthafte Widerlegungen davon eingelassen. In der Tat ist es keinem nachdenkenden Menschen in den Sinn gekommen ein so flüchtiges Wesen wie Glückseligkeit zum höchsten Zweck, gleichsam also zum ersten Träger des geistigen Universums zu machen. Ebenso könnte man sagen, daß die Weltkörper auf Äther und Licht ruheten. Wo ein fester Punkt ist, da sammelt sich Äther und Licht von selbst und beginnt seine himmlischen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener festen Punkte

— sind, da wird jenes flüchtige Wesen von selbst ein- und ausströmen und jene kalten Regionen mit belebender Atmosphäre umgeben. Wer also nicht jene zu fixieren sucht, der wird dieser umsonst durch alle Räume nachfolgen, ohne sie zu erreichen, ohne sie je sammeln und festhalten zu können.

Eine höchst fruchtbare Äußerung dünkt mir die zu Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie scheinen zu glauben, daß er sich zum epischen, wie der oratorische zum Silbenmaß verhalte. Wenn man sich nun die Sache so dächte: Wenn sich die Prosa erweitern will und der Poesie auf ihre Weise nachahmen, so muß sie, sobald sie ihre gewöhnlichen Gegenstände verläßt und sich über das Bedürfnis erhebt, auch die Sitten dieser höhern Welt annehmen und sich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt sie Prosa und also auf einen bestimmten Zweck gerichtet, beschränkte Rede — Mittel. Sie nimmt nur Zieraten an und läßt sich einen gewissen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechselung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reich geschmückt und mit Überfluß auf und das höhere Feuer, was sie durchdringt, verrät sich durch die fließende Kohäsion ihrer Glieder — sie ist ein Strom.

Anders ist die Poesie. Sie ist von Natur flüssig, allbildsam und unbeschränkt — jeder Reiz bewegt sich nach allen Seiten — sie ist Element des Geistes — ein ewig stilles Meer, das sich nur auf der Oberfläche in tausend willkürliche Wellen bricht. Wenn die Poesie sich erweitern will, so kann sie es nur, indem sie sich beschränkt, indem sie sich zusammenzieht, ihren Feuerstoff gleichsam fahren läßt und gerinnt. Sie erhält einen prosaischen Schein, ihre Bestandteile stehn in keiner so innigen Gemeinschaft — mithin nicht unter so strengen rhythmischen Gesetzen — sie wird fähiger zur Darstellung des Beschränkten. Aber sie bleibt Poesie — mithin den wesentlichen Gesetzen ihrer Natur getreu; sie wird gleichsam ein organisches Wesen, dessen ganzer Bau seine Entstehung aus dem flüssigen, seine ursprünglich elastische Natur, seine Unbeschränktheit, seine Allfähigkeit verrät. Nur die Mischung ihrer

Glieder ist regellos, die Ordnung derselben, ihr Verhältnis zum Ganzen ist noch dasselbe. Ein jeder Reiz verbreitet sich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen sich nur die Glieder um das ewig ruhende, eine Ganze. Wir nehmen das Leben oder den Zustand des Geistes — diese unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen — nur mittels der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze, je übereinstimmender ihre Mischungen im ganzen sind, je lockerer der Zusammenhang, je durchsichtiger und farbloser der Ausdruck — desto vollkommner diese im Gegensatz zu der geschmückten Prosa — nachlässige, von den Gegenständen abhängig scheinende Poesie.

Die Poesie scheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulassen, williger und gefügiger zu werden. Aber dem, der den Versuch mit der Poesie in dieser Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie schwer sie in dieser Gestalt vollkommen zu realisieren ist. Diese erweiterte Poesie ist gerade das höchste Problem des poetischen Dichters — ein Problem, was nur durch Annäherung gelöst werden kann und was zu der höhern Poesie eigentlich gehört, deren Grundsätze zu der niedern sich verhalten, wie die Grundsätze der höhern Meßkunde zu denen der niedern. Hier ist noch ein unermeßliches Feld, ein im eigentlichsten Sinn unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poesie die Poesie des Unendlichen nennen.

Es scheint mir auch, als ließe sich ein epistolarischer und dialogischer Rhythmus in dem Verhältnis zu dem lyrischen und dramatischen, wie der romantische Rhythmus zu dem epischen — recht gut denken.

Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie sehn meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen bestmöglichst mitzuteilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zugute — das ist noch das beste, was ich habe. Ich bin voll Erwartung des Journals, das da kommen soll. Von Friedrich hab ich noch keine Nachricht. Nun hat er

schon zwei Briefe. Er ist gewiß jetzt ganz in Arbeiten zum Journal versunken. Sie werden mir mehr davon sagen. Ich bin ziemlich fleißig und habe freilich jetzt mit soviel empirischem Wust zu tun, daß mir oft angst und bange wird, wo ich Verdauungskraft hernehmen soll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Spekulation hervorsuchen kann und mich hier allein stark und lebendig fühle. Machen mirs die Empiriker zu toll, da mache ich mir eine empirische Welt, wo alles hübsch nach spekulativem Schlendrian geht.

Leben Sie wohl. Ihrer guten Frau herzlichen Gruß, auch Augusten.

August Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [117]
Jena, 22. Januar 1798

Ihr Brief würde mir eine ganz reine Freude gemacht haben, wenn er mir nicht sehr lebhaft die Besorgnis erregt hätte, daß Sie meinen Bruder ungebührlich verwöhnen. Wie könnte es ihm sonst einfallen, eine weit geistreichere Feder wie die seinige sich auf diese Art dienstbar zu machen? . . .

Daß er Sie Fragmente suchen läßt, ist ebenfalls die verkehrte Welt. Sie könnten gewiß mit weit geringerer Mühe und Zeitverlust unsre Anfangssymphonie von Fragmenten durch weit schönere bereichern. Aber diese Anmutung ist ganz im Charakter eines Menschen, der unaufhörlich seine inneren Reichtümer in allerlei Ungestalten von sich gibt und doch einen auf der Treppe verlornen Gedanken mit unsäglichem Kummer wie eine Stecknadel suchte. Mit den Reichtümern ist es auch so so; erst hatte er ihrer ganz unendlich viele; sechs, sieben, acht Bogen voll konnte er geben. Nun da ich doch wenigstens einen Bogen voll geliefert, hofft er mit Mühe und Not vier bis fünf Bogen zustande zu bringen, und ich fürchte, da wird noch viel heruntergedungen werden. Daß der junge Mann doch gemerkt, daß das Mystifizieren gegen ihn gerichtet ist, das nenne ich wirklich ungemein

gescheit von ihm. Er ist überhaupt, was der alte Nicolai von mir rühmt, ‚ein Jüngling von herrlichen Anlagen', und wenn Sie sich mit seiner Erziehung bemühen wollen, kann noch etwas aus ihm werden. Die Art, wie Sie mir seine Arbeit am Wilhelm Meister schildern, überzeugt mich, daß er noch ganz der alte geblieben ist. Walten Sie ja ein wenig über der Chronologie seiner Arbeiten — erschöpfen und ergründen läßt sich ja doch in der Welt einmal nichts, und wenn man ihn sich selbst überläßt, so wühlt er sich wie ein Maulwurf immer tiefer ein — man kann nicht wissen, wann er etwas zutage fördern wird, ja er kommt vielleicht einmal unvermutet bei den Antipoden wieder zum Vorschein. . . .

Ich kann Ihnen meinen Verdacht nicht bergen, daß Sie an der Abgeneigtheit meines Bruders Berlin zu verlassen große Schuld haben. Ich freue mich von ganzem Herzen darauf, Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich hinkomme. Auch habe ich darüber ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, daß Sie meinen Bruder schlechthin Schlegel nennen und mich dadurch für null und nichtig erklären, soviel an Ihnen ist. Wenn einer von uns Schlegel ist, so bin ich es doch wohl und er ist Friedrich Schlegel — ich will mir aber auch allenfalls das A. W. gefallen lassen. Der ältere bin ich zwar ursprünglich nicht, aber der rauhe Esau hat mir, dem sanfteren Jakob, die Erstgeburt für ein Linsengericht verkauft.

Novalis an August Wilhelm Schlegel [118]

Freiberg, 24. Februar 1798

Ihr Befehl kommt meinem Wunsche entgegen. — Seltner Fall mit Befehlen. Sie sollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig sehn. Es hat mich ein wenig geärgert, daß Friedrich nicht von der Partie ist und in Berlin bleibt. Es ist mir unbegreiflich, wie er ein so schönes halbes Jahr von sich stoßen kann. Indes wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich noch in

der Zwischenzeit plötzlich in Ihre Stube treten sehn. Dann will ich Sie von der Besorgnis befreien, daß ich hier zu lauter a + b werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entschlossen, die Mathematik künftig sehr verächtlich zu behandeln, weil sie mich wie einen A B C-Schützen behandelt. Mit der Chymie ist die Gefahr größer. Jedoch hat mich meine alte Neigung zum Absoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich schwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichtern, eigentümlichern Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meisten sind ältern Ursprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderseitiges Urteil mag Sie zum Feuer oder zum nassen Wege bestimmen — ich sage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Lust öffentlichen Gebrauch davon zu machen, so würde ich um die Unterschrift ‚Novalis' bitten, welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist und nicht ganz unpassend. Friedrichs Maxime ist die meinige nicht. Der Name tut nichts zur Sache und schadet ihr gemeiniglich. Hier ist kein pflichtmäßiges Votum abzulegen, wo jeder ehrliche Mann sich nennt. Steht Ihnen diese Masse an, so kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen logologische Fragmente, Poetizismen und einen Anfang unter dem Titel ‚der Lehrling zu Sais' — ebenfalls Fragmente — nur alle in Beziehung auf Natur.

Es fehlt mir nur so sehr an Büchern — noch mehr an Menschen, mit denen ich philosophieren, an denen ich mich elektrisieren könnte. Ich produziere am meisten im Gespräch und dies fehlt mir hier ganz. Ihr Projekt mit Jena wäre freilich recht schön, aber es ist für mich unausführbar. Künftigen Winter bleib ich noch hier und darüber hinaus seh ich gar nicht.

Ihre Einladung auf bildende Kunst nehm ich mit Freuden an. Schlegels Fragmente, die neuen, kenn ich noch nicht. Ihre Ahndung und meine Unwissenheit sind ein trefflicher Boden zu Kunstparadoxen. Ich beziehe mich in puncto der Unwissenheit auf eins von meinen seinsollenden Fragmenten — ich weiß ja noch nicht, ob Friedrich sie als Fragmente anerkennt. Wenn bildende Kunst

auch Poesie ist, so muß ich etwas davon verstehn. Das Technische ist mir durchaus fremd, aber die schöne Gestalt — da hab ich doch, wie mich dünkt, Sinn für. Ich rede bloß von der schönen Gestalt, von Komposition ꝛc. weiß ich gar nichts. — Daher ich auch nur die einzelne Gestalt sehe — und die Perspektive, die Farben und alles übrige schlechthin ignoriere. Wenn Sie nun erst diese Fragmente gelesen haben werden und die Folge, die noch stärker auftritt, so bitt ich mir von neuem ihr Urteil über meinen Mystizismus aus, der noch ein sehr unreifes Wesen ist. Mündlich davon mehr. Künftig treib ich nichts als Poesie. Die Wissenschaften müssen alle poetisiert werden. Von dieser realen, wissenschaftlichen Poesie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu ist — die Idee der Religion in meinen Fragmenten. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [119]

Berlin, 27. Februar 1798

Deine neuesten Fragmente haben mir eine große Freude gemacht, besonders die über die Kunst. Wie schön sind die einzelnen, und wie erst in Masse. Freilich müssen sie beisammen bleiben. Ich jubiliere ordentlich, wenn ich dran denke, welch eine ἐπιδειξις von Universalität das geben muß. Wollte Gott, ich könnte nun noch ein Pack physische oder chemische von Hardenberg habhaft werden. Was wirst Du aber sagen, wenn ich so frech bin, den Mummius mit einem andern etwas abgekürzten Fragment von Dir zu synthesieren, und eine ähnliche Operation mit dem großen über den plastischen Geist der Dichter vorzunehmen? Deine Erlaubnis dazu einzuholen, ist keine Zeit mehr, wenn die Masse dahin soll, wo sie hin muß. Und grade diese möchte ich nicht daraus zurücklassen. Von den übrigen nicht künstlerischen gefallen mir viele und diese sehr: aber einige nicht so. Obgleich keines darunter ist, gegen das ich als Mitherausgeber das Veto auszusprechen für nötig fände: so werde ich doch einige jetzt noch zu-

rückklassen, und vielleicht fällt mir noch bei einem oder dem anderen ein Vorschlag zu Änderung ein. — Laß ja nicht ab, Carolinen zu treiben, daß sie alle meine Briefe durchsieht. Ich bin gewiß, sie findet ein paar Dutzend brauchbare moralische drin, und das sind gerade die, deren ich noch am meisten brauche.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [120]

Berlin, 25. März 1798

. . . Du siehst, daß ich auf Deine Kritik über die Fragmente oft Rücksicht genommen habe. Was das Ganze betrifft, so meinst Du, ich sei übers Ziel hinausgegangen: aber Du hast Dich über den sehr durchdachten Zweck,

Τον ουτε χειμεριος ομβρος επακτος ελθων
Εριβρομου νεφελᾶς κρατος αμειλιχος
Ουτ' ανεμος ες μυχους ἁλος
Αξοι ꝛc.

vielleicht selbst etwas getäuscht: denn Du appellierst ja noch immer ans Lyceum. Da ich doch, sogar noch vor Eröffnung des Athenäums immer davon geredet habe, wie ganz anders meine neuen Fragmente werden sollten. Mein Zweck war 1) die größte Masse von Gedanken in dem kleinsten Raum, 2) *επιδειξις* von Universalität. Dieser letzte Zweck wäre ohne Dein Hinzutreten sehr unvollkommen erreicht und dadurch wurde nun noch etwas in den Zweck gebracht: 3) Ouvertüre des Athenäums, fraternaler Potenzismus, und gigantische Synfonierung. Ich denke noch viel Fragmente in meinem Leben zu schreiben von verschiedner Art, und hoffentlich auch solche, die Dir noch mehr gefallen als die im Lyceum oder wenigstens nicht so mißfallen, wie die jetzigen. —

Was die im Lyceum betrifft, so haben sie ein gewisses Kolorit vor den jetzigen voraus, in denen aber wohl etwas mehr Form und Stil ist! — Das bißchen Farbe oder wie ichs nennen soll,

was Dir an jenen, die doch ebenso bunt in der Sprache waren wie die jetzigen, besser gefallen hat, war doch hier mit den andern Zwecken nicht vereinbar. Ich weiß nicht recht, ob die Fragmente im Lyceum eigentlich witzig sind. Sind sies aber, so sinds die jetzigen von mir (von den meisten der Deinigen versteht sichs ohnehin) noch mehr.

Über die ein- und unteilbare Schreibart bin ich durchaus nicht Deiner Meinung, wenn sie die andre verdrängen soll und alles auf gleichem Fuß behandeln will. Das ist aber Stoff für ein peripatetisches Gespräch im Tiergarten oder in Pillnitz.

Daß alle unsre Fähigkeiten fraternisieren müssen, versteht sich von selbst — aus der Natur des Athenäums. — Ich kann nichts als Dir beim Apollo beteuern, daß mir nicht in den Sinn gekommen ist, mit Philosophie gegen Dich groß zu tun.

Du unterscheidest sehr scharf zwischen uns, lieber Freund. Von Deiner Wissenschaftsfähigkeit und Erfindungskraft hab ich wahrscheinlich eine weit größere Meinung wie Du selbst. Das ist auch gar nicht so eine leichtsinnige Meinung, sondern eine prophetische Aussicht und Einsicht meiner philosophierenden Nase. Ich kann Rechenschaft davon geben und habe viel darüber auf dem Herzen. Dagegen wollte ich untertänigst gebeten haben, mich nicht für so kannibalisch ungeschickt und so unendlichst unbedingt roh zu halten.

Auch bitte ich die alte Carolinische Hypothese von der reichlichen Empfindlichkeit aus Eitelkeit aufzugeben, weil sie grundfalsch ist. Beim Aristophanes! auch Deine letzten Parodien sind nur künstliche Balsamtropfen gewesen in den bittern Kelch von sapphischem Wermut. Ich erteile Dir ius plenissimum parodandi atque ironandi cum omnibus affixis atque annexis.

Was aber eine andre Reizbarkeit betrifft, die mit dem Athenäum und mit meiner Autorschaft nichts zu tun hat, so werde ich sie nur mit dem Leben verlieren. Es ist eben die auf dem sapphischem Gebiet. Ich war es mir und dem Athenäum schuldig, dergleichen à tout prix von dem Athenäum zu entfernen. —

Sollte sich diese Reizbarkeit nicht mit dem Zynismus vertragen, so will ich insofern lieber den Zynismus aufgeben. Ich glaube das aber nicht. Der Zynismus verträgt sich mit allem was gut und groß ist, gewiß auch mit der Gottvaterschaft. . . .

Novalis an Friedrich Schlegel [121]

Freiberg, 11. Mai 1798

. . . Ich habe bald wieder einen großen Vorrat zur Aufbereitung zusammen. Zum nächsten oder folgenden Stück stehn Euch Dialogen und vielleicht Anekdoten zu Dienste. Späterhin vielleicht ein Roman in Sedez. Ich bin ziemlich fleißig und ziemlich reich an Einfällen. Eine Idee such ich jetzt zu bearbeiten, auf deren Fund ich beinah stolz bin. Sobald etwas davon verständlich ist, so sollst Du gleich Nachricht davon erhalten. Mir scheint es eine sehr große, sehr fruchtbare Idee, die einen Lichtstrahl der höchsten Intensität auf das Fichtesche System wirft — eine praktische Idee. Du verzeihst, daß ich Deine Neugierde spanne, ohne sie zu befriedigen. Wahrhaft befriedigen kann ich sie noch nicht und doch muß ich Dir meine Freude mitteilen, da es nichts minder betrifft, als die mögliche, evidente Realisierung der kühnsten Wünsche und Ahndungen jeder Zeit — auf die analogste, begreiflichste Art von der Welt. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [122]

Dresden, 3. Juli 1798

Vor der Hand geht mirs wohl genug. Das Unangenehme der Reise habe ich vergessen, und ich bin eben beschäftigt mich zur Selbständigkeit zurecht zu setzen. Dabei werde ich viel an Dich denken können und denken müssen, teils weil Du doch auch ein Essayist, ein Rhapsode, ein sophistischer Mystiker bist, teils aber

weil es da in den Mittelpunkt der Menschheit geht. Denn das Symmenschen (nicht manschen) werde ich wohl verschieben müssen, bis ich wieder bei Euch bin. Um aber doch etwas zu tun, haben wir Hardenberg zum Sympropheten zitiert.

Da ich gestern die eigentlich Dir bestimmte Zeit durch einen Zufall verloren und jetzt nur noch eine halbe Stunde Zeit habe, so will ich mich bloß an Fakta halten und die Mysterien auf das nächste Mal versparen. Ich werde Dir permanent schreiben wie der Veit, und ich rechne auch darauf, daß Ihr Euch gegenseitig das Gemeinsame mitteilt.

Mit Carolinen habe ich gestern schon in eignen und öffentlichen Angelegenheiten viel gesprochen, und wir sind in beiden dem Reinen beträchtlich näher gekommen. Im ersten durch häufige Anerkennung ewiger Verschiedenheit, Scheidung und Nichtverstehung. In dem zweiten durch bloße Auseinandersetzung und Wechselwirkung.

Über meinen Übermeister habe ich hier noch nichts Bedeutendes vernommen. Wilhelm hat zu tun und ist sub rosa Professor geworden, und für Caroline ist das erste Stück zu klein gewesen, um ihr einen recht entschiedenen Eindruck zu geben. Sie gibt indessen doch zu, daß Goethe kein ganzer Mensch sei; daß er aber, wie ich behaupte, teils ein Gott, teils ein Marmor ist, will sie nicht zugeben. So stehts mit ihr und ihre Absicht ist auch noch dieselbe.

Ich bin begierig, wie Dir der Übermeister vorgekommen ist und hoffe in Deinen Briefen nicht bloß den Aushängebogen für dieses Fach zu finden, obgleich wir auch diesen mit der größten Sehnsucht erwarten.

Der alte Herr hat so gut und schön als billig (er lobt uns über die Maßen und empfiehlt nur Gerechtigkeit und Mäßigung; diese sind nun so einmal seine Liebhaberei) über das Athenäum geschrieben, worüber Wilhelms höchlich erfreut sind. Caroline sagt, er würde die Ironie in meinem Aufsatze nicht merken. Das heißt viel sagen. —

Fr. Richter ist ein vollendeter Narr, und hat gesagt, der Meister sei gegen die Regeln des Romans. Auf die Anfrage, ob es denn eine Theorie desselben gäbe, und wo man sie habhaft werden möchte, antwortet die Bestie: Ich kenne eine, denn ich habe eine geschrieben.

Schreib mir recht genau über Deine Reise nach Landsberg, was die Herz macht und was irgend interessant ist.

Der Wilhem hat so eine unruhige, hastige Art, die ich ihm noch abgewöhnen muß. Sein Arbeiten ist zugleich das Arbeiten des Arbeitens. Aber einige sind doch hier, mit denen ich symfaullenzen d. h. synexistieren kann: meine Schwester und ihr drolliges Kind. —

Hast Du Dir den dritten Teil vom Shakespeare bei Ungers geben lassen?

Dies sind nun also die Fakta, die Mysterien kommen nach Lebe wohl.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [123]

Hardenberg ist einige Tage bei uns gewesen, und dies ist die Ursache, warum ich Dir erst da es Zeit ist schreibe. Er hat sich merklich geändert, sein Gesicht selbst ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten. Er sucht auch auf dem chemischen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittels der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse in dem schönen Geheimnis der geistigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutischer Machtvollkommenheit mit ihm in eine absolute Korrespondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen. Ich werde ganz bescheiden auftreten, nur als Prophet; er selbst wird den Zauberer vorzustellen die Ehre haben. Wie nun seine Theorie der Zauberei, jener Galva-

nismus des Geistes und das Geheimnis der Berührung sich in seinem Geiste berühren, galvanisieren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim. Unterdessen ist der Galvanismus des innern Menschen für mich, wie Kant sagen würde, ein artiger Gedanke, und das übrige hoffe ich — um doch auch wie Lafontaine zu jeanpaulrichterisieren — durch die sokratische Tortur zu erfahren.

Überhaupt habe ich eine starke Tendenz in die Chemie zu pfuschen, beiläufig auch in die Theorie der Malerei, befürchte indessen nicht, daß meine Selbständigkeit sich zwischen diesen zwei Stühlen niedersetzen möchte. Da ich in der Philosophie des Essay soweit gekommen bin, daß ich das Universum selbst für einen Essay nicht sowohl im Stil des Hemsterhuys als Garvens halte, so werde ich mich unstreitig sogleich oxydieren und mich aus dem Azote der Konstruktion in den lieblichen Strom der Praxis stürzen. Mit der Malerei, das hat auch gute Zwecke. Wilhelm und Caroline wollen Kunstbeschreibungen und Kunstdialoge ins Athenäum geben, die dasselbe sehr zieren werden, und da die Luft, wie Novalis meint, und ich voll von den Keimen aller Dinge stecken, so kann ich mich doch der Dienstpflicht der nährenden Befruchtung nicht entziehen, und muß auch die Honneurs der Synkonstruktion machen. —

Schellings Weltseele und Übersichten habe ich gelesen. Er wird Leibnitz im Vortrage immer ähnlicher. In der Weltseele ist schon eine göttliche Nachlässigkeit und die gelegenheitlichen Ursachen herrschen immer mehr in seiner praktischen Literatur. Übrigens scheint mir seine Philosophie ganz stiroxidiert, und ich fürchte die Schwindsucht nicht bloß, ich sehe sie schon kommen. Seine sogenannte Energie ist ganz wie die blühende Farbe solcher Patienten. Schon ist nichts Lebendiges für ihn als Plus und Minus.

Er ist auch Professor in Jena. Wilhelm desgleichen. Nun wird also mit einemmal die Ästhetik und die Physik in Gesang verwandelt. Mit mir hat es noch Zeit. Vielleicht kommt in zehn Jahren oder so die Reihe an die Mathematik. Dann

mögen sie mich nehmen. Ich habe große Lust, den Euklides singbar zu machen. Goethe ist wirklicher Minister, und da er bisher nur die Exzellenz war, so hat er sie nun auch. . . .'

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [124]

. . . Göttlich ists, daß Du am Kant bist. Nur nimm ja den Fichte mit; vielleicht wäre es am besten ihm zu zeigen, daß sein System von Moral und Naturrecht mit dem Kantischen identisch sei, wie ich es dafür halte, im ganzen nämlich. Seiner Mystik der Rechtlichkeit, seinem bis zur Liebenswürdigkeit Rechtlichsein kann man dabei leicht Gerechtigkeit und Schonung widerfahren lassen, da das grade nur individuell und doch nicht eben das Höchste ist. Ich glaube, Deine Kritik der Moral, die wenn sie im Ton zu polemisch wird, als eigener Aufsatz, wenn sie aber historisch bleibt, als zweite Rhapsodie der historischen Ansichten der Philosophie das Athenäum zieren soll, bedarf gewiß einer Konstruktion und Konstitution der ganzen vollen Menschheit und Moralität im Gegensatz der isolierten Philosophie. Sollte diese am Anfang oder am Schluß am besten tun, oder verteilt werden müssen? Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darauf und damit freue. Es ist mein höchster literarischer Wunsch, eine Moral zu stiften, und im Athenäum durch die Essays und auch sonst für diesen großen Zweck zu präludieren. Aber ich glaube nicht, daß ich kann ohne Dich; es ist weniger Deine Arbeit, deren ich bedarf, als Deiner Befruchtung und auch Deiner Berichtigung. Denn ich kann dieser sehr bedürfen, da ich der Poesie in allen Sackgäßchen des Universums nachlaufen muß und Fichte nicht so verachten darf, wie Du auf Deinem Standpunkt mußt. Du mußt es, und zwar kann diese sehr begeisterte Verachtung nur absolut sein; auch muß sie grader sprechen, da die Verachtung des ganzen Menschen nur im Hintergrunde lächeln darf; doch wünsche ich sie so leise, so ruhig und so ironisch, als eine absolute Verachtung

sein kann. Dies betrifft nur die Form. Du mußt mich dagegen in der Mitte der Menschheit selbst festhalten, dadurch daß Du Dich aus Deiner Harmonie erhebst und Dich herabläßt aufzustehn. Der Winter, wo ich von dem was wir Welt nennen, schon freier zu sein hoffe, muß viel Früchte tragen. Ich gestehe Dir, daß alles, was Du mir bist, durch diese Teilnahme für mich verdoppelt werden wird. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [125]

Gott sei Dank, Du findest Ironie im Übermeister. Das andre gibt sich. Du machst mir Lust, bald wieder ein Stück zu fertigen (denn zwei Portionen dürften es noch werden), weil Du dieses so gar sehr als Vorrede ansichtigst. Aber die Moral bleibt doch mein Meister; und wenn Du auch nicht synkonstruieren magst oder willst, was doch auch gut ist, so wünsche ich doch sehr mit Dir *συνενθουσιάζειν* zu können. Die Gottheit möchte mir sonst auf die innern Teile fallen. A propos von Gottheit, Dein Geist über den Wassern, das ist doch eben nur ein Weichling, der in kaltem Wasser baden soll und nicht hinein will.

Die Selbständigkeit kann bald stehn und gehn. Noch sitzt sie. Wie es mit dem Druck werden soll, weiß ich vor der Hand noch nicht, da Vieweg wünscht, der Druck des dritten Stücks würde nicht eher angefangen, bis das Manuskript vollständig da sei. Nächstens mehr darüber!

Daß Hardenberg sich selbst tötet, glaube ich nur darum nicht, weil er es bestimmt will und es für den Anfang aller Philosophie hält. Bei dem Galvanism des Geistes kommt es natürlich nur darauf an zu finden, was Nerv und Muskel im Gemüt ist. Du würdest Hardenberg sehr wohl tun, und ich fühle Deine Wehmut sehr gut. Was mich betrifft, so habe ichs schon sehr lange nur mit seinem Geist zu tun, in den sich vielleicht keiner so finden kann wie ich, und das scheint er auch zu wissen. Übrigens sehe ich

ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältst doch auch noch etwas auf dasselbe, und darin laß uns immer fraternisieren.

Da ichs weder gegen Dich noch gegen die Herz hatte, für die ich im Gegenteil sehr freundschaftlich gesinnt war, sondern gegen die Treue, nämlich die gegen das Individuum, den Mikrokosm, und Du mich aus brutaler Unschuld gar nicht verstanden hast, so will ich Dir hiermit Deinen Esel mit Agio wieder zugestellt, auch den Sinn für niedliche Bosheit abgesprochen haben.

Nun muß ich Dir noch das Rätsel lösen, daß Du mich befruchten sollst. Was für mich so unerschöpflich fruchtbar an Dir ist, das ist, daß Du existierst. Als Objekt würdest Du mir für die Menschheit sein, was mir Goethe und Fichte für die Poesie und die Philosophie waren. Da ich aber in diesen nur auf Reisen bin, und auch die Ehre habe im Mittelpunkt zu Hause zu sein, so bist Du mir niemals nur Objekt, sondern Landsmann und Hausgenosse.

Dieser Brief ist in wenigen Augenblicken aufs Papier geworfen. Daß Du mit der Veit so fraternisierst, ist gut und schön; noch besser ist es, daß Du Dich von ihr ganz willst durchschauen lassen, soweit ihr Auge reicht. Denn nur dadurch, daß Du es nicht wolltest, oder nicht zu wollen schienst, könnten kleine Abweichungen von der ewigen Vernunftwahrheit, daß Du uns (nicht zu mir und der V.) gehörst, möglich werden. Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geist.

Die Herz grüße vielmals von mir. Tieck auch. Ich schreibe nächstens eine epistola Shakespearia an ihn.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [126]

Schön ists, daß Du neulich einmal einen ganzen Tag bei der Veit warst. Das war für sie — der Trübsal süße Milch, Philosophie rc. Tu es nur so oft als Deine Zeit erlaubt. Wenn die

Quadratur unsres Zirkels (in deren törichter Hoffnung ich neulich allerlei gescherzt, was Du nicht hast verstehen wollen) unmöglich bleibt, so laß uns wenigstens die Trigonometrie zu einer unendlichen Höhe treiben. In der Tat habe ich unter andern Geheimnissen auch das von Dir gelernt, daß die Freundschaft und die Liebe schwesterliche Künste sind, wie Musik und Poesie. Nun, wir wollen viel zusammen musizieren und poetisieren diesen Winter; wir wollen fleißig sein, aber vor allen Dingen nach dem Reich Gottes trachten, und nicht sorgen, ob das Athenäum vier oder sechs Stücke jährlich hat, so nur jedes so pfündig ist, wie diese beiden, und so wir nur Lebensmittel genug haben, wie sich bei einiger Ökonomie wohl finden wird. . . .

Mit Carolinen harmoniere ich wieder aufs beste. Ihr Sinn für die Liebe hat das gegenseitige Verständnis, soweit es gut und schön ist, wieder hergestellt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Deine Kritik der philosophischen Moral für sich bestehen muß, und daß die Apologie der Humanität gegen die Philosophie nicht eigentlich in meine Ansichten gehört.

Novalis an Caroline [127]

Freiberg, Juli(?) 1798

. . . Meine Symphysik mit Friedrich betrifft meine neuste Masse allgemeiner philosophisch physiologischer Experimente vorzüglich. An die Form kann ich unter diesen Umständen noch nicht denken. Schreiben Sie ihm das. Seine Papiere soll er ehestens erhalten; wann die meinigen — verbessert, vermehrt und geordnet — das weiß ich noch nicht bestimmt zu sagen. An meinem Fleiße soll das Spät nicht liegen — eher an der Unkultur des Gegenstandes und seiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchst einfach ist, aber so schwer als solche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird. Je tiefer ich in die Unreife von Schellings Weltseele eindringe, desto interessanter wird

mir sein Kopf, der das Höchste ahndet und dem nur die reine Wiedergebungsgabe fehlt, die Goethe zum merkwürdigsten Physiker unsrer Zeit macht. Schelling faßt gut — er hält schon um vieles schlechter und nachzubilden versteht er am wenigsten.

... Friedrichs petillanter Geist hat wunderbare Mischungen und Entmischungen im physikalischen Chaos zuwege gebracht. Seine Papiere sind durchaus genialisch — voll genialischer Treffer und Fehler. Schreiben Sie ihm, mein Brief würde durchaus neu — nur wenig aus den alten Papieren. Ich hoffe, unser Briefwechsel soll wahrhafte fermenta cognitionis in Fülle begreifen und mehr als eine Lavoisiersche Revolution entzünden. Mir ist jetzt, als säß ich im Comité du Salut public universel.

Novalis an Friedrich Schlegel [128]

Töplitz, 20. Juli 1798

Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdest mir die ‚Jahrbücher' schicken und etwas über meine Papiere schreiben. Mit dem versprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubnis den Kopf anzustrengen. Indes bin ich doch nicht ganz müßig und ich hoffe Euch manches mitbringen zu können, was Euch vielleicht freut. Es sind freilich nur Früchte einzelner Augenblicke — unter andern Titel Eurer Fragmente. Es könnten auch noch zu einigen Vorreden hinzukommen — denn man muß sie als Bücher behandeln und das Fehlende ergänzen. An einer Kritik derselben sammle ich. Sonst sind die Frauen, die christliche Religion und das gewöhnliche Leben die Zentralmonaden meiner Meditationen. Für das Letzte versprech ich mir insbesondre Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. An ‚Meister' fehlt mir viel. In meiner Philosophie des täglichen Lebens bin ich auf die Idee einer

moralischen (im Hemsterhuysischen Sinn) Astronomie gekommen und habe die interessante Entdeckung der Religion des sichtbaren Weltalls gemacht. Du glaubst nicht, wie weit das greift. Ich denke hier Schelling weit zu überfliegen. Was denkst Du, ob das nicht der rechte Weg ist, die Physik im allgemeinsten Sinn schlechterdings symbolisch zu behandeln? Auf diesem Wege denk ich tiefer als je einzudringen und aller Campanen und Ofen entübrigt zu sein. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [129]

Berlin, 20. Juli 1798

Meine Rückreise ist sehr wüste und leer gewesen; dumm genug war ich auch und wenn ich nicht hie und da einen Moment gehabt hätte, der hell genug war, um an die Hinreise zu denken, so hätte ich leicht in den sieben Stunden aus Mangel an frischer Luft des geistigen Todes sterben können. Es ist ein merkwürdiger Unterschied, daß im Geistigen die Luft, die schon einmal eingeatmet gewesen ist, noch vollkommen so gute Dienste leistet wie frische — mir wenigstens, und ich hoffe, das zeugt von keiner verderbten Lunge. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [130]

Landsberg, 6. September 1798

Mein Gott, wie bin ich überströmt von lauter Herrlichkeit und Freude von Berlin her. Sie im Tiergarten, Schlegel zurück und zum Überfluß sogar in Oranienburg — und unabhängig von allen Nachrichten, Eure lieben schönen Briefe, es ist wahrlich fast zuviel. Sie sind eigentlich sehr kurz in Lanke gewesen und haben doch so viel Entzücken eingesogen, und das schlechte Wetter ist nicht einmal ein Leiter gewesen, der Ihnen diese elektrische Fülle wieder abgezogen hätte? führen Sie mich doch ein in die My-

sterien Ihrer unbefriedigten Wünsche. Wir müssen wirklich etwas erfinden, damit sich diese Elektrizität nicht häuft und uns irgendwo einschlägt. Ach Liebe, meine Saat steht so schön, meine Wohnungen sind alle so friedlich und heimisch, daß mir wohl vor dem kleinsten Wölkchen bange sein darf, das irgendwo aufsteigt, und gar in Ihnen? Ich will einmal eine kalte und fühllose Seite herauskehren und Ihnen sagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land tut, sind wir etwa nicht mit in der großen Tätigkeit? Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens, als das Gemüt, ja überhaupt keinen andren; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur und legen einen so großen Akzent in die Tätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Tuns hingedeiht und immer tausendmal soviel unterweges verloren geht! Und jenes Tun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt — was er doch eigentlich nie tun sollte —, ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Tätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen? ist ihr nicht alles Geheimnis? Sehen Sie nur, was Sie getan haben und noch tun und tun werden, und gestehen Sie, daß dieses Tun und Bilden unendlich mehr ist, als alles, was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann.

Bin ich nicht dithyrambisch geworden, und das aus lauter Polemik! Aber recht habe ich doch! und künftiges Jahr will ich wirklich die physikalische Reise machen und die große Elektrisiermaschine in Lanke besehen.

Landsberg, 9. September 1798

Arme Freundin, was ist Ihnen begegnet! dacht ich doch Wunder was für ein Unglück es wäre. Ja, das müssen Sie allein fühlen, da kann ich Ihnen nun nicht helfen. Übrigens ist es mir eben recht, daß Schlegel ein wenig den Korsaren gegen Sie spielt und alles, was er von Ihnen auf offener See oder an alliierten Küsten findet (Sie sehen, ich habe eben die Zeitungen gelesen), als eine gute Prise aufbringt. Es gibt einmal kein anderes Mittel gegen Sie. Was schadets auch, daß er alle guten Worte weiß, die zwischen uns gewechselt werden, er kennt ja doch die innerste Quelle derselben, und so könnte er sie in Ermangelung unserer Mitteilung aus eigenen Kräften supplieren, und sein Recht daran läßt sich aus dem ewigen Gesetz deduzieren, daß jeder alles verdient, was er sich anzueignen versteht. Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht erzwingen, das aktive nämlich, aber auf das passive hat Schlegel doch durch seine doppelte Verbindung ein volles Recht, und ich fordere es für ihn aus meinem Recht. Lassen Sie uns wenigstens eine Welt sein, Sie werden sehen, es gibt einen schönen Sphärenklang, und wir werden alle glücklich sein. Lassen Sie sich auch nicht schwindeln! zwei solche Menschen überspringen sich nicht. Wenn ich nicht so viel Mut hätte und so viel aufs Unvergängliche hielte, hätten Sie mir wahrlich bange machen können. Fühlen Sie denn nicht selbst die Ewigkeit von allem, was ist, und ist es nicht eine untrügliche, sittliche Anschauung, daß dasjenige ist, was sich so offenbart? Sie üben durch diese Furcht ein kleines Vergeltungsrecht aus; waren doch jene auch bange, daß wir uns übersprängen. Ich weiß auch nicht, wie Ihnen aus unserm Standpunkte diese Höhe so überhoch scheinen kann — wir stehen freilich auf einem andern Gipfel; aber es gibt noch nicht Maßtheorie genug für diese Größe, um zu bestimmen, welcher höher ist. Wer nur auf dem Boden gehen kann, für den ist freilich eine Kluft dazwischen; die geht uns aber nichts an. Doch will ich mich über diesen

Gegenstand nicht vertiefen, ich würde sonst zwar nicht mich, aber doch meinen Brief überspringen.

Trösten Sie sich nur über meine funfzig Jahre. Wozu wäre denn die ewige Jugend ewig, wenn es dabei auf Länge und Kürze ankäme. Lassen Sie uns in der Zeit die Qualität suchen; dies ist immer zugleich die schönste Antizipation der Quantität. Wenn wir uns das goldene Alter machen, ist das nicht ebensogut, als ob wir so wohl hundert Jahre gelebt hätten, bis es etwa von selbst zu uns gekommen wäre? und so haben wir es selbst noch dazu gemacht. Es bleibt doch ein verzweifelter Unterschied zwischen einem Körper, der chemisch bereitet wird, und einem, den die Natur liefert, die doch immer ein bißchen wie Lafontaine arbeitet.

Caroline an Friedrich Schlegel [132]

Jena, 14. Oktober 1798

Ich kann Ihnen heut allerlei sagen was Sie gern wissen wollen. Wilhelm blieb in Weimar zurück um Goethen zu sprechen, und der ist sehr wohl zu sprechen gewesen, in der besten Laune über das Athenäum, und ganz in der gehörigen über Ihren W. M., denn er hat nicht bloß den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen. Erst hat er gesagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieser bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weise gebilligt, wie Sie es behandelt, daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und sich nicht bei pathologischer Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten, dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig gelesen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und besonders eben die ironischen. Sie haben alle Ursache, Ihr Werk zu vollenden von dieser Seite, und so tun Sie es denn doch recht bald. Er hat W. mit Grüßen für Sie beladen, und läßt vielmals um Entschuldigung bitten, wegen des Nichtschreibens, eine Sache, die

wirklich aus der Geschäftigkeit des letzten Vierteljahrs, wovon nachher ein Mehreres, zu erklären ist. An W. hat er den ganzen Brief schon fertig diktiert und doch nicht abgeschickt. Auch von der griechischen Poesie hat er gesprochen; bei manchen Stellen hätte er eine mündliche Unterredung und Erläuterung dazu gewünscht, um etwa ein längeres und breiteres Licht zu erhalten. Gelesen hat er auch redlich; das kann man ihm nicht anders nachrühmen. Die Fragmente haben ihn ungemein interessiert; ihr hättet euch in Kriegsstand gesetzt, aber er hat keine einzige Einwendung dagegen gemacht; nur gemeint, es wäre eine allzu starke Ausgabe (die Verschwendung wäre doch zu groß, war der pivot seines allgemeinen Urteils), und es hätte sollen geteilt werden. W. hat ihm geantwortet, in Einem Strich ließe sichs freilich nicht lesen; da hat er so etwas gemurmelt, als das hätte er denn doch nicht lassen können, es wäre denn doch so anziehend. . . .

Schelling wird sich von nun an einmauren, wie er sagt, aber gewiß nicht aushält. Er ist eher ein Mensch um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er ist als Mensch interessanter als Sie zugeben, eine echte Urnatur, als Mineralie betrachtet, echter Granit.

Tieck muß sich nun ebensowenig über Goethens Schweigen skandalisieren als Sie, denn er bittet auch ihn um Nachsicht. Und ich will Ihnen auch sein Urteil über den ersten Teil von Sternbald wiedergeben; Sie überantworten es Tieck. Man könnte es so eigentlich eher musikalische Wanderungen nennen, wegen der vielen musikalischen Empfindungen und Anregungen (die Worte sind übrigens von mir), es wäre alles darin, außer der Maler. Sollte es ein Künstlerroman sein, so müßte doch noch ganz viel anders von der Kunst darin stehn, er vermißte da den rechten Gehalt, und das Künstlerische käme als eine falsche Tendenz heraus. Gelesen hat er es aber, und zweimal, und lobt es dann auch wieder sehr. Es wären viel hübsche Sonnenaufgänge darin, hat er gesagt (an denen man sähe, daß sich das Auge des Dich-

ters wirklich recht eigentlich an den Farben gelabt, nur kämen sie zu oft wieder).

Wollen Sie nun mein Urteil über den zweiten? Vom ersten nur soviel, ich bin immer noch zweifelhaft, ob die Kunstliebe nicht absichtlich als eine falsche Tendenz im Sternbald hat sollen dargestellt werden und schlecht ablaufen wie bei W. M., aber dann möchte offenbar ein andrer Mangel eintreten — es möchte dann vom Menschlichen zu wenig darin sein. Der zweite Teil hat mir noch kein Licht gegeben. Wie ist es möglich, daß Sie ihn dem ersten vorziehn und überhaupt so vorzüglich behandeln. Es ist die nämliche Unbestimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft — man hofft immer auf etwas entscheidendes, irgendwo den Franz beträchtlich vorrücken zu sehn. Tut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargestellt. Der Verse sind nun fast zu viel, und fahren so lose in- und auseinander, wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten, in denen gar viel leise Spuren von mancherlei Nachbildungen sind. Sollt ich zu streng sein, oder vielmehr, Unrecht haben? Wilhelm will es mir jetzt vorlesen, ich will sehn wie wir gemeinschaftlich urteilen. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [133]

Berlin, 20. Oktober 1798

... Hören Sie, Sie wissen, ich wollte auch etwas Allgemeines über die Griechen fürs Athenäum schreiben. Es sollte ein Gespräch werden. Aber ich habe mir nun überlegt, daß es besser ist, diese Form Wilhelmen zu überlassen. Es wird mir leichter und anzüglicher sein, wenn ichs in einem Frauenbrief an Sie tun darf. Ich kann leicht von Ihren Mysticismchens Anfang,

Anlaß und Anstoß nehmen. Noch schöner ists aber, wenn Sie nebst der Einwilligung auch noch sich sakrifizieren und die kritischen Griechen und die abgebrochne Poesie noch einmal lesen wollen und schreiben, wie es der Kritik auf Ihrem ganz menschlichen Richterstuhle bedünken will. Denn das ist ja eben der Punkt, worauf es ankommt. Wichtiger ist es aber doch, daß Sie mir melden, ob Sie Caroline, oder wie Sie sonst heißen wollen.

... Hören Sie, ich habe seit ich hier bin auch einige Romane gelesen, und Richter hat dadurch bei mir sehr gewonnen. Er ist weit origineller als Hippel, obgleich dieser sein Original ist. Er hat ihn eigentlich vernichtet und überflüssig gemacht. Hippels Geist liegt übrigens in den Worten: ‚Ich liebe Minen in Tinen‘. Auch Jacobi hat den Hippel viel gelesen. Der Eindruck ist mir nun ewig. Jacobi sei in der Weichlichkeit gebildet bis zum Künstlichen, und auf seine eigne Eitelkeit eitel, und wieder auf dies Eitelsein eitel bis ins tausendste Glied. — Das bißchen Anmut in Sterne sollten wir doch nicht zu ausschließend schätzen. Er scheint mir noch ärmer als Richter. An Smollet gefällt mir am besten, daß es ihm so Ernst ist mit seinem üblen Humor. Swift finde ich am größten: sein Gulliver scheint mir so tief und systematisch, daß er wohl selbst nicht recht wissen mag, wie göttlich groß der Gedanke sei. Sonst würde er ihn nicht oft so jämmerlich gemein mißbrauchen und behandeln.

Vom Richter kann ich also, wie gesagt, nicht ganz ablassen. — Dagegen glaube ich jetzt, daß Voß und Wieland der Garve und Nicolai der Poesie sind. Es gibt jetzt offenbar ein wirkliches böses Prinzip, einen Ahriman in der deutschen Literatur. Das sind sie, die negativen Klassiker. Ihr Dichten und Trachten scheint mir nicht etwa nur unbedeutend und weniger gut, sondern ihre Poesie ist absolut negativ, so gut wie die französische von Corneille bis Voltaire. Sie hat gar keinen Wert, sondern wirk-

lichen Unwert und muß also in Belagerungsstand erklärt werden. Und ich wünsche zu Gott, daß Wilhelms Annihilation des alten Wieland nicht bloß ein Ei bleiben mag.

Noch habe ich nichts durch den Tod verloren. Da haben Sie recht. Ich könnte viel. Manches würde aber anders auf mich wirken, als auf Euer einen. Das macht, weil ich doch nur gleichsam in und auf dem lebe, was wir Welt oder Erde nennen. Mir kommt es vor, als ginge die moderne Geschichte jetzt noch einmal an, und als teilten sich alle Menschen von neuem in Geistliche und in Weltliche. Ihr seid Weltkinder, Wilhelm, Henriette, und auch Auguste. Wir sind Geistliche, Hardenberg, Dorothea und ich. Sie mögen sich Ihre Seelen selbst bestimmen, wenn es Ihnen nicht mißfällt, die Menschheit so mitten durchzuschneiden, und wenn Sie nicht wie Böttiger auf beiden Achseln tragen wollen, werden Sie sich wohl entschließen müssen, wie die Tyndariden bald hier bald dort zu sein.

Im Ernst, meine Religion fängt an aus dem Ei ihrer Theorie auszukriechen, und ich wünsche, daß Ihr Romänchen ihr bald folgen mag. — Es hat mir und ihr, der Religion nämlich, Mut gemacht, daß einige von meinen Gedanken über die Unsterblichkeit der Zeit so unmittelbar und klar einleuchteten, wie Ihnen einige über Natur und Organisation.

Leben Sie wohl und schreiben Sie Briefchen und Romänchen. Friedrich Fichte ist auch gegen mich so biderb und wacker, wie er überall ist. Wenn es von dieser Sorte noch einige mehr gäbe, so wäre es eine Lust zu leben und ein Deutscher zu sein. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [134]

Berlin, 29. Oktober 1798

. . . Was Schiller betrifft, so bewundre ich nächst der heldenmütigen Selbstentäußerung in dem Goetheschen Prolog, der mir

wie eine ausgehöhlte Fruchthülse vorkommt, nichts so sehr wie die Geduld. Denn um solche lange Drachen in Papier, in Worte und Reime auszuschnitzen, dazu gehört doch eine impertinente Geduld. Übrigens erinnert mich sein Glück an sein Unglück, daß ihm die ästhetischen Briefe nicht rein herauskamen und gestört wurden. Die stecken ihm nun im Geblüte, und die ganze Würdeanmut ist auf die innern Teile gefallen. Auch vergeht selten eine lange Zeit, daß er sich nicht in einigen Gedichten, die ästhetischer als dichterisch sind, Luft macht. Wenn das erste Elftel seines Wallenstein so Goethesch ist wie der Prolog, so bin ich auf alle elf Elftel nicht sehr begierig. Ich kann mir denken, daß eine so angestrengte Nachahmung bei dem Spiel und Anblick und erstem Eindruck täuscht: aber beim Lesen muß dann die Täuschung wegfallen. — Ich habe gehofft, er würde etwa im dreißigjährigen Kriege eine Mittelgattung zwischen seiner alten und seiner neuen Tollheit entdecken.

Unter Goethes Sachen bete ich die Metamorphose absonderlich an; die schöne Müllerin, das versteht sich ohnehin. In der langen Idylle auf die Schauspielerin ist viel pittoreske Väterlichkeit. Alles was Sie mir von Goethe geschrieben haben, ist schön und herrlich, daß er zufrieden ist, daß er die Ironie verstanden hat. Aber auch daß Sie mir so ordentlich geschrieben haben und gleichsam Briefe mit mir wechseln zu wollen scheinen dürfen. . . .

Wenn ich doch bald einen Brief von Hardenberg erhielte! Ein Projekt habe ich indessen nicht für ihn, so wenig wie für mich selbst. Eins der reizendsten und notwendigsten unter meinen Projekten wäre eine Pandora für Schleiermacher. Ich wünschte, daß er, wenn wir einmal scheiden müssen, wieder eine gute Frau bekäme, die seiner würdig ist.

Hülsen heiratet effektivement in einigen Wochen und errichtet eine Erziehungsanstalt. Das ist nun also in Richtigkeit. Aber wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden? Wenigstens muß sie doch von Basalt sein? Und diese Frage ist nicht aus der Luft gegriffen. Denn ich glaube, er hat un tant soit peu

Liebesfähigkeit. Würde er die Levi, so würde ich sie schicken. Er hat Eindruck auf sie gemacht. Von mir hat sie gesagt, ich hätte wie der Messias unter Euch gesessen und Ihr hättet mich auch ganz apostolisch behandelt.

Novalis an Friedrich Schlegel [135]

Freiberg, 7. November 1798

. . . Dein Brief hat mich in der Überzeugung von der Notwendigkeit unsers Zusammendaseins bestärkt. Wenn Du Dich immer mehr in mich findest, so erkenne ich Dich auch meinerseits immer mehr. Eins von den auffallenden Beispielen unserer innern Symorganisation und Symevolution ist in Deinem Briefe. Du schreibst von Deinem Bibelprojekt und ich bin auf meinem Studium der Wissenschaft überhaupt und ihres Körpers, des Buchs — ebenfalls auf die Idee der Bibel geraten — der Bibel als des Ideals jedweden Buchs. Die Theorie der Bibel, entwickelt, gibt die Theorie der Schriftstellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die symbolische, indirekte Konstruktionslehre des schaffenden Geistes abgibt. Du wirst aus dem Brief an die Schwägerin sehn, daß mich eine vielumfassende Arbeit beschäftigt, die für diesen Winter meine ganze Tätigkeit absorbiert. Dies soll nichts anders als eine Kritik des Bibelprojekts — ein Versuch einer Universalmethode des Biblisierens — die Einleitung zu einer echten Enzyklopädistik werden. Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im Großen — genialische Gedanken zu erzeugen — ein lebendiges, wissenschaftliches Organon hervorzubringen und durch diese synkritische Politik der Intelligenz mir den Weg zur echten Praxis — dem wahrhaften Reunionsprozeß zu bahnen.

Ich habe Dir mit Fleiß die Aufgabe mit mehreren Ausdrücken hingesetzt, um eine vollständige Antwort in betreff Deiner Bibelidee zu erhalten.

Je länger wir miteinander umgehn, desto mehr werden wir

uns aufeinander besinnen und des Geheimnisses unsrer Entzweiung immer teilhaftiger werden. Deine ‚Fragmente' und das Bruchstück von ‚Meister' versteh und genieß ich immer mehr. Einen wünscht ich noch in unsre Gemeinschaft — einen, den ich Dir allein vergleiche — Baadern.

Seine Zauber binden wieder,
Was des Blödsinns Schwert geteilt.

Ich habe jetzt seine ältere Abhandlung ‚vom Wärmestoff' gelesen. Ich denke an ihn zu schreiben. Könnte er nicht zum ‚Athenäum' eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund — Ihr könnt ungeheure Dinge leisten.

Schelling ist jetzt auch mit der Mathematik handgemein geworden. Schreibt er auch hier zu schnell, so muß er Lehrgeld wie mit den Ideen bezahlen. Es ist ein sonderbares modernes Phänomen, das nicht zu Schellings Nachteil ist, daß seine Ideen schon so welk, so unbrauchbar sind. Erst in neuesten Zeiten sind solche kurzlebige Bücher erschienen. Auch Deine ‚Griechen und Römer' sind zum Teil eine solche interessante Indikation der zunehmenden Geschwindigkeit und Progression des menschlichen Geistes. Mit der Kürze der Lebensdauer wächst der Gehalt, die Bildung und Geistigkeit. Die Bücher nähern sich jetzt den Einfällen — einmal vorübergehend — aber schöpferische Funken. — Wenn es mir gelänge einen solchen Funken als Lebenstätigkeit zu fixieren!

Von den ‚Propyläen' im Briefe an die Schwägerin. Den Almanach hab ich noch nicht. Deine ‚Lucinde' reizt mich im voraus, wie die Venus Kallipygos, von der sie gewiß eine Schwester sein wird. Kants ‚Streit der Fakultäten' ist ein schönes Advokatenspezimen — ein Gewebe seiner Chikanen. Kant wird jetzt, wie Ihr Leibnitz beschuldigt, juristisch — und ist es von Anfang an etwas gewesen. Die philosophische Fakultät ist wie der ärgste Sünder am besten zu verteidigen. Die philosophische Darstellung dieses Streits wäre die schönste Defension der philosophischen Fakultät gewesen. Kant ist in Beziehung auf die Bibel nicht à la hauteur. Leibnizen scheint mir Schleiermacher sehr unrecht

zu behandeln — die einzige Stelle von der Combinatio analogica ist alle Lobeserhebungen wert, die man ihm gegeben hat. Lebe wohl, lieber Schlegel, und behalte lieb

Deinen Freund Hardenberg

Friedrich Schlegel an Caroline [136]

Berlin, Anfang Dezember 1798

. . . Ich habe noch einen andern wichtigern und tiefern Kummer. Schleiermacher verdirbt durch den Umgang mit der Herz an sich und auch für mich und die Freundschaft. Die Weiblichkeit dieser Frau ist doch wirklich so gemein, daß sie selbst diesen fünften Mann am Wagen allein besitzen muß, wenn es ihr Freude machen soll. — Sie machen sich einander eitel: es ist kein großer Stolz, sondern ein alberner Dampf wie von barbarischem Punsch. Jede kleine noch so lausige Tugendübung rechnen sie sich hoch an: Schl.'s Geist kriecht ein, er verliert den Sinn für das Große. Kurz, ich möchte rasend werden über die verdammten und winzigen Gemütereien! — Doch ist ihr Betragen gegen uns bei dieser Sache tadellos gewesen.

Das schlimmste ist, daß ich keine Rettung für Schl. sehe, sich aus den Schlingen der Antike zu ziehen. Ich weiß nicht, ob Sie nicht das alles für Schwärmerei oder Tand halten. Aber es ist nun einmal so, mit der feinsten Blüte ist in der männlichen Freundschaft alles weg: ich werde schwerlich wieder einen Freund finden, der so fein und tief in alle Fugen meines Geistes einklänge und eingriffe; und ich bin nun einmal eine unendlich gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie. . . .

Augusten grüße ich herzlich, und werde sie sehr bewundern, wenn sie nach ihrer schönen Ungeduld nun auch Geduld übt.

Friedrich Schlegel an Novalis [137]

Berlin, 2. Dezember 1798

Allerdings ist das absichtslose Zusammentreffen unsrer biblischen Projekte eines der auffallendsten Zeichen und Wunder unsres Einverständnisses und unsrer Mißverständnisse.

Ich bin eins darin mit Dir, daß Bibel die literarische Zentralform und also das Ideal jedes Buchs sei — aber mit mannigfachen ganz bestimmten Bedingungen und Unterschieden. Auch das Journal, der Roman, das Kompendium, der Brief, das Drama ꝛc. sollen in einem gewissen Sinne Bibel sein und doch das bleiben, was ihr Name und sein Geist bezeichnet und umfaßt. Nun habe ich aber eine Bibel im Sinne, die nicht in gewissem Sinne, nicht gleichsam, sondern ganz buchstäblich und in jedem Geist und Sinne Bibel wäre, das erste Kunstwerk dieser Art, da die bisherigen nur Produkte der Natur sind. Die, welche es verdienen unter ihnen, müssen, um jenes Produkt zu realisieren, als klassische Urbilder gesetzt werden, wie die griechischen Gedichte von Goethe praktisch und von mir theoretisch als solche für die Kunst der Poesie gesetzt sind.

Soviel ich ahnde, hat Dein Werk mehr Analogie mit einem idealen Buch von mir über die Prinzipien der Schriftstellerei, wodurch ich den fehlenden Mittelpunkt der Lektüre und der Universitäten zu konstituieren denke. Die Fragmente von mir und die Charakteristiken betrachte als Seitenflügel oder Pole jenes Werkes, durch das sie erst ihr volles Licht erhalten werden. Es sind klassische Materialien und klassische Studien oder Experimente eines Schriftstellers, der die Schriftstellerei als Kunst und als Wissenschaft treibt oder zu treiben strebt: denn erreicht und getan hat dies bis jetzt so wenig ein Autor, daß ich vielleicht der erste bin, der es so ernstlich will. — Meine Enzyklopädie wird nichts sein als eine Anwendung jener Prinzipien auf die Universität, das Gegenstück zu dem echten Journal.

Mein biblisches Projekt aber ist kein literarisches, sondern — ein biblisches, ein durchaus religiöses. Ich denke eine neue Reli-

gion zu stiften oder vielmehr sie verkündigen zu helfen: denn kommen und siegen wird sie auch ohne mich. Meine Religion ist nicht von der Art, daß sie die Philosophie und Poesie verschlucken wollte. Vielmehr lasse ich die Selbständigkeit und Freundschaft, den Egoism und die Harmonie dieser beiden Urkünste und Wissenschaften bestehn, obwohl ich glaube, es ist an der Zeit, daß sie manche ihrer Eigenschaften wechseln. Aber ganz ohne Eingebung betrachtet, finde ich, daß Gegenstände übrig bleiben, die weder Philosophie noch Poesie behandeln kann. Ein solcher Gegenstand scheint mir Gott, von dem ich eine durchaus neue Ansicht habe. Die beste Philosophie wird am geistlosesten und trockensten von ihm reden oder ihn sacht aus ihren Grenzen schieben. Das scheint mir ein Hauptverdienst von Kant und Fichte, daß sie die Philosophie gleichsam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen. So lustwandelt von der andern Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels. Du wirst die Mittelglieder leicht hinzudenken und Dir einen Überblick der Sachen, der Gedanken und Gedichte verschaffen, die nur in Evangelien, Episteln, Apokalypsen u.dgl. dem Zeitalter enthüllt werden können.

Noch von einer andern Seite. Man spricht und erzählt seit etwa hundert Jahren von der Allmacht des Wortes der Schrift und was weiß ich sonst noch. Im Vergleich mit dem, was da ist und was geschieht, scheint mir das nur ein mißlungener Scherz zu sein. Ich bin aber gesonnen, Ernst daraus zu machen und die Leute mit ihrer Allmacht beim Wort zu nehmen. Daß dies durch ein Buch geschehn soll, darf um so weniger befremden, da die großen Autoren der Religion — Moses, Christus, Mohammed, Luther — stufenweise immer weniger Politiker und mehr Lehrer und Schriftsteller werden. Übrigens weißt Du, wie ich auch kleinere Ideen adle und umfasse, und für diese, die das Herz und die Seele meines zeitigen und irdischen Lebens ist, fühle ich Mut und Kraft genug, nicht bloß wie Luther zu predigen und zu eifern, sondern auch wie Mohammed mit dem feurigen Schwert des Wortes das Reich der Geister welterobernd zu überziehn oder

wie Christus mich und mein Leben hinzugeben. — Doch vielleicht hast Du mehr Talent zu einem neuen Christus, der in mir seinen wackern Paulus findet. Wenigstens ist die eine Ähnlichkeit da, daß eine gewisse Energie und Furie der Wahrheit nur da entstehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Schwerfälligkeit voranging.

Lebte Lessing noch, so brauchte ich das Werk nicht zu beginnen. Der Anfang wäre dann wohl schon vollendet. Keiner hat von der wahren neuen Religion mehr geahndet als er. Nicht bloß Kant ist hier weit zurück, sondern auch Fichte und Jacobi und Lavater. Einige Millionen der letzten Sorte in den Schmelztiegel geschüttet, geben noch nicht soviel solide Materie und reinen Äther der Religion, wie Lessing hatte.

Doch laß das kein Kriterium sein, ob Du mit mir einstimmen kannst. Die eigentliche Sache ist die, ob Du Dich entschließen kannst, wenigstens in einem gewissen Sinne das Christentum absolut negativ zu setzen. — Ich konnte Dir wohl beistimmen, da Du es positiv setztest, weil ich Deine Lehre von der Willkür und die Anwendung derselben aufs Christentum nicht bloß verstand, sondern antizipiert habe. Aber freilich war, was für Dich Praxis, für mich nur reine Historie. Daher der Dualismus unsrer Symphilosophie auch über diesen Punkt. Ein halbes Verstehen und ein halbes Einverstehen war hier möglich, da Praxis und Historie in Deiner Religion bisher in unaufgelöster Gärung sind. Gelingt es mir, beide gegenseitig zu saturieren und zur völligsten Harmonie zu vermischen, so kannst Du dann freilich nur ganz einstimmen oder ganz nicht. Vielleicht hast Du noch die Wahl, mein Freund, entweder der letzte Christ, der Brutus der alten Religion, oder der Christus des neuen Evangeliums zu sein. Mich däucht, dieses neue Evangelium fängt schon an sich zu regen. Außer jenen Indikationen der Philosophie und Praxis überhaupt regt sich auch die Religion bei den Individuen, die ganz eigens unsre Zeitgenossen sind und zu den wenigen Mitbürgern der anbrechenden Periode gehören. Nur einige Beispiele. Schleiermacher, der

zwar wohl kein Apostel, aber ein geborner Rezensent aller biblischen Kunstreden ist, und wenn ihm nur ein Wort Gottes gegeben würde, gewaltig dafür predigen würde, arbeitet auch an einem Werk über die Religion. Tieck studiert den Jakob Böhme mit großer Liebe. Er ist da gewiß auf dem rechten Wege. Nun noch eine Bemerkung: gibt die Synthesis von Goethe und Fichte wohl etwas anders als Religion? Wie bald aber muß diese Synthesis nicht bloß an der Tagesordnung, sondern auch allgemein sein, da das Mißverhältnis beider zum Zeitalter, welches allein aus ihrer persönlich betrachtet unabänderlichen Trennung entspringt, schon so ungeheuer auffällt, und da die Keime zu den Mitteln und Werkzeugen dieser Synthesis schon im Lessing liegen, und nun im Wolf wieder andere rege werden, Schelling und Hülsen nicht zu erwähnen, die ich als Fühlhörner betrachte, so die Schnecke der isolierten Philosophie gegen das Licht und die Wärme des neuen Tages ausstreckt.

Ist es nicht möglich, daß Du unser letztes Gespräch auf irgend eine Art fortsetzest?

Das ‚Athenäum' bricht wieder los mit neuem Titel und Verleger. Schick also ja, was Du hast und geben willst, sobald Du kannst. — Wie stehts mit den christlichen Fragmenten? Darauf wäre ich sehr begierig.

Wenn Du unsre romantisch-philosophischen Briefe über Natur und Physik für nicht ausführbar hältst, so vergönne wenigstens, daß ich meine Ideen darüber, so es mir zweckmäßig scheint, in einem epistolischen Monolog an Dich richte; und versäume nur nicht die Form der Briefe, die Dir gewiß sehr angemessen ist. Du kannst ja Fragmente, Gedichte, kleine Romane darin mischen, wie sichs fügt. . . .

Noch einiges. — Die vollsten Keime der neuen Religion liegen im Christentum; aber sie liegen auch da ziemlich vernachlässigt. —

Der Buchstab ist der echte Zauberstab. —

Alle Wünsche der Liebenden und alle Bilder der Dichter sind buchstäblich wahr: nämlich der klassischen Dichter, der echten Liebenden.

Eine Frage über Baader, den ich noch so gut wie gar nicht kenne. Schließt er sich an Fichte an wie Schelling und Hülsen und ist etwa ein chaotischer Mittelpunkt für diese beiden? Oder ist er ein Sohn der neuen Zeit und hat etwa in der Mitte der Physik so originell begonnen, wie ich aus den Tiefen der Kritik? — Dann könnte ich die Polarität unsrer Geister für den Deinigen begreifen und dann wäre sie nicht bloß subjektiv. Aber dann habe ich nicht nötig mich noch mit ihm zu verbinden. Ich bin es schon, nämlich in Dir, und was durch diese Vereinigung geschehen könnte, muß also allein durch Dich zustande kommen. —

Die neue Religion soll ganz Magie sein. Das Christentum ist zu politisch und seine Politik ist viel zu materiell. Eine symbolisch mystische Politik ist ja anderseits erlaubt und wesentlich.

Novalis an Friedrich Schlegel [138]

Freiberg, 18. Dezember 1798

Soeben erhalte ich Deinen langen, reichen Brief, der mich von neuem lebhaft in Deine jetzige, sorgenvolle Lage versetzt. Vielleicht könnte ich Dir tätigen Beistand leisten, wenn ich erst von hier weg wäre. Du weißt selbst, wie es um mich steht. Ich lebe ein unsichres Leben: seit zwei Jahren hab ich nicht mehr für die Zukunft gesorgt, vieles vernachlässigt, was ich nicht mehr zu brauchen glaubte, mich so frei als möglich zu machen gesucht. Zufälle haben mich bisher erhalten — mit der größten Fassung und in der heitersten Ruhe hab ich scheiden wollen. Jetzt scheint sich manches gegen meinen Plan zu verbinden. Anstatt mich entbehrlich zu sehn und werden zu sehn, fühl ich mich durch ein Ge-

fühl von Pflicht an alte und neue Bekannte gebunden — ich fühle, wie nützlich ich noch vielen sein kann, wie Kameradschaft mich zwingt, meine Lieben in diesem verwirrten Zustande nicht zu verlassen und jede Not dieses Lebens mit ihnen zu teilen. Wenn ihr alle glücklich wärt, so könnt ich getrost von dannen gehn; so aber darf ich mir ein so glückliches Schicksal nicht allein anmaßen. Dringt dies durch, so muß ich bald ein neues Leben anfangen — wo nicht — ein höheres. Der frühe Tod ist jetzt mein großes Los — das Fortleben der zweite Gewinn. Die Zeit meines Abgangs von hier ist entscheidend. Scheid ich, so hab ich es in der Gewalt, Dir einen kleinen Dienst zu tun; bleib ich, so setzt mich meine dann mit Macht erwachende Industrie gewiß bald in Stand Dir hilfreich zu sein.

Deine Bitte hat mich von neuem in dem Vorsatz bestärkt, womöglich, wenn ich fortlebe, ein reicher Mann zu werden, hoffentlich nach einem großen Plane. Ich habe mich geärgert, so wenig nützliche Bekanntschaften zu haben.

Wärst Du in Jena, so hätt ich noch eher Hoffnung Dir gleich helfen zu können, wenigstens per tertium. Wenn Dir meine ganze Lage bekannt wäre — Du würdest Dich bald selbst von der temporellen Unmöglichkeit überzeugen, Dir jetzt meinerseits zu helfen. Die Ungewißheit der Zukunft nötigt mich jetzt zu einem Fleiße im Detail, der meine schriftstellerischen Projekte verzögert — besonders da jetzt Krankheit und andre Unannehmlichkeiten mich so sehr gestört haben und noch stören. . . .

Novalis an Friedrich Schlegel [139]

Seit drei Wochen hab ich keinen ordentlichen Gedanken gehabt. Bis dahin bin ich sehr glücklich gewesen; die Zeit kommt bald wieder. Schreibe mir nur je eher, je lieber, wie Du oder ein glücklicher Zufall Dir geholfen hat, wer Deinen Prozeß besorgt — kurz Deine Domestika. Etwas Gutes hast Du mir geschrieben:

daß das ‚Athenäum' fortgeht. Ich habe der Schwägerin deshalb geschrieben. Sein Aufhören hat mich entsetzlich verdrossen. — Mein neuer Plan geht sehr ins Weite; auf Ostern teil ich ihn Wilhelm in extenso mit. Bleib ich bei Euch, so soll dieser Plan ein Hauptgeschäft meines Lebens werden. Er betrifft die Errichtung eines literärischen, republikanischen Ordens, der durchaus merkantilisch politisch ist — einer echten Kosmopoliten-Loge.

Eine Buchdruckerei — ein Buchhandel muß das erste Stamen sein; Jena — Hamburg oder die Schweiz, wenn Frieden wird, müssen der Sitz der Bureaux werden. Jeder schaffte einige tüchtige Kandidaten. Gemeinschaftlicher Fleiß, gemeinschaftlicher Kopf, gemeinschaftlicher Kredit kann den kleinen Zündfunken bald vergrößern. Ihr sollt nicht mehr von Buchhändlern literärisch und politisch gewissermaßen dependieren. Wer weiß, ob Dein Projekt nicht in das meinige eingreift und ebenso den Himmel in Bewegung setzt, wie meines den irdischen Sphäroid. Man hat lange genug von solchen Projekten gesprochen. Warum sollen wir nicht etwas ähnliches auszuführen suchen. Man muß in der Welt sein, was man auf dem Papier ist — Ideenschöpfer.

Auf Deine Gedanken von Religion und Bibel geh ich jetzt nicht ein — kann auch nicht eingehn, weil mir das meiste davon cimmerisch dunkel ist — einige treffliche Einfälle, besonders die Fühlhörner ausgenommen.

Mündlich einmal mehr davon — oder schriftlich, wenn lesbare Bruchstücke fertig und gedruckt sind. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon von meinem lieben Plotin schrieb. Aus Tiedemann lernt ich diesen für mich gebornen Philosophen kennen und erschrak beinah über seine Ähnlichkeit mit Fichte und Kant und seine idealischen Ähnlichkeiten mit ihnen. Er ist mehr nach meinem Herzen als beide. Jemand hat mir gesagt, daß meine Entdeckung nicht neu und schon in Maimons Leben diese wunderbare Übereinkunft bemerkt worden sei. Warum ist aber alles still davon? In Plotin liegt noch vieles ungenutzt, und er wäre wohl vor allen

einer neuen Verkündigung wert. Zu dem ‚Athenäum‘ im neuen Stil werd ich vielleicht literärische Korrespondenznachrichten im flüchtigsten, leichtesten Stil einschicken, wenn es wirklich noch so weit kommt; vielleicht kommt da gleich etwas von Plotin rc. mit hinein. Schade, daß ich jetzt noch so viel zu tun habe. Stoff zu interessanten Briefen hätt ich im Übermaß. Mit den romantischen Projekten muß ich auch noch eine Zeitlang zurückhalten. Der Kaufmann ist jetzt an der Tagesordnung. Chemie und Mechanik oder Technologie im allgemeinen Sinne müssen jetzt vorzüglich dran. Das Andre muß warten.

Novalis an Just [140]

Freiberg, 26. Dezember 1798

Wenn meine abgerissenen Gedanken Ihnen einige beschäftigte Stunden gemacht haben, wenn sie Ihnen gewesen sind, was sie mir waren und noch sind, — Anfänge interessanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, so sind meine Wünsche erfüllt. Viele sind nur Spielmarken, und haben nur einen transitorischen Wert. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigsten Überzeugung aufzudrücken gesucht. Gern gestehe ich, daß ich selbst glaube, sehr entfernt von Ihrer Weise die Religion zu betrachten und zu beurteilen, einen Weg eingeschlagen zu haben, der Ihnen wunderseltsam scheinen muß. Indes wir sind Freunde und werden Freunde sein, und hierin stoßen unsere Religionen, besser unsere Theologien, zusammen. Wenn Freundschaft, Liebe, Sittlichkeit, Tätigkeit das Resultat von beiden ist, so müssen wohl beide Schwestern Glieder jener heiligen Familie von Religionen sein, die, von jeher unter den Menschen einheimisch, die treueste Pflege alles Guten und Schönen bewiesen, in ihrem Schoße Tugend und Liebe in den wildesten Zeiten bewahrt, und Trost und Hoffnung, Mut und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren Verstand sich Ihnen offenbart,

da ein herzlicher Verstand der Hauptzug in Ihrem Charakter ist. Mir ist sie durch herzliche Phantasie nahe gekommen — denn dies ist vielleicht der hervorstehendste Zug meines eigentümlichen Wesens. — Sollte sich gerade in dem bedeutendsten Verhältnisse unsere mannigfache Verschiedenheit, der Grund unserer ganzen menschlichen Verfassung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnisvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt, und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet — einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beispiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eigenes Gewissen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben, und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wundertätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unsterblichkeit in die Hand — wie glücklich müssen Sie sich vorkommen, wenn Sie sich überzeugt sehen, an ihr eine überirdische Schrift, eine bleibende Offenbarung zu besitzen, in diesen Blättern gleichsam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre festzuhalten! Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein schon ein bestätigendes Wunder zu sein scheint, und für deren Glaubwürdigkeit alle historischen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höheren Einflüssen nachzuspüren und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Reli-

gion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion — das reinste Muster der Religion, als historischer Erscheinung überhaupt — und wahrhaftig also auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelism mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehen und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen.

Novalis an Caroline [141]

Freiberg, 20. Januar 1799

Ich bin, seit ich Ihnen nicht schrieb, glücklich genug gewesen. Julie ist wie durch ein Wunder, seit dem heiligen Abend, wo das fürchterliche Übel plötzlich abriß, wieder gesund und heiter. Meine Gesundheit ist recht leidlich. Ich habe die gute Ernsten gesehn — freilich nur auf sehr kurze Zeit; indes denk ich sie bald wieder zu sehn und länger. Mich dauert es unendlich, daß meine künftige Wohnstätte so entfernt von Dresden ist. Die Nähe der Ernsten würde mir sehr viel wert sein. Ich sage unendlich viel von meinem Herzen, wenn ich sage, sie ist eine Frau nach meinem Herzen. Auch über Friedrichs glückliche Verbindung hab ich mich innig gefreut. . Auch ich hab eine neue vortreffliche Schwägerin erhalten. Freilich säh ich auch die bürgerliche Verbindung sehr gern, wenn es möglich wäre. Wilhelms lieber Brief war mir neulich recht willkommen. Er wird wohl verzeihn, wenn ich Ihnen darauf antworte — Ihnen, die mir wirklich werter und lieber durch Ihre neuliche herzliche Teilnahme und Eilfertigkeit geworden ist.

Seit zwei Monaten ist alles bei mir ins Stocken geraten, was

zum liberalen Wesen gehört. Nicht drei gute Ideen hab ich in dieser geraumen Zeit gehabt. Jetzt leb ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehn, und mir das bürgerliche Leben mit manchen Anforderungen immer näher tritt. Für künftige Pläne sammle ich nur jetzt und gedenke vielleicht diesen Sommer manches Angefangne oder Entworfne zu vollenden. Die Poesie mit lebendigen Kräften, mit Menschen, und sonst gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetische Welt um sich her bilden und in der Poesie leben. Hierher gehört mein merkantilischer Plan. Diesem ordne ich die Schriftstellerei unter.

Ich lobe Wilhelm wegen seines lebhaften Treibens der Professorei. Auch dies gehört zur schönen liberalen Ökonomie, dem eigentlichen Element der gebildeten Menschen. Auf seine Elegie bin ich sehr begierig. Die wird unstreitig ein schön gebildeter Niederschlag von Lebensstoff aus dem Duft der Vergangenheit sein. Wenn er doch auch ein wenig Zukunft zuvor darin auflöste, so würde der Anschuß noch schöner. Das Wiederaufleben des ‚Athenäums‘ ist mir unschätzbar. Auf Friedrichs Roman wag ich keine Vermutung. Es ist gewiß etwas durchaus Neues. Tiecks ‚Phantasien‘ hab ich gelesen. Soviel Schönes darin ist, so könnte doch weniger darin sein. Der Sinn ist oft auf Unkosten der Worte menagiert. Ich fange an das Nüchterne, aber echt Fortschreitende, Weiterbringende zu lieben. Indes sind die ‚Phantasien‘ immer phantastisch genug und vielleicht wollen sie auch dies nur sein. Tiecks Don Quixote ist ja auch schon unterwegs. Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling. Ritter ist Ritter und wir sind nur Knappen. Selbst Baader ist nur sein Dichter.

Das Beste in der Natur sehn indes diese Herrn doch wohl nicht klar. Fichte wird hier noch seine Freunde beschämen, und Hemsterhuys ahndete diesen heiligen Weg zur Physik deutlich genug. Auch in Spinoza lebt schon dieser göttliche Funken des Naturverstandes. Plotin betrat, vielleicht durch Plato erregt, zuerst mit echtem Geiste das Heiligtum und noch ist nach ihm keiner

wieder so weit in demselben vorgedrungen. In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnisvoller Pulsschlag und bezeichnet eine Berührungsstelle mit der unsichtbaren Welt — ein Lebendigwerden. Goethe soll der Liturg dieser Physik werden — er versteht vollkommen den Dienst im Tempel. Leibnitzens Theodicee ist immer ein herrlicher Versuch in diesem Felde gewesen. Etwas Ähnliches wird die künftige Physik — aber freilich in einem höhern Stile. Wenn man bisher in der sogenannten Physikotheologie nur statt Bewunderung ein ander Wort hätte!

Aber genug — behalten Sie mich nur ein bißchen lieb und bleiben Sie in der magischen Atmosphäre, die sie umgibt, und mitten in einer stürmischen Witterung, mitten unter kümmerlichen Moosmenschen wie eine Geisterfamilie isoliert, so daß keine niedern Bedürfnisse und Sorgen sie anziehn und zu Boden drücken können. Schicken Sie doch den Brief an Friedrich, dem ich nur sehr kurz geschrieben habe, weil ich jetzt viel unter der Erde bin und über der Erde mit so vielen mühsamen Studien geplagt bin. Ostern geh ich hier weg und denke im April bei Ihnen zu sein. Mein künftiges Leben kann sehr reizend und fruchtbar werden.

Schreiben Sie mir bald — womöglich in Begleitung des ‚Athenäums'. Mir liegt jetzt zuviel untereinander auf dem Halse. Nach Ostern werd ich tief neue Luft schöpfen und das Frühjahr mich wieder auftauen und erwärmen. Ohne Liebe hielt ichs gar nicht aus. Mündlich recht viel Neues und Schönes. Wilhelm und Augusten tausend herzliche Grüße.

Novalis an Friedrich Schlegel [142]

Freiberg, 20. Januar 1799

... Deine Verbrüderung mit Hülsen ist ein erfreuliches Zeichen. Solche Konjunktionen bedeuten glückliche fruchtbare Zeiten. Auf Deinen Roman bin ich sehr gespannt. Mir fehlts an allen Analogien zur Voreinbildung desselben. Über Deine Ansicht der Re-

ligion möcht ich am liebsten mündlich mit Dir sprechen. Deine Meinung von der Negativität der christlichen Religion ist vortrefflich. Das Christentum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projektierenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschentums erhoben — einer echten Veste — eines lebendigen moralischen Raums. Damit schließt sich dies vortrefflich an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an, deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Tätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft und ihre Verhältnisse sind die Angel der Welt.

Absolute Abstraktion, Annihilation des Jetzigen, Apotheose der Zukunft — dieser eigentlichen bessern Welt: dies ist der Kern der Geheiße des Christentums, und hiermit schließt es sich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herstellung des Altertums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Universum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit.

Mündlich dies Frühjahr von Deinen Domesticis. Vielleicht kann ich dann mit Dir wahrhaft nützliche Verabredungen treffen, besonders wenn ich ausführlich von Deinem künftigen Lebensplan weiß.

Empfiehl mich Deiner Gattin herzlich und bleibe wie bisher der treue

Freund Deines

Freundes Hardenberg

Caroline an Novalis [143]

Jena, 4. Februar 1799

Ob Sie mich gleich mit Ihren Dithyramben über das merkantilische Genie, das uns fehlt und Sie auch nicht haben, einmal recht böse gemacht, so sind Sie doch besser wie ich gewesen. Sie geben wenigstens Nachricht von sich. Ich aber habe mich in Ab-

sicht der nötigen Mitteilungen ganz auf Ihre Weihnachtsunterhaltung mit der Ernst verlassen und mehr an Sie gedacht als geschrieben. Endlich kommt beides zusammen.

Was Sie von Ihrer Kränklichkeit erwähnen, darüber will ich mich nicht ängstigen, weil immer viel guter Mut dadurch hervorleuchtet, und Sie bei Ihrer Reizbarkeit immer Zeiten haben müssen, wo Sie nichts taugen. Das Wort des Trostes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? Und was haben Sie mir mündlich Schönes und Neues zu sagen? Tun Sie es immer nur gleich, wenn es nichts sehr Weitläufiges und etwas Bestimmtes ist. Es gibt keine Liebe, von der Sie da nicht sprechen könnten, wo, wie Sie wissen, lauter Liebe für Sie wohnt. In der Tat — darf ich alle Bedeutung in den Schluß Ihres Briefes legen, den er zu haben scheint? Ich will ruhig schweigen, bis Sie mirs sagen.

Ihre übrige innerliche Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. Lesen tu ich alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo sich das Einzelne auch für mich wird zusammenreihen, und mich Ihre Äußerungen nicht bloß darum, weil es die Ihrigen sind, erfreuen. Was Ihr alle zusammen da schaffet, ist mir auch ein rechter Zauberkessel. Vertrauen Sie mir vors erste nur soviel an, ob es denn eigentlich auf ein gedrucktes Werk bei Ihnen herauskommen wird, oder ob die Natur, die Sie so herrlich und künstlich und einfach auch konstruieren, mit Ihrer eignen herrlichen und kunstvollen Natur für diese Erde soll zugrunde gehn. Sehn Sie, man weiß sich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es soll ein Buch werden, und wenn Sie lieben, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika ist.

Was kann ich Ihnen von Ritter melden? Er wohnt in Belvedere und schickt viel Frösche herüber, von welchen dort Überfluß und hier Mangel ist. Zuweilen begleitet er sie selbst, allein ich sah ihn noch nie, und die andern versichern mir, er würde auch nicht drei Worte mit mir reden können und mögen. Er hat nur *einen* Sinn, soviel ich merke. Der soll eminent sein, aber der höchste, den man für seine Wissenschaft haben kann, ist es doch wohl nicht — der höchste besteht aus vielen. Schelling sagt, Sie sollen Rittern nur schreiben, wenn Sie ihm etwas zu sagen haben. Es täte nichts, daß Ritter selbst gar nicht schreiben könnte. Aufs Frühjahr werden Sie ihn ja sehn.

Was Schelling betrifft, so hat es nie eine sprödere Hülle gegeben. Aber ungeachtet ich nicht sechs Minuten mit ihm zusammen bin ohne Zank, ist er doch weit und breit das Interessanteste was ich kenne, und ich wollte, wir sähen ihn öfter und vertraulicher. Dann würde sich auch der Zank geben. Er ist beständig auf der Wache gegen mich und die Ironie in der Schlegelschen Familie; weil es ihm an aller Fröhlichkeit mangelt, gewinnt er ihr auch so leicht die fröhliche Seite nicht ab. Sein angestrengtes Arbeiten verhindert ihn oft auszugehn; dazu wohnt er bei Niethammers und ist von Schwaben besetzt, mit denen er sich wenigstens behaglich fühlt. Kann er nicht nur so unbedeutend schwatzen oder sich wissenschaftlich mitteilen, so ist er in einer Art von Spannung, die ich noch nicht das Geheimnis gefunden habe zu lösen. Neulich haben wir seinen vierundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Er hat noch Zeit milder zu werden. Dann wird er auch die ungemessne Wut gegen solche, die er für seine Feinde hält, ablegen. Gegen alles, was Hufeland heißt, ist er sehr aufgebracht. Einmal erklärte er mir, daß er in Hufelands Gesellschaft nicht bei uns sein könnte. Da ihn Hufeland selbst bat, ging er aber doch hin. Ich habe ihm mit Willen diese Inkonsequenz nicht vorgerückt. Er hat so unbändig viel Charakter, daß man ihn nicht an seinen Charakter zu mahnen braucht. Der Norwege Steffens, den ich Ihnen schon angekündigt habe, hat

hier in der Gesellschaft weit mehr Glück gemacht. Das scheint ihn auch so zu fesseln, daß es die Frage ist, ob er noch nach Freiberg kommt. Er würde Ihnen angenehm gewesen sein. Er ist es uns auch, aber ganz kann ich ihn nicht beurteilen, denn ich weiß nicht, wie weit er da hinausreicht, wo ich nicht hinreiche, und die Philosophie ist es doch, die ihn erst ergänzen muß.

In Fichten ist mir alles klar, auch alles was von ihm kommt. Ich habe Charlotten aufgetragen, Ihnen seine ‚Appellation' zu schicken; er läßt Sie daneben grüßen. Schreiben Sie mir etwas darüber, das ich ihm wieder bestellen kann. Was sagen Sie zu diesem Handel? was zu Reinharden? und wie ihn Fichte zwischen Spalding und Jacobi stellt. — Ein wenig zuviel Akzent hat Fichte auf das Märtyrertum gelegt. Das Übrige ist alles hell und hinreißend. Ich bin andächtig gewesen, da ich es las, und überirdisch. In Dresden wird die Schrift noch nicht zu haben sein. Ich beredete Fichte, sie Ihrem Vater zu schicken, und glaube, daß ers getan hat.

Nach dem Atheismus ist hier das neuste Evenement die Aufführung des ersten Teils von Wallenstein, ‚die Piccolomini', in Weimar. Wir haben sie gesehn, und es ist alles so vortrefflich und so mangelhaft, wie ich mir vorstellte. Die Wirkung des Ganzen leidet sehr durch die Ausdehnung des Stoffes in zwei Schauspiele. Aber das Dramatische interessiert Sie nicht — ich will mir die paar Augenblicke, die uns bleiben, hiermit nicht rauben. Goethe bringt den Februar hier zu. Die Elegie ist noch nicht vollendet, das ‚Athenäum' erst zur Hälfte gedruckt. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [144]

Potsdam, 15. Februar 1799

Ich habe einen Dialog in Platon gelesen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geschrieben, kurz, ich habe alles versucht, außer die gute Lebensart — und was soll

ich mit dieser ohne Gesellschaft? Aber es geht alles nur sehr mittelmäßig. Vielleicht gehts morgen besser, wenn ich ein Federmesser habe und mir die Feder nach meiner Hand schneiden kann. Ach, liebe Jette, tun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es gibt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins. In Landsberg war ich zwar weiter von Ihnen, aber was hilft mir der Raum, ich war doch nicht so verkommen und lebte in einem besseren Klima. Mein letzter Gedanke, als Sie mir Lebewohl sagten und mir mit wenig Worten ein so inniges Gefühl Ihrer Freundschaft gaben, war, daß das Wegreisen doch auch etwas Schönes sei. Es war sehr frevelhaft, doch auch sehr religiös....

Caroline an Novalis [145]

Jena, 20. Februar 1799

So ist es denn wahr, mein liebster Freund? Sie haben uns recht glücklich und froh gemacht. Ihren Freunden blieb bisher kein ander Mittel übrig, als nur an Sie allein, nicht an Ihre Zukunft zu denken, und Sie hatten uns auch oft alle Sorge verbeten. Ich nahm das selbst so an — gegen die, die uns lieb sind, ist man so leicht gelehrig und gehorsam. Nie habe ich Sie gefragt, wie wird sich der Knoten lösen? kann das so bleiben? Kaum habe ich mich selbst gefragt. Ich war ruhig im Glauben — denn ich habe doch am Ende mehr Glauben als ihr alle — nicht daß es grade so kommen würde, aber daß sich an irgend einer Brust die Spannung brechen müßte, und das Himmlische

mit dem Irdischen vermählen. Was Sie Scheidung zwischen beiden nennen, ist doch Verschmelzung. Warum soll es nicht? Ist das Irdische nicht auch wahrhaft himmlisch? Nennen Sie es aber, wie Sie wollen, genug Sie sind glücklich. Ihr Brief ist eigentlich voll Wonne und wie auf Flügeln zu mir gekommen.

Ich freue mich jetzt — wie Sie sich freuen werden — daran zu denken, wie dies so sich machen mußte. Nur in dieser fast öden Einsamkeit, durch das Band der süßen Gewohnheit konnten Sie allmählich gewonnen werden. Wie weise und artig setzten Sie uns einmal auseinander, daß dies alles keine Gefahr habe. Gefahr nicht, aber Folgen doch. Soll das Liebenswürdige umsonst sein? Wie doppelt leid tut es mir, Julien nicht gesehn zu haben. Es war meine Schuld nicht, die Ihrige auch wohl nicht. — Sehn Sie, liebster Hardenberg, das könnte mich doch traurig machen, wenn Sie nicht unser blieben, wenn Ihre Frau nicht unsre Freundin durch sich selber würde, aus eigner Neigung. Kommen Sie nur, wir schwatzen mehr darüber. Es ist fast wahrscheinlich, daß Sie um Ostern uns hier finden und wir erst um Pfingsten reisen.

Charlotten haben Sie gewiß aufs Leben verboten uns nichts zu sagen, denn ich errate nun, sie hat es um Weihnachten erfahren, aber geschwiegen über alle Maßen. Sie schreibt mir eben, daß sie Charpentier und Sie zusammen hofft bei sich zu sehn. Ein Glück, daß sie nicht gern schreibt; gesagt hätte sie mirs doch. Friedrich verrät auch eine Ahndung — ich habe ihm Gewißheit gegeben. Sehr möglich, daß ein Dach uns alle noch in diesem Jahr versammelt. Friedrich bleibt den Sommer in Berlin, was mir lieb ist. Im Winter wünscht er herzukommen. Sie leben in Weißenfels. Sie könnten auch wohl einmal eine Zeitlang hier leben. — Mit Ihrem Vater ist wohl alles überlegt und es stehn Ihnen keine Schwierigkeiten im Wege? Er wird nur froh sein, Sie froh zu wissen. Muß sich Thielemann nicht unendlich freuen! Ihren andern Schwager abandonnieren wir Fichten.

Es ist kein Zweifel, wenn Fichte sich ganz von Reinhards Mitwirkung überzeugen könnte, so würd er ihn zum zweiten Göze machen. Er wills noch nicht glauben, oder vielmehr er wünscht Tatsachen, um den Glauben in der Hand zu haben. Mit der letzten Post hat er R. selbst geschrieben, ihm seine Schrift geschickt und ihn zum Wehe über das Pfaffentum aufgefordert. Er will abwarten, was er darauf erwidert. Schreiben Sie mir nur, ob Sie es gewiß wissen. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, aber schwerlich hat er doch offen genug gehandelt, daß man Tatsachen von ihm anführen könnte. Fichten ist sehr daran gelegen übrigens. Ich habe ihm den größten Teil Ihres Briefs mitgeteilt — ja, weil er Sie so liebt — auch das was Sie angeht, und worüber er sich innig gefreut hat. Daß man in Preußen honett verfahren ist, werden Sie nun wissen.

Bald, bald kommt das dritte Stück ‚Athenäum'. Hier ist indessen etwas andres. Was werden Sie zu dieser ‚Lucinde' sagen? Uns ist das Fragment im ‚Lyceum' eingefallen, das sich so anfängt: ‚Sapphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden' rc. Lesen Sie es nach. — Ich halte noch zurzeit diesen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Pauls Sachen — mit denen ich es übrigens nicht vergleiche. Es ist weit phantastischer, als wir uns eingebildet haben. Sagen Sie mir nun, wie es Ihnen zusagt. Rein ist der Eindruck freilich nicht, wenn man einem Verfasser so nahe steht. Ich halte immer seine verschlossene Persönlichkeit mit dieser Unbändigkeit zusammen und sehe, wie die harte Schale aufbricht — mir kann ganz bange dabei werden, und wenn ich seine Geliebte wäre, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen. Dies alles ist indes keine Verdammnis. Es gibt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünschen, nicht zu ändern sind, und was Friedrich tut, gehört gemeiniglich dahin.

Wilhelm hat die Elegie geendigt. Eine Abschrift hat Goethe, der hier ist, die andre Friedrich. Sie müssen also warten. Der eigentliche Körper des Gedichts ist didaktisch zu nennen und sollte

es auch sein nach Wilhelms Meinung. Die Ausmalung des Einzelnen ist vortrefflich — das Ganze vielleicht zu umfassend, um als Eins in der Seele aufgenommen zu werden, wenigstens erfordert dies eine gesammelte Stimmung. Sie sollen es hier lesen. Es kommt in das vierte Stück. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [146]

Potsdam, 22. Februar 1799

... Über mein Verhältnis zu Schlegel haben Sie das Urteil recht klar ausgesprochen, aber Sie können doch nicht sagen, daß ich mir das nicht gestände, ich habe immer etwas Ähnliches zugegeben, wenn wir darüber gesprochen haben. Ich habe nie gesagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüt hätte, nur habe ich gestritten, er hätte keins. Mit den verwandten Substanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns immer. Ja, Sie sind doch eigentlich meine nächste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen. Das war nur so nebenbei; denn eigentlich sprach ich doch von Schlegel, aber ich habe eine recht ordentliche Pause hier gemacht. Sehen Sie, der wundert sich über die Trennung, welche die nahen verwandten Substanzen verursachen, und das Wundern bekommt unserer Freundschaft schlecht. Übrigens ist die Bindung doch nicht so locker, wie Sie meinen. Wenn man Kenntnisse, Witz und Philosophie, alles dreies erst aufheben muß, das sind denn doch artige Dinge, und die beiden letzten können doch bei einem ordentlichen Menschen schlechterdings nicht vom Gemüt abgesondert sein. Diese Dinge sind kein bloßer Kitt, und was dadurch gebunden ist, ist nicht mit Gewalt gebunden....

Potsdam, 25. Februar 1799

Ich bitte Sie, Liebe, lassen Sie uns nicht so auf das sehen, was begegnen wird oder kann, sondern sorgen, daß wir uns alle so hoch heben und halten, als es geht, damit wir das alles recht klein sehen.

Wir sind alle Opfer unserer Zeit, und das ist jeder Mensch in irgend einem Sinne; wenn wir nur leben und sind und lieben — — das eine ist die Hauptsache. Sie wissen, daß ich etwas leisten kann in der Wehmut, und ich wollte nur, Sie hätten sich in Ihrem leidenden Gefühl bis zu ihr erhoben, so wäre Ihnen das andere wieder verschwunden. Nur um Gottes willen geben Sie für sich nicht diesen Gedanken an Trennung und Einsamkeit Raum, und denken Sie, daß der Wille auch etwas ist in der Welt. Vergleichen Sie einmal, ob ich irgend weniger unglücklich wäre, wenn ich, wer weiß wo, sein müßte. Was sollte aus mir werden? aus mir, der ich mich nicht einmal von der kleinlichen Liebe gleichgültiger Menschen nähren könnte? der ich schon an einer Probe von wenigen Tagen sehe, wie ich zusammenfalle, wenn es mir an der wahren und einzigen Nahrung meines Geistes fehlt, dem es ganz an der beharrlichen Tätigkeit fehlt, womit Sie immer den Kummer und Jammer noch glücklich genug bestreiten würden. Aber ich fürchte das nicht, weil ichs nicht brauche kommen zu lassen, und sterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich aber geistig töten, ich werde so fortleben ohne Ich zu sein, und meine Grabschrift wird auf meiner Stirne stehen.

Die S. macht auch einen eigenen Punkt in Ihrem Briefe. Glauben Sie nur nicht, daß sie Sie lieber hat, als Sie sie, — denn was nennen Sie lieb haben? sie hat eigentlich nichts lieb und niemand. Ich glaube gern, daß Menschen wirklich lieben können, die dieses System haben, praktisch nämlich; aber in wem es so zur Reflexion gekommen ist, wie in ihr — denn sie ist doch ganz aus Reflexion zusammengesetzt — der kann nicht mehr lieben; denn er fängt immer beim Ich an und endigt auch beim Ich.

Jenen Abend verriet sie ihr System schon sehr deutlich durch das gänzliche Gleichsetzen jeder Art des Genusses. Übrigens aber, liebe Freundin, lassen Sie sich das in gleichgültigen Menschen zerstreute Analogon von Liebe gegen Sie immer wohl gefallen; denn in unsere, die ganz anderer Art ist, läßt es sich doch nicht verschmelzen. Ich mag das in der Welt nicht missen, es ist ein Aufbrausen, welches beweist, daß die Austerschalen, trotz ihrer Härte und Glätte, doch auch Kalkerde sind, Kitt, womit das Größte und Schönste zusammengefügt werden kann, und durch dieses Aufbrausen werden jene wirklich zubereitet, es zu werden. Auch gibt es ein eigenes Gefühl von Gegenliebe für diese Menschen, was ich denn doch auch nicht entbehren möchte. Sie sehen, ich sehe alles mit Religion an, aber ich schreibe noch keine, wie wird das werden! Die dritte Rede liegt mir noch gar nicht fertig im Kopf, es fehlt mir noch eine Inspiration, und ehe die nicht kommt, kann ich nichts anfangen. So etwas läßt aber lange auf sich warten. Wüßte ich doch, wie Wilhelm Schlegel es immer macht, de se battre les flancs, wenn es not tut, ich täte es ihm gern nach. Von Friedrich habe ich noch immer keine Zeile, was mich sehr beunruhigt. Möchte ich Sie bald in einer ruhigen Stimmung wissen, ohne einen Mißlaut. Wie gepeinigt werde ich Freitag in dem Zehlendorf sein, und doch kann ich nicht die andere Hälfte auch machen, weil ich Sonnabend hier nicht fehlen darf. Es ist freilich nur ein optischer Betrug, daß ich Ihnen dann näher wäre, aber es quält mich doch. Was macht das Griechische? ich lege es Ihnen recht ans Herz.

Novalis an Caroline [148]

Freiberg, 27. Februar 1799

Vor zwei Stunden, beim Frühkaffee, an einem stürmischen, schneestöbernden Morgen erhielt ich Ihren Brief und sah mich plötzlich im Besitz der sonderbaren ‚Lucinde', auf deren Bekannt-

schaft ich mich so lange gefreut hatte. Erst las ich Ihren Julischen Brief — das *eine* Dach war allein einen ganzen Roman wert. Denken Sie sich nur unsern prächtigen Kreis. Vor dem Jahre standen zwei noch so verwaist da. Einer schien auf glühendem Boden zu stehn. Er sah sich immer um, und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdischer, erquickender Schlaf hat seine Augen für eine andre Sonne wieder geschlossen. Also zurück im Lande der Träume und nun mit voller Seele bei Euch — treffliche Mitschläfer. Jetzt kann erst rechte Freundschaft unter uns werden, wie denn jede Gesellschaft nicht aus einzelnen Personen, sondern aus *Familien* besteht. Nur Familien können Gesellschaften bilden, der einzelne Mensch interessiert die Gesellschaft nur als Fragment und in Beziehung auf seine Anlage zum Familiengliede. Gewiß wird meine Julie ganz für Sie und alle passen. Aber ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Noch weiß meine Familie nichts, auch ihre Eltern wissen von *mir* nichts. Der Erfolg hängt von Klugheit ab. Er ist mir ziemlich gewiß; nur muß ich der Erste sein, durch den mein Vater etwas davon erfährt. Ich bitte Sie also und Fichte inständigst, dort alles für sich zu behalten. Die frühe Verbreitung machte mir übleres Spiel.

. . . Wir leben sehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müßiggang bleibt und ich so selten mich sammeln und auf meinen inneren Sprachorganen phantasieren kann. Ich fühle jedoch, daß diese Unterbrechung eine ruhige, *weinichte* Gärung befördert und ich nach geendigtem Lernen mit neuer, gebildeter Kraft zur alten Poesie und Philosophie zurückkehren werde, beide sind zur glücklichen Ehe unentbehrlich und ohne sie muß jeder Umgang in Überdruß und Langeweile ausschlagen.

Rousseau hat die Weiblichkeit ausschließlich verstanden und alle seine Philosophien sind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele

entstanden. Seine Apologie des Naturstandes gehört in die Frauenphilosophie: — die Frau ist der eigentliche Naturmensch — die wahre Frau das Ideal der Naturmenschen, sowie der wahre Mann das Ideal des Kunstmenschen.

Naturmensch und Kunstmensch sind die eigentlichen ursprünglichen Stände. Stände sind die Bestandteile der Gesellschaft. Die Ehe ist die einfache Gesellschaft, wie der Hebel die einfache Maschine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind ist in der Ehe, was der Künstler in der Gesellschaft ist — ein Nichtstand, der die innige Vereinigung — den wahren Genuß beider Stände befördert. Die große Ehe, der Staat, besteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig, halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes ist der Ungebildete. Leider ist eben bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben — er ist zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde!

Doch wieder zur ‚Lucinde'. Die erste Bekanntschaft ist gemacht. Ich teile Ihnen Spuren des ersten Eindrucks mit. Friedrich lebt und webt drin. Vielleicht gibt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern, wie das Spiel der chymischen Kräfte in einer Auflösung im Zuckerglase, deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannigfaltige, helldunkle Vorstellungen strömen herzu und man verliert sich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt. An romantischen Anklängen fehlts nicht — indes ist das Ganze und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulstaub genug. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieser Roman nicht voreilig, wie vielleicht sein Milchbruder sein — ein wenig zu früh, nach bürgerlichen Gesetzen, das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren würde man ‚die Bekenntnisse des Ungeschickten' um des Autors willen vielleicht mit Wärme und Nachsicht aufnehmen. Jetzt ist alles

noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen; indes manches am Ausdruck, der mir nicht selten dem Krates abgeborgt zu sein scheint. Nun aber ist das Postulat: Sei zynisch! noch nicht gäng und gäbe — und selbst sehr innige Frauen dürften die schöne Athenienserin tadeln, daß sie den Markt zur Brautkammer nähme.

Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben. Sollte dies nicht eine Lektüre nur für den Meistergrad in der Loge der Sittlichkeit sein?

Die Skizzen müssen in der Fortsetzung noch häufiger werden — die kleine Wilhelmine ist allerliebst — auch der Prometheus. Mehr dergleichen und dann der Titel: Zynische Phantasieen oder Satanisken. Viele werden sagen: Schlegel treibts arg — nun sollen wir ihm auch noch das Licht zu seinen Orgien halten. Andre: Die Stimme vom lieben Sohn haben wir nicht gehört; dies ist ein falscher Messias des Witzes — kreuziget ihn! Noch andre: Da seht die Goethische Erziehungsanstalt — der Schüler über seinen Meister, aus Venedig ist Berlin geworden. Richter wird einen rechten Greuel haben. Der züchtige Richter wird Feuer vom Himmel rufen. Indes bin ich gewiß, daß er im Grunde über diesen Blick in seine eigne Phantasie erschrickt — denn er ist ausgemacht — ein geborner voluptuoso.

In mir regt sich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantasie das Unsittlichste, das geistig Tierischste am liebsten mag; indes weiß ich auch, wie sehr alle Phantasie wie ein Traum ist, der die Nacht, die Sinnlosigkeit und die Einsamkeit liebt. Der Traum und die Phantasie sind das eigenste Eigentum, sie sind höchstens für zwei, aber nicht für mehrere Menschen. Man darf sich nicht dabei aufhalten, am wenigsten ihn verewigen. Nur seine Flüchtigkeit macht die Frechheit seines Daseins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe, wie der Schlaf zum Leben — der edelste Teil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen, als schlafen. Auch ich kann den Schlaf

nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen.

Die Idealisierung der Vegetation hat mich vorzüglich interessiert. Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die höchste Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenstil oder im dorischen Tempelstil komponiert. Bei ihm ist alles korinthisch. Jetzt ist bei mir bürgerliche Baukunst. Ich bin dem Mittage so nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben, und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen. Soviel seh ich, unsre ersten Romane werden himmelweit verschieden. Der meinige wird diesen Sommer wahrscheinlich in Töplitz oder Karlsbad fertig. Indes, wenn ich sage, fertig — so heißt dies der erste Band — denn ich habe Lust mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten soll. Das Wort Lehrjahre ist falsch — es drückt ein bestimmtes Wohin aus. Bei mir soll es aber nichts als Übergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten. Ich hoffe damit zugleich meine historische und philosophische Sehnsucht zu befriedigen. Eine Reise nach Süden und Norden ist mir als Vorbereitung hiezu noch unentbehrlich. Norwegen und Schottland einerseits und die griechischen Inseln andererseits wären die nächsten Erreichungspunkte dieses Zwecks. Vielleicht bietet mir meine Handelschaft die Hände zur Ausführung dieses jetzt entfernt scheinenden Plans.

Möchten doch auch Sie die Hände ausstrecken nach einem Roman! Wilhelm müßte die Poesie dazu besorgen. Es könnte ein schönes Doppelwerk werden. Auf die Elegie freue ich mich lebhaft. In der Mitte des April komme ich gerade nach Jena.

Berlin, März 1799

. . . Wir denken viel an Dich und haben uns sehr gefreut über Dein neues Leben. Laß mich bald mehr und recht genau wissen. Oder komme lieber selbst zu Pfingsten, wenn auch Wilhelms hier sind. Sonst sehe ich Dich wohl nicht vor dem Herbst. — Wir bleiben noch ein Jahr in Berlin und haben uns eingerichtet. Was dann weiter geschieht, melde ich Dir nächstens.

Vor allen Dingen fordere ich Dich auf, etwas fürs ‚Athenäum' zu geben. Hast Du nicht selbst schon etwas, so schlage ich Dir vor und bitte auf jeden Fall darum, mir kurze Notiz von dem Neuesten aus der Physik zu geben als Beitrag zu einem Artikel, der unter dem Titel ‚Notiz' oder einem ähnlichen Nachricht von dem, was wichtig ist unter dem Neuen fürs Allgemeine, geben soll. — Ich werde einige der neuesten literarischen Erscheinungen für mich ersehen, Tiecks ‚Don Quixote', Schleiermachers ‚Reden über die Religion' und vielleicht noch andre. Ich werde mir oft einen bestimmten Freund denken, z. B. bei jenen beiden Produkten Dich, um so den rechten Ton zu treffen, als wenn ich Dir eine vorläufige Idee machen wollte. Wenn Du über Ritter, Baader, Schelling doch auch so schreiben wolltest, als wäre es an mich oder sonst an einen, der nicht soviel davon weiß, aber wohl wissen könnte. — Ich meine, Du sollst Deine Idee von merkantilischem und ökonomischem Geist in der Literatur hier ausüben und zeigen, und alles recht populär und zweckmäßig abfassen, übrigens aber ohne alle Form wie in einem Brief. — Wie sehr der ganze Artikel auf diesen merkantilischen Geist geht, siehst Du von selbst.

Habe ich nicht Hoffnung, daß Du mir eine Masse Papier schickst? — Ich werde nun bald wieder mit ganzem Eifer für das ‚Athenäum' arbeiten. — Vielleicht könnte ich vieles von Dir brauchen, zu mancherlei Kompositionen, die ich im Sinn habe.

Daß Dich die ‚Lucinde' so interessiert hat, freut mich sehr. Auch gefällt mir das, was Du an Caroline darüber schriebst, noch mehr aber der göttliche Gedanke, den Staat als Ehe der ge-

bildeten und der ungebildeten — künftig der bildenden und der gebildeten — Masse zu betrachten.

Von meiner Religion sollst Du und alle Welt bald genug bekommen, nicht Bruchstücke, sondern Massen. — Möchtest Du doch bald wieder ein ‚Glauben und Liebe' offenbaren. — Weniges ehre ich so, und weniges hat so auf mich gewirkt. — Überhaupt fühle ich mich durch zwei Dinge nun unauflöslich an Dich gekettet — das ist die Religion und die Ehe.

Ich stimme Dir bei, daß das Christentum eine Religion der Zukunft ist, wie die der Griechen eine der Vergangenheit, schon bei den Alten selbst. Aber ist sie nicht noch mehr eine Religion des Todes, wie die klassische eine Religion des Lebens? Mir däucht, ich finde darüber herrliche Andeutungen in Deinen gedruckten Sachen und was ich mich aus den Papieren erinnere. Es muß dies ungefähr auch Deine Meinung sein. Wenn Du doch die über das Christentum einmal in einen Brennpunkt sammeln wolltest! Vielleicht bist Du der erste Mensch in unserm Zeitalter, der Kunstsinn für den Tod hat. Ich glaube, daß das Christentum sich eben deswegen, und weil Tod und Leben eins sind, sich mit dem äußersten Realismus behandeln ließe. Ich umarme Dich herzlich. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [150]

Berlin, März 1799

Macte virtutis! — Das heißt, Deine Kunstelegie, vortrefflichster Freund, ist das antikste, was ich noch in teutonischer Sprache gelesen habe. Es ist in der Tat ein gewaltiges Produkt und was mir nebenbei noch besonders daran gefällt, ist eine gewisse Ebbe und Flut in den Massen der Gedanken oder Bilder, die mir sehr elegisch scheint. In das Ende konnte ich mich erst nicht recht finden, nun finde ichs aber sehr schön; überhaupt muß man sich

tief hineinlesen. Was will Caroline? Wenn sie nur nicht anfängt, für die schöne Mitte, die ihre alte Liebhaberei ist, bis zur Intoleranz zu schwärmen. Es ist auch gewiß nicht zu gelehrt, denn Dorothea und Henriette haben sie schon beim dritten Lesen vollkommen verstanden, nachdem ich die versteinerten Fraun leise mit der Roten Öl benetzt. — Von Stellen ist mir die Lakonische Jungfrau die liebste. Ein göttlicher Gedanke. Nächstdem die Gorgogeharnischte Pallas des sterblichen Vaters. — Dem Tieck, der meinen Enthusiasmus ganz teilt, gefällt die Stelle von Sophokles besonders. Er bewundert auch die Verse sehr; am meisten aber mit mir, daß Du so teufelmäßig antik bist. Ich stellte neulich die Elegie mit den italienischen Sonetten von Dir in einer gewissen Rücksicht zusammen: er tat aber ganz verächtlich über mein Urteil und meinte, die wären doch nur modern.

Der einzige Ring am Finger des geschicktesten Mannes kam mir beim letzten Lesen ein ganz klein wenig modern vor. Das Beil des Anakreon aber hat mich noch bei jedem Lesen mit betäubt.

Du erwirbst Dir so himmelhohe Verdienste um das Athenäum, daß mir bange wird, wie ich Dir einigermaßen nachkommen soll. Indessen soll es doch ernstlich versucht werden, sobald ich nur den ersten Band der Lucinde vollends vom Halse habe. Es freut mich, daß Du noch so viel Anteil an dieser hast nehmen mögen — da Du wie gesagt so teufelmäßig antik bist.

Ich bin sehr begierig, was Du zu Hülsen sagen wirst. — Vom Athenäum habe ich hier noch nicht viel Interessantes gehört. Hirt hat sich sehr gewundert, daß nichts gegen ihn darin ist. Einigen Frauen gefällt mein Brief, andre empören sich dagegen. — Durch die Sonette und durch die Elegie hast Du Dich zum Gründer der Poesie in und durch Dich selbst koroniert. — Schleiermacher schreibt mir, wie er sich an den Gemälden delektiere und wie ihn auch die Religion interessiere, die nicht darin sei. Solche Menschen, die sich auf die Religion applizieren, sind in diesem Stück immer etwas hochmütig und intolerant.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [151]

Berlin, März 1799

Ich bitte Dich, lieber Freund, recht faul zu sein. Die Herz sagt, daß Du am Machenwollen leidest. Ich beschwöre Dich, Dich ja nicht zu übereilen und Dir Deine volle Bequemlichkeit zu nehmen und zu lassen. Selbst für die äußere Erscheinung der Reden ist dies heilsam, da man es Deinem Stil leicht anmerken könnte, wenn Du ängstlich wirst.... Ich habe die Reden als Deine erste Schrift betrachtet, die Dich mit oder wider Willen ins Unendliche ziehen würde.... Die dritte Rede hat mir sehr gut gefallen, auch das Ende, ja dieses vorzüglich. Den Stil finde ich weniger vollendet, wie in den ersten beiden Reden, aber der Inhalt gefällt mir sehr und auch die Subjektivität der Ansicht und der Behandlung. Ich finde in dieser etwas sehr Rhetorisches, obgleich es mehr von der unsichtbaren Art ist. Am lautesten wird die Subjektivität in der Stelle gegen die Kunst. Indessen bin ich ganz vollkommen Deiner Meinung, insofern Du doch überhaupt nur vom Zeitalter redest, und Dich überall und unsichtbar auf dasselbe beziehst und an dasselbe anschließest. Sonst finde ich in der alten Tragödie allerdings eine große gediegene Masse von Religion; und auch in den älteren modernen, die Du wenig kennst, von Dante bis Calderon sind viel Mysterien. Aber daß Goethe keine Religion hat und Fichte ziemlich viel, wiewohl sie philosophiert und gebunden ist, sieht sich klar....

Friedrich Schlegel an Caroline [152]

Berlin, März 1799

Quell nobil alma
Che giammai curó rime ne versi

Denken Sie nur nicht, daß mein Gehorsam etwas andres ist als Gehorsam, romantischer Gehorsam. — Nach den Leuten frage ich gar nichts, denn ich schreibe das Buch aus Religion, wie jedes andre; und wenn Sie mirs diesmal zu toll machen, so schreibe

ich sogleich meine Bibel, und dann versichre ich Ihnen, soll von der Lucinde nicht mehr die Rede sein.

Wenn Wilhelm die Lucinde durchaus als Roman oder Unroman beurteilen will, so sollte ichs wohl zur Bedingung machen, daß er den Cervantes gelesen hätte, nicht den Don Quixote allein. Der gehört mehr in die Sphäre, für die ich aus guten Gründen den Namen Novelle gewählt; sondern die Novelas, noch mehr den Persiles und am meisten die Galatea. (Witziger als die letzte soll die Lucinde nicht sein — das Ganze hat eine witzige Form und Konstruktion. Wegen des realen Witzes, den W. zu erwarten scheint, assigniere ich ihn auf die Novellen. Hier würde das gegen meine Absicht streiten und den Ton so verderben wie eingestreute Lieder. Die Stelle vom Witz, gegen die es W. hat, ist die, welche Tieck im ganzen Buch am meisten lobt.)

Ebenso würde ich auch nicht gern mit einer Frau über Romane reden, von der ich nicht notorisch wüßte, daß sie alle engländischen Romane verabscheut, oder was ich noch vorziehen würde, keinen derselben gelesen hat. — Cervantes postuliere ich nicht, wie von jedem Manne, denn ich glaube, Ihr habt jede und alle Einen Roman in Euch, der noch etwas echter ist als jene vier echten und sie alle umfaßt. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [153]

Berlin, März/April 1799

So sind die Menschen! Erst wohnen sie halbejahrelang einige Häuser weit voneinander, sind fremd und unfreundlich, tun sich auch wohl gelegentlich allerlei Herzeleid an, und dann nehmen sie mit einemmal Abschied voneinander und sind gerührt, so wie die meisten erst dann glauben, daß sie tot sind, wenn sie wissen, daß man sie bald begraben wird. — So scheint nun auch Henriette zu fühlen, daß sie uns verläßt, obgleich es eigentlich schon viel früher geschehen ist.

Indessen ist es nun einmal meine Art oder Unart, nichts vergessen zu können, und so schicke ich Ihnen denn das liebenswürdige Kind mit vieler Freude und Rührung. Ich habe geglaubt, sie sollte einmal zu uns gehören. Das wird nun wohl nicht geschehn, es müßte ihr denn schlecht gehn, oder sie müßte von selbst zu sich kommen. — — Sehn Sie sie selbst an, ob sie wohl zu uns gehört oder nicht. Freilich können Sie sie nicht in der närrischen Umgebung der gutschlechten Gesellschaft sehn, und müssen also prophetisch verfahren.

Dorothea behauptet, ich hätte sie etwas geliebt. Sie hat recht und unrecht. Denn so liebe ich wohl jeden, der mir nicht gleichgültig ist.

Hier ist nun wieder etwas Lucinde. Ich wünsche bald darüber etwas von Ihnen zu hören, nicht eben reines Lob, aber auch etwas mehr als Urteil; so ein weniges Etwas aus dem Gemüt. Lassen Sie sich dabei auf nichts ein, was nicht Ihres Gefühls ist, besonders nicht auf die Kunst, und glauben Sie es mir lieber vor der Hand, daß das Ganze eines der künstlichsten Kunstwerkchen ist, die man hat.

Wenn Sie uns sähen bei und mit der Lucinde, würde ich Ihnen vorkommen wie der wilde Jäger, Dorothea wie der gute Geist zur Rechten, und Tieck wie der böse zur Linken. Er vergöttert sie etwas und nimmt daher alles in Schutz, wobei Dor. schüchtern ist, und Sie vielleicht tadeln würden.

Ihr kommt nicht! — Aber ich komme diesen Sommer noch auf einige Wochen mit Tiecks oder mit der kleinen Levi, die ihren Plan Eurer Schwäche wegen auch nicht gleich aufgibt.

Wie sehr wir außer der Betrübnis aber ergrimmt sind, wird Henriette nicht ganz verschweigen. Tieck hat besonders geschimpft, und wirklich treibt Ihr die Schwachheit für Iffland und die sogenannte Schauspielerei sehr weit. — Tieck meinte unter vielen andern pikanten Sachen, W. möchte doch den Sophokles übersetzen, damit Iffland ihn spielen könnte.

Schreiben Sie mir ja von Schelling, was Sie mögen. Wenn er mir auch nicht so höchst unbändig interessant ist, so ist es doch

vielleicht Ihr Interesse an ihm. — Übrigens schien mir allerdings der Mensch Schelling merkwürdig und gut, nur noch sehr roh. — Seine Philosophie an sich würde etwas sehr Ephemeres sein, wenn er nicht in das neue Zeitalter eingreifen kann. Und ob er das können wird, darüber bin ich noch gar nicht im Reinen. Er schien mir nach uns hin sehr zu. Daß er mich vermuten sollte, wäre eine überspannte Foderung. Aber Hardenberg einigermaßen zu verstehn, wäre doch wohl seine Schuldigkeit, die er durchaus nicht erfüllt. Daß er für Tieck so viel Liebe hat, ist ein gutes Zeichen, aber er hatte ihn nur sehr gemein genommen. Daß er für Wilhelm bei so bewandten Umständen gar keinen Sinn hat, versteht sich von selbst. Nun genug von ihm. Übrigens hatte ich ehedem geglaubt, er und Henriette wären eben gut genug füreinander. Sie, versteht sich, immer noch etwas zu gut für ihn; aber so gehört sichs ja wohl?

Auguste an Friedrich Schlegel und Tieck [154]
Jena, März/April 1799

Brief an Fritz und Tieck

Du wirst wohl etwas tolle sein,
Und Deine Vernunft ganz klumperklein
Wegen der fatalen Geschichte
Von unserm weltberühmten Fichte.
Darum will ich Dich dispensieren,
Mir vors erste wieder ein Briefchen zu schmieren.
Doch sobald Du wieder vernünftig bist
(Bis dahin ists wohl noch 'ne ziemliche Frist)
Mußt Du mir wieder einen schreiben,
Und mein Diener stets treu verbleiben.
Auch ich bin ganz des Giftes voll,
Und auf den alten Kaufmann toll,
Der mir mein Schwesterchen entführt,

Eh ich es orntlich lernte kennen,
Ich möchte den häßlichen Menschen verbrennen!

Doch was ist weiter da zu tun?
Man muß in der süßen Erwartung ruhn,
Daß alles sich noch recht glücklich ende,
Und sie, und Du, und Deine Veit
Bei uns bleiben bis in Ewigkeit.
Fürs erste ist es doch noch gut,
Daß Tieck und Du im Sommer kommen:
Daß der Gedank Euch nur nicht wird benommen,
Sonst würd ich Euch entsetzlich schelten,
Und Euch auch gleiches mit gleichem vergelten,
Und im Herbst nicht kommen nach Berlin,
Und läse aus Rache auch nicht Tiecks Zerbin!
Drum laßt Euch raten und kommt wie der Wind,
Damit Ihr dem Unglück vorbeugt geschwind.

Das muß ich Euch nun beteuern sehr,
Die Unger'n trüg ich gleich ins Meer,
Wenn ich an Eurer Stelle wär;
Und wenn Ihr meinen Rat befolgt,
So hängt ihr einen Mühlstein an,
Damit sie nicht wieder ans Ufer kann;
Denn Unkraut geht so leicht nicht unter.
Ihr seht, ich bin entsetzlich toll
Und ganz des dummen Zeuges voll,
Das macht ich habe Faust gelesen,
Da fuhr in mich sein tolles Wesen.
Nun gute Nacht! Es brummt zehn Uhr,
Daß es mir durch alle Glieder fuhr.

Nehmt mirs nur nicht schief,
Daß ich nicht eher einschlief

Und Euch noch erst so ennuyierte;
Es ist gewiß nicht gern geschehn,
Denn eigentlich wars auf amûsement für Euch abgesehn.
Und wenn Ihr just nicht in der Laune
Seid, das heute zu lesen, so laßts liegen;
Der Geist davon wird nicht verfliegen.
Nun grüß ich Euch insgesamt recht schön
Und werde bald zu Bette gehn.

An
Friedrich Schlegel
und seinen Busenfreund
Ludwig Tieck.

Auguste.
Ich habe würklich sehr geschmiert.
Doch das Blättchen bedarf keiner
äußeren Zierd.

Dorothea an Schleiermacher [155]

Berlin, 8. April 1799

... Von dieser Nachricht will ich mich aber gar nicht irre machen lassen, lieber Schleiermacher, sondern Ihnen getrost schreiben, so als sollten Sie noch lange in Potsdam bleiben; freuen sollte es mich doch, wenn er Sie nicht träfe. —— Was ‚Lucinde' betrifft — ja was ‚Lucinde' betrifft! Oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offnen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurteilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen. ...

Caroline an Luise Gotter [156]

Jena, 24. April 1799

... Wir haben in Weimar endlich den Wallenstein ums Leben gebracht — und wollen hoffen, daß er dadurch die Unsterblichkeit erlangt. Die Schönheit und Kraft der einzelnen Teile fällt am meisten auf. Wenn man es nach einem einzigen Sehen beurteilen dürfte, so würd ich sagen, das Ganze hat sehr an Effekt durch die Länge verloren. Es hätte nur Ein Stück sein müssen, dann hätten sich die Szenen konzentriert auf Einen Brennpunkt, die sich jetzt langsam folgen, und dem Zuschauer Zeit zu kühler Besonnenheit lassen. Der letzte Akt tut keine Wirkung — man merkt den Fall des Helden kaum, an dessen Größe 11 Akte hindurch gebauet worden, um eine große Erschütterung durch seinen Sturz hervorzubringen. Und die mannigfache Absicht, die Berechnungen, welche hindurchschimmern! Es ist eben ein Werk der Kunst allein, ohne Instinkt. Ich kann Dir nicht sagen, wie dagegen das Ende Shakespearescher Trauerspiele, auch seiner politischen, das Herz erfüllen und bewegen. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [157]

Berlin, April 1799

Besorge auch nichts von meinem Treiben ins Unendliche. Es ist eigentlich nicht nach dem Buchstaben gemeint und auf ganz etwas Bestimmtes abgesehn. Ich bin nämlich unendlich begierig auf die Visionen. Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich mir denke, diese würden mehr den Charakter heiliger Schriften haben, wie die Reden, die mir dafür zu rhetorisch und zu bestimmt sind. Ich habe in der dritten Rede mit Freude eine rethorifugische Bewegung gespürt, die etwas ähnliches, als ich meine, zu wollen scheint. In diesem ersten Versuch und Taubenausflug aus dem Kasten der Kultur ins Freie der Religion scheinst Du mir zwar

in der Mitte zu sein, nicht aber die Schrift. Sie ist voll vom heiligen Geist, aber sie selbst ist nicht heilig.

Außerdem habe ich freilich noch ein großes, literarisches συμ auf dem Herzen, in dem ich die Stimme eines hohen Berufs sehe. Aber was soll uns ein noch so großes, angewandtes συμ, solange das ursprüngliche, menschliche sich nicht wieder findet?

Ich für mich habe auch vor einigen Wochen eine neue Erscheinung gehabt. Es ist nämlich ein Bote des Herrn — Du weißt, daß ich auch an gute Geister glaube — bei mir gewesen, und hat mir geheißen, dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf zu werfen; und schon war ich im Begriff Dich zu bitten, Du möchtest mir den prächtigsten Luther von Sack oder sonst brieflich verschaffen. Indessen hats füglich keine Eil und kommt nicht an auf einige Zeit. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [158]

Berlin, 7. Mai 1799

. . . Mit der Religion, lieber Freund, ist es uns keineswegs Scherz, sondern der bitterste Ernst, daß es an der Zeit ist, eine zu stiften. Das ist der Zweck aller Zwecke, und der Mittelpunkt. Ja ich sehe die größte Geburt der neuen Zeit schon ans Licht treten; bescheiden wie das alte Christentum, dem mans nicht ansah, daß es bald das Römische Reich verschlingen würde, wie auch jene große Katastrophe in ihren weitern Kreisen die französische Revolution verschlucken wird, deren solidester Wert vielleicht nur darin besteht, sie incitiert zu haben. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [159]

Berlin, 18. Juni 1799

Haben Sie denn im Dieskauer Waisenhause meiner gedacht? Da habe ich mit Brinkmann philosophiert, so Haus-Philosophie,

und Poesie gelesen, und ich habe mir von ihm erzählen lassen von den Menschen; denn ich selbst sah keine und wollte keine sehen. Mehr noch das Bewußtsein meiner innern Unfertigkeit und Gärung, als äußere Umstände hielten mich davon ab. Auch konnte alles, was er mir Schönes sagte, nicht hindern, daß nicht der Keim der Verachtung eben damals sein erstes Leben gewann, trotz des Bewußtseins, daß ich in die Bildung, wie Brinkmann sie mir beschrieb, und wie sie in ihm war, nicht hineinreichen konnte. Tot war ich eigentlich damals nicht, aber äußerlich wenigstens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menschen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger genutzt und genossen hätte. Auch an den Wissenschaften verzweifelte ich in der Stille. Ich sah, wie geistlos alles betrieben wurde, und selbst Kant, den ich eifrig studierte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philosophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Es war also natürlich und meiner Faulheit sehr gemäß, daß ich lavierte, und das schlechte Manöver ist Gott sei Dank noch so leidlich abgelaufen.

Mittwoch Abend

Diesen Mittag habe ich bei der Veit gegessen, habe dann meine Notiz von Kants Anthropologie dort zu Ende ins Reine geschrieben und dann sind wir in Bellevue gewesen, wo die Akazien göttlich riechen; hernach habe ich noch mit Schlegel ein wunderbares Gespräch über mich gehabt, wobei wir uns wahrscheinlich beide nicht verstanden haben. Er notiziert jetzt die Religion, und da studiert er mich ordentlich; er will mein Zentrum wissen, und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wohl selbst so verstehe, wie er mich verstehen will? Ich habe ihm gesagt, ich würde wohl nie bis ins Zentrum kommen, mit dem M a ch e n nämlich, meinte ich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich selbst genommen, kurz, wir sind nicht zusammen gekommen. Was ist denn mein Zentrum? wissen Sie es?

In Schlegels Notiz, die erst angefangen ist, steht unter andrem,

der Stil der Reden sei eines Alten nicht unwürdig; das ist wohl zuviel gesagt. Übrigens bin ich sehr begierig darauf, was alles in dieser Notiz stehen wird.

Gute Nacht! In welchem Nest mögen Sie schlafen? Morgen kommen Sie nach Ilsenburg, und ich denke, mit dem Harz soll Ihnen eine neue Göttlichkeit und ein neuer Enthusiasmus aufgehen.

Schleiermacher an Henriette Herz [160]

Berlin, 20. Juni 1799

Mich wundert etwas in Ihnen, nämlich der totale Sieg der Kunst über die Natur, so daß Sie mit einer gewissen Gleichgültigkeit von der großen Natur reden, der Sie damals entgegensahen. Ich wünsche ihr aber (der Natur nämlich) zu dem neuen Kampf schönes Wetter, wie es scheint, daß wir es bekommen. So sehr ich mich über die Gewalt der Kunst freue, so leid sollte es mir tun, wenn diese Natur nicht ihre Wirkung täte. Sie wissen, inwiefern ich mir aus dem Schönen in ihr nicht eben viel mache, aber das Erhabene in ihr halte ich in großen Ehren. Es sind wirklich nicht dem Gnade nach, sondern spezifisch ganz verschiedene Eindrücke und beziehen sich auf ganz etwas anderes. Auf Bergen oder auf dem Meer macht die Entfernung, daß man außerhalb der Erde zu stehen glaubt, und das mag ich gar gerne.

Schleiermacher an Henriette Herz [161]

Berlin, 1. Juli 1799

Wie ich mit Friedrich stehe, weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Auch darin bin ich nicht ganz Ihrer Meinung; unsere Gemüter sind wohl recht füreinander, Friedrichs und meines, nur nicht auf die Art, wie Ihres und meines, sondern eben, insofern sie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß

man unter diesen Umständen nicht so leicht auf den rechten Punkt zusammenkommt, ist natürlich; aber es kann doch gehen und muß gehen, wenn Schlegels Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältnis leiden kann, ich kann es nicht und werde mir nächstens das Herz fassen, wieder mit ihm zu reden. Es ist nur so übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art affizieren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen solchen Einfluß auf seine Arbeiten hat. Ach, es ist ein großes Elend! Mit Dorothea kann ich über diese Dinge gar nicht reden; sie stellt sich so sehr auf einen unrechten Standpunkt, daß ich gar nicht hierüber sprechen kann. Worauf Sie zurückgehen, das ist wohl etwas. Sein gänzliches Nichtverstehen unseres Verhältnisses geht aus mehreren Stellen in der Lucinde klar hervor; aber es ist doch nicht alles, er versteht auch mein Verhältnis zu ihm nicht und deutet meine Demut und meine ehrerbietige Schonung nicht recht, aus der ich mir gar vieles versage. Doch das muß man mündlich besprechen, und ich hoffe auch dafür viel von Ihrem Hiersein.

Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermütig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Übrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller noch Richter sein können, und was vielleicht außer ihm jetzt niemand sein kann; müßte er sich nur nicht auch mit seinen Arbeiten eilen. Die Grobheiten im Athenäum werden Sie doch auch wohl billigen, wenn es notwendige Wahrheiten sind und wenn sich zeigen läßt, daß es nach richtigen Begriffen viel gröber wäre, wenn man sie anders sagte. Mit der Natur, das ist mir noch immer nicht klar. Sie haben sie doch eben auch als einen toten Stoff angesehen, der behandelt werden muß, und es ist Ihnen immer der von uns eingefallen, der grade diese oder jene bestimmte Gattung desselben am besten behandeln konnte. Aber wie haben Sie ihn denn selbst behandelt? Friedrich meint

in seiner Notiz, wo ich mich in der Religion der Natur nähere, da offenbare sich meine Irreligion als Mangel. Er hat besondere Begriffe von Natur, die ich noch nicht verstehe — aber meine Behandlung derselben verstehe ich wohl. Was Sie mir so oft als Polemik ausgelegt haben, daß ich gleich geradezu auf die Unendlichkeit der Chemie gehe, damit ist es mir bitterer Ernst, obgleich mancher einzelne Genuß dabei verloren geht, der aber freilich von einer Art ist, die ich für niedriger halte.

Ein großes Wort hat Friedrich doch über mich gesagt in unserm Gespräch, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten, nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich, ich kann das weder konstruieren noch demonstrieren, aber es ist leider wahr. Mit dem Befragen, das übertreiben Sie, liebe Jette, und ich bitte Sie, schlagen Sie einmal die entgegengesetzte Maßregel ein. Es ist nichts wohltätiger für mich, als wenn man mich über mich zum Reden bringt, ich dächte, Sie müßten das gefühlt haben, so oft es der Fall gewesen ist. Es mag eine schwierige Operation sein, aber ich bitte Sie inständig, lassen Sie es sich nicht verdrießen.

Dorothea an Caroline [162]

Berlin, Juli 1799

Ich meinerseits liebe den Hülsen nicht so sehr, obgleich er ein seltsamer Mensch ist. Man vergibt es ja gern, wenn jemand ein Ärgernis an der Lucinde nimmt, wie kann man aber nichts als Ärgernis daran nehmen? und die allerliebste Fordrung, lieber den zweiten Teil gar nicht zu geben — und was sonst noch allerliebstes in dem allerliebsten Briefe steht. Ich möchte ihn persönlich kennen, um zu wissen, ob ich ihn recht aus diesen Briefen beurteile; nämlich ich glaube, er hat recht viel verhaltnen, inner-

lichen Ingrimm und affektierte Simplizität! Sie kennen ihn, Liebe, sagen Sie mir, ob ich nicht ein bißchen Recht habe? War Tieck fröhlich und guter Dinge in Jena, so zweifle ich keinen Augenblick daran, daß er Ihnen nicht recht gut gefallen. Der Himmel behüte ihn nur für üble Laune, und die wird ihm gar leicht, mit irgend einem Winde angeweht. Wir sind recht begierig zu wissen, ob er sich entschlossen hat, den Winter in Jena zu leben? Herrlich wärs, nur die Frau! die Frau!

Es geht sehr gut mit Fichten hier, man läßt ihn in Frieden. Nicolai hat sich verlauten lassen: man würde sich nicht im geringsten um ihn bekümmern, nur müßte er nicht öffentlich lesen wollen, das würde dann nicht gut aufgenommen werden. — Ich werde ganz exzellent mit Fichten fertig, und überhaupt, ich nehme mich so gut in diesem Philosophen-Konvent, als wäre ich nie etwas schlechters gewohnt gewesen. Nur habe ich noch eine gewisse Angst vor Fichte, doch das liegt nicht an ihm, sondern mehr an meinen Verhältnissen mit der Welt und mit Friedrich — ich fürchte — doch ich irre mich vielleicht auch. Schreiben kann ich kein Wort mehr, Liebe, meine Philosophen laufen unaufhörlich die Stube auf und ab, daß mir schwindelt. Zudem ist Friedrich auch unzufrieden †, daß ich ihm mitten in seinem Briefe geschrieben, da er sich vorgenommen hatte, eine Unzahl von geistreichen Dingen zu schreiben. Diese Sünde will ich nicht auf mich nehmen, ich lasse ihm also noch Raum genug, wenigstens eine Probe davon zu geben; er muß es auch noch tun, denn das, was er schrieb, ist so greulich trocken. — Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich empfehle mich unserm Schlegel.

Dorothea

† Das ist eine höchst entsetzliche Lüge. Durch einen Fußfall habe ich sie dahin gebracht, mir zu helfen, da ich gar nichts mehr zu schreiben wußte: denn so dumm bin ich jetzt wirklich.

[von Friedrich]

Freiberg, 26. Juli 1799

... In der italienischen Sammlung sah ich bloß die Madonna — bei Gott! nichts als die Madonna, die der Inspektor mir, weil ich mich so lange bei der Holbeinschen aufhielt, bald zeigte. So wirkte noch nie ein Bild auf mich. Sie sahen mich an, sie sehen mich noch an, die großen, hellen, blauen Augen, die eine Unendlichkeit abspiegeln. Alles was ich je gefühlt und geahndet hatte, alle die unbestimmten Bilder, die, eingehüllt in trüben Nebel, meiner Seele vorschwebten, das ganze bunte Gewimmel meines inneren Lebens strahlte mir verherrlicht aus diesen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich Andacht, wahre religiöse Andacht, Anbetung, weil ich kein Wort sonst weiß. — Und was ist denn Andacht? Daß der Begriff Gott nichts ist als das absolut Unendliche, wovon wir uns kein Bild machen dürfen und kein Bildnis, um es anzubeten, das gebe ich ja gern, sehr gern zu. Aber wie entstund die Idee einer bloß idealen und doch zugleich körperlichen Welt? Ich meine dadurch: uns engte von allen Seiten das Notwendige ein. Müde von den ewigen Bestrebungen, uns durch den rohen Stoff hindurch zu kämpfen, eine neue Welt aus dem Chaos hervor zu rufen und für uns zu schaffen, suchten wir einen anderen Weg, dem Unendlichen entgegen zu eilen, welchem wir, mit der rohen Masse belästigt, nur langsam entgegen gehen könnten. Wir gingen in uns zurück, und schufen eine andere Welt, in welcher ätherische, schwebende, schnell entstehende, schnell verschwindende Wesen uns die Spuren des Weges bezeichneten, denen wir im Fluge vorbeieilten. So entstand hohe Dichtung, so, indem man sich einer andern, auf einmal unendlich vieles ausdrückenden Sprache bedient, die Kunst, so überhaupt das Romantische. Aber was ist es anders als ein Sehnen nach dem Unendlichen, das unaufhaltsam forttreibt und jede selbsterbaute Schranke sofort wieder herunterreißt? Und das Gefühl, welches uns bei der Anschauung eines Bildes, dessen hoher, tiefliegender Sinn fast bloß durch

unendliche Approximation errungen wird, was ist es, wenn nicht religiöse Stimmung, Andacht? . . .

Novalis an Tieck [164]

6. August 1799

. . . Deinen übrigen Verwandten sage, daß ich mich mit Liebe jenes frohen Abends erinnern werde, den ich unter Ihnen zugebracht habe — der so reich an mannigfachen Genüssen war und durch den schöne Art noch schöner ausgehoben wurde. Eine einfache Beschreibung gäbe ein liebliches romantisches Bruchstück.

Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. — An Dir hab ich so manches vereinigt gefunden — was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. — Wie meine Julie mir von allen das Beste zu besitzen scheint, so scheinst auch Du mir jeden in der Blüte zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. — Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh ich ganz. Nirgend stoß ich auch nur von weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd — Du nimmst an allem teil — und breitest Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen. . . .

Lebe wohl.

Dein treuer Freund

Hardenberg

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [165]

Es ist endlich Zeit, daß ich Dir einmal wieder einige vernünftige Zeilen schriebe. Und heute kann ich mir schon ein außerordentliches Vergnügen verstatten, da ich mit dem Briefe über die

Philosophie fertig bin. Etwas so populäres habe ich noch nie geschrieben, und Caroline meint, Wilhelm könne in seinem ganzen Vermögen nicht soviel Heiligkeit und Innigkeit auftreiben. Er hat aber darauf gedroht, wenn wir ihn lange schören, so würde er sich noch auf die Religion legen! Wenn Du ihn siehst, diesen Brief, so wirst Du wissen, wie ich ihn geschrieben habe. Ohne Materialien und Gerät, außer ein Oktavblättchen Chiffern, und bis auf wenige Worte gleich so wie er bleibt. Du wirst dann erraten, warum ich soviel neue Zuversicht habe, Du wirst selbst die beste Hoffnung von meinen Essays oder Moral bekommen. In der Tat ist damit eine neue Epoche in meiner Schriftstellerei angefangen, und ist mir ein Felsen von der Brust genommen. Mir ist es darum so froh, weil ich weiß, wie auch Du Dich mit mir und an mir freuen wirst. Ich weiß sehr gut, wenn ich mich täusche, und es schmerzt mich tief, wenn irdische Sorge die reine Göttlichkeit unserer Freundschaft trübt. In der Tat bin ich entschlossen, mich für diesen Winter durch nichts im Genuß derselben stören zu lassen, und bin gesonnen, aus dem schönen Übermut des vorigen Herbstes, der Tiefe des Winters und dem milden Witz und Kolorit des Frühjahrs eine Musik zu komponieren, zu der Du aber die andere Hälfte geben mußt.

Schön ists, daß Du einige Fragmente gelegt hast, und ebenso schön, daß Du endlich zu Deinen vielen Gedanken auch eine Schachtel hast. Ich glaube, daß diese Begebenheit für Deine Schriftstellerei und für Deine ganze äußre Existenz Epoche machen wird. Denn zu allen Analogis von Gedanken fehlte es Dir doch eigentlich an nichts, als an einer Schachtel, wo Dir etwas fehlt. Wir wollen unsre Eier in guter Ruhe wie gute Hennen miteinander verzehren. Ich habe freilich nicht viel gelegt, wenigstens nicht viel Fragmente. Doch kannst Du leicht denken, daß ich das Ideal der nächsten Masse schon ganz fertig im Kopfe trage. Sie rücken Dir immer näher, und unter andern müssen recht viele von der Art des Katechismus gemacht werden, der denn doch wohl der Matador in der großen Masse bleibt....

... Auf das, was Du vom Ridicule schreibst, kann ich nichts sagen als O! Cynism, Cynism o! — Wenn man sich einmal über die große Lächerlichkeit, ein Schriftsteller zu sein, aus heiligem Beruf weggelächelt hat, so gibts weiter kein Ridiculeres en detail. Das ist meine geringste Sorge. Aber auch für meine äußere Existenz wäre der Verlust nicht groß, da ich, was ich wirklich fertig hätte, überall so gut bezahlt kriegte, tausend Projekte für Eins habe, und unter anderem recht gern gleich auf der Stelle einen Roman schriebe. . . .

Aber um der Sache, um der Literatur, um meiner literarischen Ehe mit Wilhelm willen liegt mir unendlich viel daran, daß die Sache besteht und fortgeht. Ich werde alles tun und Ihr sollt nur sehen! Das Geld ist nicht Motiv genug für mich, und der Zank im Winter hatte mir eigentlich alle Lust verdorben. Nun wir in der schönsten Harmonie sind, die gewiß nie wieder unterbrochen wird, nun fühl ich unsägliche Kraft und Liebe und Mut zu dem Werke. Meine Satanisken über die Herz und Dich hast Du sehr schön erwidert. Es lag nichts dabei zum Grunde als folgendes. Dein eigentlicher Beruf ist die Freundschaft, und was für uns andere Beruf ist, Amt oder literarischer Cynism, ist für Dich nur Element, in dem Du Dich leicht bewegst. Wenn ich Dir noch durch etwas andres wohlgetan habe, als durch meine Existenz und mein unersättliches Bedürfnis Deiner Freundschaft, so war es vielleicht durch den Sinn für die Freundschaft und ihre Mysterien überhaupt, durch meine Philosophie der Freundschaft, die mich Deinen Wert nicht bloß fühlen sondern auch verstehen lehrte. Aber ich halte Freundschaft und Liebe nicht bloß so für Schwesterkünste, daß zwei sie, jeder eine für sich, nebeneinander treiben sollten, wo dann etwa erst vier Stück Personen einen ganzen Menschen ausmachen würden. Sondern jeder sollte sie selbst beide treiben, und gleich ganz sein. Ich habe oft mit Sorge daran gedacht, welch ein Phönix eine Frau sein müßte, die für Deine Liebe eben recht wäre, und ich bin von der Notwendigkeit, Musik und Poesie zu verbinden, so überzeugt, daß

ich nicht umhin kann zu wünschen, obgleich es eigentlich, wenn Du willst, ein Frevel ist, nicht mit Deiner bloßen Existenz zufrieden zu sein, und auch noch um Deine Wohlexistenz sorgen zu wollen. Vielleicht wird die Liebe Dir nur Element und Supplement sein; aber auch so ist ein Phönix nötig. Eine, die in dem, was vom äußern Glanz und Zier schön ist, Deine Ergänzung sein kann, findest Du leicht. Du hast eine Freundin gefunden, die durch ihren Sinn für Deine Tiefe Dich ans Licht lockt, oder, wie Du's nennst, herausarbeitet, denn dazu hat die Herz wohl soviel gewirkt als ich. Aber es müßte doch Liebe sein, und diese sie müßte noch eine Eigenschaft haben, die ich nicht zu nennen weiß, obwohl ich sie als eine fühle und bestimmt weiß. Sonst wäre sie Deiner nicht wert.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [166]

Jena, 20. September 1799

... Zu Hülsens Bildungstrieb habe ich mir noch keinen Trieb gebildet. Alles was er schreibt ist für mich moralisch. Keiner entspricht so meiner Idee von Moral; selbst die epische Form gehört mit dazu. Moral ist mir gerade wie Religion unsichtbares Element der Mystik. Etwas ganz andres Praxis und die Prinzipien derselben. Sie sind bei mir äußerst revolutionär, daher ich auch da manche Verschiedenheit von Dir vermute. Freilich nur Verschiedenheit; denn Deine Ansicht der Praxis ist mir höchst interessant. Dahingegen Hülsen von dem, was ich darunter verstehe, weder Einsicht noch Vermutung hat.

Was in den Ideen in näherer Beziehung auf Deine Reden scheint, als das übrige, ist eigentlich weder an Dich, noch gegen Dich, sondern nur, wie die Schwaben sagen, aus Gelegenheit Deiner. Die ganzen Ideen gehen bestimmt von Dir, oder vielmehr von Deinen Reden ab, neigen nach der andern Seite in den Reden. Weil Du stark nach einer Seite hängst, habe ich

mich auf die andere gelegt, und Hardenberg mich gleichsam, wie es scheint, angeschlossen. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [167]

Jena, September 1799

... Lieber Freund, wie wunderlich hast Du das aufgenommen, was ich Dir letzthin geschrieben; als ob ich fordern könnte, Du solltest die Ideen verstehen, oder unzufrieden darüber sei, daß Du sie nicht verstanden. Es ist mir ja eben nichts verhaßter als dieses ganze Verstandes- und Mißverstandes-Wesen und Unwesen. Ich freue mich herzlich, wenn irgend einer, den ich liebe oder achte, einigermaßen ahndet was ich will oder sieht was ich bin. Du kannst leicht denken, ob ich in dem Falle bin, diese Freude oft erwarten zu können. Ich erwarte es nie, und nehme es eben als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verständnis öffnet. Aber eins erwarte ich von jedem Freunde, weil ich es erwarten will, daß was mit Liebe und Freude in bescheidner Hoffnung dargeboten wird, auch entweder gar nicht, oder in demselben Geiste und nicht im entgegengesetzten angenommen wird.

Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Gespenst von Verstehen und Nichtverstehen herumzuschlagen, so lege sie noch beiseite. Oder mache es mit allen, wie Du es, glaube ich, mit der Lucinde gemacht hast: freue Dich an dem, was nach Deinem Sinne ist, und laß das Übrige fallen.

Das Gerede darüber kann aber gewiß wenig fruchten, geschweige denn gar über andere zartere Verhältnisse. Oder glaubst Du, daß zerrissne Blumen durch Dialektik wieder wachsen? Wie wenig das Reden hilft, das bewährt sich gleich in dem, was Du auf meine Bemerkung über Deine vorschnelle Klarheit erwiderst. Lieber Freund, wie seltsam drehst Du das? Und die Worte sind doch eben ganz und klar und verständlich. Es ist immer

ein und dasselbe, was ich über Dich zu klagen habe. Da ich zuletzt mit Dir über Dich sprach, sprach ich eben davon, von Deinem Voraussetzen des Nichts, von Deiner Zuversicht im Unglauben, von Deinem Mangel an Sinn und Liebe im Einzelnen, der mich oft so geschmerzt hat. Ich kann den Grund davon freilich nicht in Deinem ursprünglichen Wesen suchen, sondern nur in einem zufälligen Mißverhältnis und Mißbrauch Deines Verstandes zu finden glauben. Und wenn ich in einem ersten Augenblick des Gefühls dieses Prinzip sehr hart bezeichne, so kannst Du es vielleicht verzeihen, wenn Du Dich erinnerst, daß es eben dieses ist, was unsre Freundschaft so feindlich berührt hat.

Du wirst vielleicht finden, daß auch dieser Brief eben ein neuer Beweis von der Unnütze des Redens hier sei, und daß Du also meine Beschuldigung nach allem Recht und Billigkeit mir zurückgeben kannst. Ich bekenne es im voraus und bitte Dich nur, es den letzten Beweis der Art sein zu lassen. Ich darf mich jenem Gefühle nicht ferner überlassen, es ist mir hart genug, mich dieser Notwendigkeit zu fügen; und ich kann nun eben nichts tun als die Hoffnung verehren, bis uns neue Freundschaft erleuchtet.

Ein Besuch hat mich unterbrochen. Nächstens mehr.

Caroline an Auguste [168]

Jena, 30. September 1799

Du Herzensmädchen, was hat mich Dein Brief gefreut, und die arme böse Mutter kann nun erst heut antworten! Du glaubst nicht, wie geschäftig ich in der letzten Woche gewesen bin, und krank dazu, denn endlich muß mir mein Laufen und Rennen, das ich so gern tat, doch zu Haus und zu Hof kommen. Loderchen hat mir was verschreiben müssen. Nun ist das ganze Haus gereinigt und neu aufgeputzt. — — Friedrich wohnt Dir wie der beste appanagierte Prinz. Diesen Abend soupieren wir drei bei Schelling, um ihm sein neues Nest einzuweihen. Er freut sich,

daß Du ihn zum Bacchus gemacht hast, indem Du ihn den Geber des Weins nennst, bald wird er auch der Geber der Freude heißen können, denn er ist sanft und liebreich und scherzhaft und läßt Dir sagen, Du möchtest ihm bei Deiner Wiederkunft nicht wie eine spröde Halbmamsell begegnen. Wilhelm macht alle Morgen ein Gedicht. Friedrich tut alle Tage nichts — als die Veit erwarten, die nicht über Dessau kommt. Wir wollten sie vorgestern von Leipzig abholen, Friedrich und ich, als wieder andre Ordre kam, doch kommt sie sicher nächste Woche. Vorgestern fand sich mit einmal Hardenberg ein, blieb aber nur bis gestern nach Tisch, was gut war, denn ich mochte ihn diesmal gar nicht leiden, er hat recht abgeschmacktes Zeug mit mir gesprochen, und ist so gesinnt, daß er, darauf wollt ich wetten, die Tieck mir vorzieht. Denk nur Kind! wir wissen noch nicht, wann diese kommen, wahrscheinlich bald. — Ungemessen lange Spaziergänge haben wir gemacht, von 2 bis 7 ist das gewöhnliche Un-Maß. Wilhelm will nicht mehr mit ausgehn, er liefe sich die Beine ab; da er nun die vorige ganze Woche jeden Morgen von 10 bis 1 Uhr mit Goethe hat auf- und abspazieren müssen, so ist es wohl billig, daß er den Nachmittag ausruht, der Länge lang nach. Goethe hat seine Gedichte, nämlich Goethens Gedichte, von denen ein neuer Band herauskommt, mit ihm durchgesehn, und ist erstaunlich hold. Griesette war vor 8 Tagen unglücklich, denn Schiller ließ ihn auf den Abend bitten, wo Goethe und Schelling da waren, und er war schon mit uns bei Frommanns, wo es auch wirklich etwas stupide zuging. Gestern ist er nun glücklich worden, denn da wurd er wieder gebeten und ging auch effectivement hin. . . .

Schelling läßt der Tischbein sagen, das wär wenig, daß Goethe sie eine angenehme Gegenwart genannt. Ihm wäre sie auch eine äußerst angenehme Erinnerung. Adieu, ich drücke Dich braun und blau an mein Herz.

Caroline an Auguste [169]

Jena, 6. Oktober 1799

In der Nacht setz ich mich noch hin, damit Du liebes Seelchen morgen gewiß ein Briefchen bekömmst, da Du so sehr jammerst. Du mußt bedenken, daß ich wirklich oft nicht schreiben kann, weil ich doch auch alle Deine kleinen Geschäfte neben meinen großen versehe. Nur das neueste. Diesen Mittag kam die Veit an, nachdem Friedrichs Ungeduld aufs höchste gestiegen war. Also nun ist sie da — da ist sie — merke Dirs wohl. Sie hat ein nationales, c'est à dire jüdisches Ansehn, Haltung und so weiter. Hübsch kommt sie mir nicht vor, die Augen sind groß und brennend, der Unterteil des Gesichts aber zu abgespannt, zu stark. Größer wie ich ist sie nicht, ein wenig breiter. Die Stimme ist das sanfteste und weiblichste an ihr. Daß ich sie lieb gewinnen werde, daran zweifle ich keineswegs. Vor dem Jungen fürchte Dich nicht länger, c'est un joli petit espiègle, er wird Dir tausend Spaß machen, ich bin schon sehr gut Freund mit ihm. Er ist ganz klein und geschmeidig wie ein Page, wir wollen ihm Deine Livree anziehn. . . .

Friedrich Schlegel an Auguste [170]

Jena, 7. Oktober 1799

... Die Veit ist seit gestern hier. ... Schreib Deiner Mutter nicht so witzige Briefe, Auguste, sie wird immer lustiger, so lustig, daß es beinah nicht mehr zum Aushalten ist. . . .

Dorothea an Schleiermacher [171]

Jena, 11. Oktober 1799

. . . Denken Sie sich, ich war auf dem Wege von Leipzig hieher einen Mittag in Weißenfels. Ein gewisser Doktor Lindner,

der mit mir fuhr, besuchte Hardenberg, und ich habe nichts dazu getan, ihn zu sehen, so begierig ich auch war. Lindner durfte es ihm gar nicht einmal sagen, daß ich dort wäre. Er kommt mir erschrecklich paradox und eigensinnig vor nach allem, was ich von ihm höre; er ist ganz toll in Tieck und in seine Frau, als Tiecks Frau, verliebt und verachtet alles übrige. Alles übrige sagt man. Wie lange dieses Delirium anhalten wird, weiß man nicht zu sagen. Enfin, mir hat aber sein Wesen, das ich schon immer ahndete, eben keinen Mut gemacht, ihm mit einem Schritt zuvorzukommen, um seine Bekanntschaft zu machen. Ungeheuer aber ist es, daß Goethe hier ist, und ich ihn wohl nicht sehen werde. Denn man scheut sich, ihn einzuladen, weil er, wie billig, das Besehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegels und Schelling ihn täglich auf seiner alten Burg besuchen, in der er haust. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; also ich werde in Rom gewesen sein, ohne dem Papst den Pantoffel geküßt zu haben. Es ist unrecht, und was noch mehr ist, dumm, und was noch mehr ist, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen.

... Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich andre neben ihm sehe, will es nur nicht so recht fort; das Arbeiten wird ihm immer schwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich, ihm meine tiefe Besorgnis blicken zu lassen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms sind mit mir darüber einverstanden, daß man ihn nicht quälen dürfte, und man läßt ihn in Ruhe. Das ist wirklich das einzige, was man für ihn tun kann, damit er nicht zerstört werde.

... Es scheint, die Berliner können nicht ruhen; sie können ebensowenig ein Leben als einen Roman sich ohne geschlossnen Schluß denken und nehmen nun gar bei mir die heilige Taufe als völligen Ruhestand und Auflösung an. Wie wäre es, wenn sie mich tot sein ließen? So wären Sie aus der Ungewißheit, und mir geschähe auch kein kleiner Dienst damit. ...

Caroline an Auguste [172]

Jena, 17. Oktober 1799

Meine liebe Auguste, ich habe gestern Dein Briefel bekommen, woraus ich seh, daß Du eine wütige impertinente kleine Kreatur bist, und auch den Schnupfen hast. —— Eigentlich hab ich Dir weniger zu sagen wie Du mir auf mein letztes. Wie wird Dir dabei zumut geworden sein! Ich wünsche, Du hast Dich freiwillig entschlossen, denn sonst möchtest Du es unfreiwillig tun müssen, nicht daß wir Dich zwingen wollen, mein Herz, aber der Zufall — denn Hufelands, die noch nicht in Berlin sind, reisen nicht über Dessau, sondern Leipzig, wo er jemand zu treffen denkt. Mein bestes Mädchen, Dein ganzer Sinn ist bloß auf Belustigung gerichtet, und auf diese Weise wird nie etwas Entschiednes aus Dir werden. Nicht nach dem Mütterchen sehnst Du Dich allein, obwohl ich weiß, Du tust das auch, und wir heulen auch gewiß beide vor Freude, wenn wir uns wieder sehn. Sei nur jetzt gescheut, sieh ein, daß Du nun noch nichts für Dein Singen hast tun können, und es war mir doch heiliger Ernst damit, wie ich Dich nach Dessau gehn ließ. Sollt ich Dich bloß zum Scherz von mir trennen? Das hab ich Dir schon gesagt, auf Ostern kann Dir die Entfernung vielleicht erspart werden; wenn Charlotte hier ist, möcht ich Dich so gern hier haben.

Wir haben die kleine Person verwöhnt. Sie will genießen, als ob sie andern könnte zum Genuß verhelfen, wovon noch keine Rede ist. Dies drückt sich in Deinen Äußerungen genugsam aus. . . .

Caroline an Auguste [173]

Jena, 21. Oktober 1799

. . . Am Donnerstag kamen Tiecks. Sie sind durch Dessau gekommen, und glaubten Dich mit der Tischbein in Dresden, so daß sie Dich nicht gesucht haben und nur wahrscheinlich mit Dir

in der Komödie waren, in den Arkadiern. Häßlich ist die Tieck nicht. Hätte sie Anmut und Leben und etwas mehr am Leibe als einen Sack, so könnte sie für hübsch gelten. Das kleine Tieckchen ist recht sehr hübsch und blühend geworden. Es macht sich übrigens alles recht gut zusammen. Den ersten Abend hat Schlegel gleich den König Richard und gestern Tieck ein Stück von Holberg vorgelesen. Das soll alles noch einmal gelesen werden, wenn Du kommst. Hast Du denn auch von dem Spuk in Leipzig gehört? Daran würde sich Kuhn jämmerlich ergötzen. Kotzebue hat ein Stück gegen die Schlegel gemacht und während der Messe aufführen lassen. Eine Rolle drin ist aus den Fragmenten im Athenäum ausgeschrieben, und soll so den Friedrich vorstellen, der zuletzt ins Tollhaus geschickt wird. Übrigens platterdings kein Witz darin außer der Schlegels ihr eigner. Es hat großen Lärm im Parterr gegeben pro und contra — das pro hat natürlich bei den Leipzigern die Oberhand behalten, hinterher hat Müller aber die weitre Aufführung verbieten lassen. Das Stück heißt der hyperboreische Esel oder die Bildung unsrer Zeit. Du kannst leicht denken, wie sich Schlegel tout de bon daran ergötzt hat. Es ist Dir ein Tausendspaß. — Schillers Musenkalender ist auch da, das Gedicht von der Imhof eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter, aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden. . . .

Caroline an Auguste [174]

Jena, 28. Oktober 1799

. . . Buonaparte ist in Paris. O Kind bedenke, es geht alles wieder gut. Die Russen sind aus der Schweiz vertrieben — die Russen und Engländer müssen in Holland schmählich kapitulieren, die Franzosen dringen in Schwaben vor. Und nun

kommt der Buonaparte noch. Freue Dich ja auch, sonst glaub ich, daß Du bloß tändelst und keine gescheiten Gedanken hegst.

Die Tieck mißfällt mir im Grunde doch, ich mag es nur nicht aufkommen lassen. Er ist sehr amüsant, und wir sind viel beisammen. Was die Menschen vor Zeugs aushecken, das glaubst Du nicht. Ich werde Dir ein Sonett auf den Merkel schicken, der in Berlin geklatscht hat, der Herzog habe den Schlegels wegen des Athenäum Verweise geben lassen usw. Da haben sich Wilhelm und Tieck letzt Abends hingesetzt und ihn mit einem verruchten Sonett beschenkt. Es war ein Fest mit anzusehn, wie beider braune Augen gegeneinander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen fast auf der Erde dabei....

Dorothea an Schleiermacher [175]

Jena, 28. Oktober 1799

Lieber Freund, seien Sie gut gegen Friedrich; denn niemand ist so gequält wie er bei seinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird, weiß ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er sagt, am zweiten Teil der Lucinde; aber er ist nicht so frei, so munter, als er sein sollte. Es ist entsetzlich, daß ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern, anstatt ihn zu spornen. Noch entsetzlicher ist es, daß die Sachen, die er doch in so kurzer Zeit gemacht hat, nicht soviel eintragen, daß er wieder ruhen und sammeln könnte. Entsetzlich, daß er von Kunstwerken leben soll, die wie Handwerksarbeit bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beste Hoffnung, daß wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, so wird es gewiß besser gehen. Die Welt scheint ja wieder von der Sonne beschienen zu werden, die Guten siegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, daß Schlegel einmal eine andre Karriere ergreift, als die er jetzt hat. Gibt uns das Schicksal einen Staat, so wird er gewiß auch noch Bür-

ger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu spät ist! Was in aller Welt sagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menschen mißtrauen?

Schelling? Ich weiß noch nicht viel von ihm. Er spricht wenig; sein Äußeres ist aber so, wie man es erwartet: durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er sollte eigentlich französischer General sein, zum Katheder paßt er wohl nicht so recht, noch weniger, glaube ich, in der literarischen Welt. Überhaupt bin ich der Meinung jetzt: Ihr revolutionären Menschen müßt erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini‘ so gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther lesen; ich ahnde, daß der eine rechte Ähnlichkeit von den beiden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz und zur Kritik und alle dem Zeuge wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und Ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerstoßt Ihr Euch die Köpfe. Der Zwist mit der Literaturzeitung ist angezettelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erscheinen. Wilhelm ist ein rüstiger Kämpe; aber mir tut es leid, daß er Witz und Kräfte gegen die Wichte so verschwenden muß. Nächstens sollen Sie ein herrliches Sonett erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck ist aber ein Geheimnis dabei). Ich habe es recht gewünscht, daß Sie hier dabei gewesen wären, um das Sprudeln und das Funkensprühen der beiden Menschen zu sehen. Sie hätten sich gewiß ebensosehr als ich ergötzt. Überhaupt ist Tieck hier eine gute Figur; er nimmt sich sehr brav aus und ist an seiner rechten Stelle. — Ja, lieber Freund, Sie sollten herkommen; wenn es so recht kunterbunt hergeht mit Witz

und Philosophie und Kunstgesprächen und Herunterreißen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, und schwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem mystischen Kugelwerfen nach Tische und zu den gefährlichen äquilibristischen Stuhldrehungen finden; denn sagen Sie, was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn sie gar zu lang werden wollte.

Daß ich den Hardenberg nicht aufsuchte, war ganz recht (als ich angenommen). Mich setzt eine Bekanntschaft, vollends eine so interessante Bekanntschaft, immer in Verlegenheit, die hernach so sänftiglich allmählich abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich seine Bekanntschaft machen können, ohne daß er die meinige hätte machen müssen, so wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges — Selbstbewußtsein will ich es nennen — dazu, um jemand so zu sich zu rufen, um ihn zu besehen. Eine solche edle Dreistigkeit haben nur schöne Frauen, oder sollten nur diese haben. Er kommt gewiß diesen Winter noch her. Wahr ist es, daß er ganz kürzlich eine sehr wunderliche Manier angenommen hat. Und nach dem, was man sich hier von ihm erzählt, ist es etwas wunderbar! So z. B. ist er ganz toll und rasend in Tieck verliebt und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe u. dergl. (‚Und dergleichen' ist eine von Schellings Redensarten). Daß ich den Papst nicht gesehen, darüber kann mich kein Mensch trösten....

Caroline an Auguste [176]

Jena, 4. November 1799

... Gestern war der erste Klub. Wir haben gar nicht diesmal bezahlt und werden kaum einmal hingehn.... Uns las Tieck ein Stück von Holberg vor, Ulysses von Ithaka, zum Todlachen. Er wills alles noch einmal lesen, wenn Du kommst, er ist eine rechte Lesemaschine, ist unermüdlich dabei. Sei nur ruhig, das Katerchen

soll dir noch genug vorschnurren. Sie gefällt mir nun gar nicht mehr, sie ist doch eine Katze, nur eine weiße... Holberg ist der dänische Lustspielschreiber, von dem Steffens so voll ist. Es ist verfluchtes Zeug. Wenn man so ein Stück hört, ist einem als hätte man vier Beine.

Hier hast Du das Ding, das Wilhelm und Tieck letzt Abends machten. Davon sind nun viel Exemplare nach Berlin gegangen. Der Merkel wird Augen machen! Er hat aber auch so viel über die Schlegels geklatscht, daß ers redlich verdient. Mit Bohns kommt auch ein Shakespeare, lies ihn recht.

Friedrich hat Dich sehr lieb und wird Dir nächstens schreiben.

Schelling grüßt das noch zarte Kind, und wünscht, daß es nie aufhöre es zu sein. Amen.

Dieses bezieht sich auf Deine bisherige Schlankheit und künftige Dicke....

Dorothea an Schleiermacher [177]

Jena, 15. November 1799

Lieber Freund, es ist nicht recht, daß Sie so selten schreiben. Hardenberg ist hier auf einige Tage. Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Tee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anschauung, zum Gespräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber, er vermeidet es; er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anders Raum findet. Enfin, mir hat ers noch nicht angetan. Er sieht aber wie ein Geisterseher aus und hat sein ganz eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht leugnen. Das Christentum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt Tieck, ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will, sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht.

Nun hören Sie! Gestern Mittag bin ich mit Schlegels, Caroline, Schelling, Hardenberg und einem Bruder von ihm, dem Leutnant Hardenberg, im Paradiese (so heißt ein Spaziergang hier) — wer erscheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Exzellenz, Goethe selbst. Er sieht die große Gesellschaft und weicht etwas aus, wir machen ein geschicktes Manöver, die Hälfte der Gesellschaft zieht sich zurück, und Schlegels gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Leutnant gehen hinterdrein. Wilhelm stellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Kompliment, dreht ordentlicherweise mit uns um und geht wieder zurück und noch einmal herauf mit uns und ist freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerksam gegen Ihre gehorsame Dienerin. Erst wollte ich nicht sprechen. Da es aber gar nicht zum Gespräch zwischen ihm und Wilhelm kommen wollte, so dachte ich, hol der Teufel die Bescheidenheit, wenn er sich ennuyiert, so habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn also gleich etwas, über die reißenden Ströme in der Saale, er unterrichtete mich, und so ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angesehen und an alle seine Gedichte gedacht; dem ‚Wilhelm Meister' sieht er jetzt am ähnlichsten. Sie müßten sich totlachen, wenn sie hätten sehen können, wie mir zu Mute war, zwischen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Wasserprobe des Unmuts habe ich ehmals glücklich überstanden, werde ich auch die Feuerprobe des Übermuts überstehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Gesicht, wie er ihn grüßte; das freute mich recht.

Dorothea an Rahel [178]

Jena, 18. November 1799

Ich wollte, Sie hätten die Briefe bekommen, die ich Ihnen recht eigentlich und im ganzen Ernst im Herzen adressierte, so hätte ich ein gutes Gewissen. Das schlechte Gewissen will ich

aber auch nicht länger behalten. — Es geht mir hier gut, meine Freundin. Wie Sie richtig bemerkt haben, ich verlange nichts weiter, als vergnügt zu sein! Wäre ichs nun hier nicht, so könnte mir nimmer geholfen werden. Wie sollte mir nicht wohl sein? wenn auch nur in dieser einzigen Rücksicht, daß ich mit keinen Menschen umgeben bin, die bloß das zu schätzen wissen, was ihnen durch Tradition als schätzbar bekannt ist, sondern: hier steht ein jeder seinen Mann! — Und mit welchen Menschen lebe ich? In den sechs Wochen, die ich nun hier bin, habe ich noch nicht ein einziges Wort gehört, das mir eine unangenehme Empfindung gemacht hätte. Mit Carolinen bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr aufs beste, und das ist nicht so etwas leichtes; denn sie schmeichelt nicht ein einziges Mal und tut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich mußte also von ihrer Seite eine etwas scharfe Prüfung ausstehen, eh sie mir gut ward, freundlich war sie aber von Anfang an. Was mir aber sehr schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urteilt sie auch über jedes Werk der Kunst und über alles ganz dreist; was aber von andern arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbesonnenen Rücksichtslosigkeit ihres Charakters. Sie ist wirklich recht sehr brav, und jedes Gute an jedem Menschen steht bei ihr am rechten Ort angeschrieben. Sie hat zwar eine sehr hohe Meinung von sich, eigentlich sollte aber jeder rechtliche Mensch diese von sich haben, besonders wenn sie so neben der Gerechtigkeit für jedes fremde Verdienst steht, als bei Carolinen, und so ganz naiv sich bei jeder Gelegenheit zeigt und niemals die hohe Meinung über sich selbst im Herzen versteckt, während sie eine für einen andern erheuchelt. Man ißt auch in ihrem Hause sehr gut, sie macht die Wirtin sehr gut und mit einem leichten Anstand. Wie sie sich aber in einem fremden Hause mit ihrer dreisten Zuversichtlichkeit und ihrem unbekümmerten Wesen ausnehmen möchte, ist schwer zu sagen; etwas sauer möchte sie es einem wohl machen, ihre Wirtin zu sein! Ich bin ihr aber recht gut geworden und setze das un-

umschränkteste Zutrauen in sie. Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen Wilhelm Schlegel sagten, gab mir gleich anfangs die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Überzeugung habe. —

Hardenberg habe ich gesehen, er war einige Tage hier, und die Anschauung seiner Persönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einst Ihrer Aufmerksamkeit entging; seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachteil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: Ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Goethe habe ich gesehen! und nicht bloß gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegels wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegenteil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihn. Ewig schade ist es, daß er so korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir her ging und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem ‚Meister' und dem ‚Hermann' am meisten ähnlich sieht. Am allerwenigsten konnte ich aber den ‚Faust' in ihm finden, alles andre aber ganz deutlich, die ‚vermischten Gedichte', ‚Tasso', ‚Egmont', ‚Werther', ‚Götz', ‚Elegien', überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar. — Er geht zu niemand als zu Schiller, dessen Frau sehr krank ist; die Schlegel

macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Souper annehmen wird. Wenn es geschieht, so sollen Sie davon hören. Denn Sie, meine Liebe, verdienten eigentlich mit dabei zu sein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mitteilte, aber ich darf nur wenig Zeit an die Korrespondenz mit meinen Freunden wenden, ich muß, soviel mir meine noch immer wankende Gesundheit erlaubt, arbeiten. —

Caroline an Huber [179]

Jena, 22. November 1799

[Gelegentlich einer Anzeige des Athenäums]

. . . Es bildet sich jetzt ein allgemeiner Kampf des Guten und Schlechten, Sie kennen revolutionäre Zeiten, und sollten an der Weise nicht krittlen. Was Sie wollen, nennt man im Politischen halbe Maßregeln, ich gestehe, ich halte Sie, auch im Politischen, für zu friedliebend, zu genau abwägend, darum haben Sie eine größere Wirkung verfehlt, die Ihnen sonst gewiß zu Gebote stand. Was ich hierüber meine, ist gewiß nicht Liebe zum Streit. An meinen Vorstellungen, ja an meinen dringenden Bitten hat es nicht gelegen, daß nicht die Hälfte des Anzeigers im Athenäum unterdrückt wurde. Ich habe zuletzt der männlichen Gewalt nachgegeben, ich habe geschwiegen, wie ich das eben in politischen Angelegenheiten auch tun würde, im Glauben, daß, aller unsrer Vernunft zum Trotz, die Männer dieses doch besser verstehen. Jetzt, da es geschehen ist, kommt es mir notwendig vor, und wenn sich die ganze Welt dagegen auflehnte, wie es ja auch geschieht. Denn sehen Sie, mein Freund, ich kenne S., ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines persönlichen acharnements in ihm ist. Hat er sich denn nicht alle diese Feinde erst gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoesie ist ihm in den Tod zuwider. Verfolgt man die Sache, so geht es dann auch gegen die Person. Ist nicht Wie-

lands Poesie Wielands Person? Es ist nur törichte Weisheit, beide hinterher noch trennen zu wollen. Am Privatleben eines solchen Menschen wird sich S. nie vergreifen, das geht dann ans Pasquill, er selbst wird sich wahrscheinlich dergleichen gefallen lassen müssen, man wird alle Waffen gegen ihn aufbieten. Ich kenne niemand, der das ruhiger zu ertragen imstande wäre. Sein ganzer Geist ist vorwärts gerichtet, der Widerstand kann nur ihn mehr beflügeln. Glauben Sie doch nicht, daß er sich ernstlich mit diesen Teufeleien abgibt. Er lebt in ganz andern Planen. Dieses amusement wird eine Weile dauern, ist es dann vorüber, so bleibt es nicht ohne Wirkung, es ist gut gewesen, weil es zum Fortkommen gehörte. — Auch wird er sich nicht dabei aufopfern, da er noch andre als kritische Mittel in seiner Gewalt hat, um durchzudringen. Sie kennen S. nicht, wenn Sie ihn an Männlichkeit mahnen, er ist Mann: frei und selbständig wie je einer war, dazu hat ihn die Zeit gebildet. Was er zu Ihrem Brief und der Rezension sagen wird, weiß ich, was er Ihnen sagen wird, nicht; für alle Bitterkeit aber stehe ich Ihnen und versichre Sie im voraus, daß die nicht stattfinden wird, im Fall er selbst etwa nicht antworten sollte. ‚Die Hand aufs Herz' und an den Kopf gelegt, würde er Ihnen erzählen, daß er im innersten Gemüt so schlecht von Wieland denkt, und in einem solchen Grade ihn für unsittlich hält, als er es noch nie öffentlich ausgesprochen hat. Und dieses auszusprechen, unter seinem eignen Namen, ist also für ihn wenigstens ebenso billig und gerecht, als es für Sie ist, Ihre Mißbilligung am Athenäum und der Lucinde in der A. L. Z. unter dem Schutz der Autorität auszudrücken.

Ihre psychologischen Bemerkungen über Friedrich sind wirklich ebenso ungegründet. Das ist ja doch wohl psychologisch, einen der Affektation, der Sucht nach Originalität zu beschuldigen. Er weiß gar nicht anders, als daß man so wunderbar ist, wie er den Menschen erscheint. Er wundert sich kindisch über unsern Widerspruch und Kopfschütteln. Friedrich ist ein tiefsinniger, oft

tiefgrübelnder, innerlich großer Mensch, der äußerlich ein Tor einhergeht. Selbst die künstliche Absichtlichkeit seiner Kompositionen behandelt er mit kindlicher Zuversicht und Unbewußtheit. Er ist in allem aufrichtig, bis in den tiefsten Grund der Seele hinein. Und da sprecht Ihr nun so leichthin von Affektation, und daß der Mensch verkehrt sei, oder vielmehr sich verkehrt machen wolle — und Sie sollten doch bedenken, daß es von je der außerordentlichen Menschen Schmach gewesen ist, so auszusehen. Lucinde hätte nach meiner Meinung nicht gedruckt werden müssen, nämlich in der Gegenwart nicht. In 50 Jahren da könnt ich es leiden, daß sie vor 50 Jahren gedruckt worden wäre. Wozu hatten Sie aber nötig, sie zu rezensieren, das, dächte ich, hätte noch weit weniger geschehen müssen, zumal da sie noch nicht fertig ist.

Denken Sie nicht, daß diese Männer sich untereinander schmeicheln und etwas weiß machen: sie kennen sich, sie sagen sich ihre Wahrheiten, aber sie haben ein Ziel — und das haben sie sehr fest in den Augen. Ich könnte mir sehr den Triumph wünschen, Sie persönlich unter uns zu sehen. Es würde lebhafte prächtige beredte Disputen geben. — Was sprechen Sie von Faktion? Keine Revolution ohne Faktion, das wissen Sie, oder sind Sie plötzlich so modéré geworden? Zu den Klagen gegen die L. Z. und Schlegels Erklärung schließen sich Fichte und Schellings Sache und Klage unmittelbar an. Das alles wird noch viel lauter werden, und die L. Z. fürchtet sich bitterlich. Sie haben das Ihnen mögliche getan, um Schlegels Erklärung zu verhindern, die sie nun so nach Hufelandscher Art fein und hinterlistig, auch etwas langweilig beantwortet haben. Und glauben Sie denn, daß in die Sache der schlechten Schriftsteller nicht auch die hohen Häupter gemischt werden? Es ist alles geschehen, um den Herzog aufzuwiegeln, und was der nicht tat, oder nicht tun konnte, wurde ihm angelogen. Und alle dies Volk wird sich nun ausgelassen über Ihre Rezension freuen, et vous avés bien merité de la patrie! Die Redaktoren fügen sicher noch die Anmerkung hinzu, daß sie von einem Freund Schlegels sei.

Schl. dachte Sie in aller Unschuld zu bitten, Sie möchten um der guten Sache und andrer Projekte willen nicht mehr für die A. L. Z. arbeiten, besonders ihnen den W. Meister nicht liefern. Er dachte sich mit Ihnen einzuverständigen. Das scheint mir nun freilich nicht mehr an seiner Stelle. Nie wird er sichs zum kleinsten Verdienst anrechnen, Ihrem Willen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in diesem Sinn Ihr Freund zu bleiben, wie ers bisher war, aber wie soll er es mehr werden können? Den Eifer habe ich ihm nun vorweg genommen auf alle Fälle. Die Parteilichkeit werden Sie natürlich finden, doch erinnern Sie sich, daß mich Fichtens Sache auch warm gemacht hat. Auch ist der Eifer überhaupt in mir erregt, durch die erneute Teilnehmung an den franz. Begebenheiten, besonders seit Buonaparte Konsul ist. Adieu . . .

NB. Der Literarische Anzeiger ist, zwei kleine Sachen ausgenommen, ganz von W. Schlegel, also macht er freilich nicht bloß halb mit.

Caroline an Huber [180]

Jena, 24. November 1799

. . . Ich mag nicht tiefer in den Text kommen — ich weiß blutwenig von der Literargeschichte — sehe nur was jetzt vorgeht — habe mein Tag Wieland nicht respektiert — er schien mir die Sittlichkeit schlecht zu verstehn und die Sinnlichkeit obendrein. Wie es die Schlegels betreiben, das weiß ich, und daß sie dabei vor sich selber und so Gott will auch einmal vor der Welt bestehn können, und somit wird Ihr Strafgericht schon seine gewiesenen Wege gehn. Das der Lucinde steht uns noch bevor Möge der Himmel und das Publikum Ihnen alles zugute kommen lassen! — Noch das Wort im Ernst, alles was in mir für Sie und Therese spricht, kann Ihnen nicht verzeihn, daß Sie ein Ver-

ständnis, was sich in der Folge noch so schön hätte bilden können, da selbst unser persönliches Zusammentreffen allen Aussichten nach in den nächsten Sommer fiel, so übereilt zerstört haben. Das war recht dumm von Ihnen, lieber Huber. Leben Sie wohl. Lebe wohl, Therese.

Schelling an Goethe [181]

Jena, 6. Januar 1800

... Es hat mich ausnehmend gefreut, aus dem Brief an Schlegel zu vernehmen, daß wir vielleicht bald der Beendigung Ihrer neuen Darstellung der Farbenlehre entgegensehen können. Ich fühle es fast in allen meinen Arbeiten, wie sehr man von allen Seiten gehemmt ist und nicht vorwärts kann, ehe dieses große und allgemeine Phänomen der Natur ins Reine gebracht ist. Davon nichts zu sagen, daß diese Untersuchung, wenn sie vollendet sein wird, für die gleiche oder ähnliche Behandlung aller andern allgemeinen Naturphänomene ein allgemeines Schema sein wird. Ich habe mich bemüht, den Ideen gemäß, welche Sie mir über das Phänomen der Sonorität mitzuteilen die Gewogenheit gehabt haben, einen Entwurf zu machen, der, wenn nicht einem Musikgelehrten, doch einem Physiker, wie Chladni vorgelegt werden könnte, allein teils meine gänzliche Unwissenheit in der Musik, teils die vielen andern Arbeiten, die ich jetzt zu vollenden habe, haben mich an der Ausführung gehindert. Ich hoffe, bald die Ehre zu haben, Ihnen das erste Heft der Zeitschrift für spekulative Physik zu überschicken.

Ein andres Objekt, was fast allen Untersuchungen im Wege liegt und bis jetzt fast für ganz intraktabel gehalten wird, ist eine wahre und eigentliche Theorie der Erde, die vielleicht eben da aufhören sollte, wo die jetzige Geschichte der Erde anfängt. Jedoch ist für diesen Gegenstand wenigstens einige Aussicht vorhanden. Der dynamische Weg scheint auch hier, durch den allgemeinen

Magnetismus, zum Ziele zu führen, obgleich freilich die teutschen Physiker dafür großenteils wenig Sinn zu haben scheinen. Der teutsche Übersetzer von Vancouvers Reisen (wovon ich das Original durch Ihre Güte zu erhalten hoffe) hat alle Nachrichten über die Abweichungen der Magnetnadel in verschiednen Weltgegenden ausgelassen, ‚weil diese doch nur für Schiffer interessant wären'!

Ich hoffe, bald entweder hier, oder, wenn diese Hoffnung nichtig sein sollte, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, in Weimar das allgemeine Schema der Farbenlehre von Ihnen zu erhalten, der ich mit der vollkommensten Verehrung verharre....

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [182]

Jena, Januar 1800

...Es ist schmählich, daß Du nicht recht an die jetzige Philophysik willst. Sie ist doch auf dem sogenannten theoretischen Felde das einzige was Leben hat, das einzige Zeichen der Zeit. Du hasts selbst verkündigt und nun hältst Du Dich in Deiner alten Ruhe; da Du doch durch Deine chemischen Kenntnisse so sehr gegen uns arme Schächer im Vorteil bist. Mir fehlt es gar sehr an der Anschauung, und ob ich gleich durch den Umgang mit Schelling, Ritter, Hardenberg soweit gekommen, daß ich diese einen durch den andern gleichsam verstehe, so drückt mich doch jener Mangel sehr und ich muß ihm in der Tat bald abhelfen. Tieck war schon vor dem Lesen meines Gesprächs voll von Philophysik; indessen hat das Philo bei ihm zu sehr das Übergewicht. Wilhelm hingegen nimmt es fast zu streng und wissenschaftlich. Indessen ist doch schon viel gewonnen, daß er sich nach dergleichen Reden als wohlumkränzter Dichter für verpflichtet hält, Physik zu studieren, so daß wir denn auch wohl zusammen bei Ritter in die Schule gehen werden. In der Tat hat meine Rede über die Mythologie einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Für mich ist die

Physik immer noch fast nur Quell der Poesie und Inzitament zu Visionen. Vermutungen habe ich wohl über das Wissenschaftliche, aber ehe ich sie ins Reine bringen soll, werde ich die Mathematik eben auch dazu nehmen müssen. Indessen für Schellings Naturphilosophie reicht die meinige auch wohl hin, und so will ich diese Anforderung wohl wieder zurücknehmen....

Dorothea an Schleiermacher [183]

Jena, 6. Januar 1800

Was sagen Sie zu den Stanzen? ich meine zu Friedrich seinen? Und was werden Sie erst sagen, wenn Sie hören, daß ich, ich selbst diese Stanzen-Wut und -Glut über unser Haus gebracht habe! Ich lese nämlich in einer italienischen Reisebeschreibung, daß die Italiener in Stanzen improvisieren, und daß Tassos und Meister Ludwigs ottave rime im Munde alles Volks dort sind. Ich nicht faul, lasse gleich meinen ‚Florentin' in solchen niedlichen fließenden Stanzen improvisieren, und sie gelingen mir so wohl, daß sie des Meister Wilhelms ganzes Lob erlangen. Diesem meinem Ruhm ward natürlich nachgeeifert, so entstanden Schellings Stanzen, und nun gar der heilige Friedrich! der mit seinem Glanz uns so verdunkelt, daß wir uns schämen, auf derselben Bahn mit ihm zu treten. Eben darum will ich es mir aber nicht nehmen lassen, daß ich die erste war, die es wagte. — — Friedrich ist sehr fleißig, es geht aber mit allem ersinnlichen Fleiß doch nur langsam vorwärts. Im übrigen geht es uns allen so gut und wir leben so angenehm als gewiß nur wenig Menschen in einem so engen Zirkel sich werden rühmen dürfen....

Dorothea an Schleiermacher [184]

Jena, 16. Januar 1800

... Friedrich hat wunderwürdige Terzinen gemacht, kömmt mit jeder einzelnen Terzine drei Treppen herunter, liest es mir einzeln vor, und da ich stupider Weise unmöglich gleich den Sinn fassen kann, obgleich der Glanz der Verse mich trifft und mir behagt, so fährt er mich dermaßen an, daß ich vor Angst fast gestorben bin. Auf diesen Vorfall habe ich dies Sonett gemacht, das ich Ihnen hier mitschicke; es wird Sie gewiß amüsieren. — Obgleich es à l'ordre du jour hier ist, daß sich die Menschen hier, wie es in einer Republik von lauter Despoten natürlich ist, immer zanken, so bin ich ganz allein davon verschont und ich habe mich noch immer einer zärtlichen und achtenden Behandlung zu erfreuen. Friedrich aber auch größtenteils. Wir beiden sind wie die Patriarchen geehrt und geliebt. Lieber Freund, ich muß mich rasend sputen, daher kömmt die Konfusion in meinem Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die schöne Geselligkeit kostet gar zu viele Zeit....

Dorothea an Rahel [185]

Jena, 23. Januar 1800

... Sie wollen Caroline Schlegel nicht für hart erkennen? Darin haben Sie nun geirrt, und hätten Sie auch sonst niemals geirrt. Hart, hart wie Stein; wir beide, Sie und ich, meine Liebe, wir sind sammetweich gegen Caroline! Sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, wenn sie will! aber sie muß nicht! Nein, Liebe, sie hat unendliche Vorzüge vor den meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grad; in der Kieselhärte sucht sie aber ihresgleichen, und wie Ihnen das entgehen konnte, ist mir unbegreiflich. Über die kleine große Auguste Böhmer sagten Sie mir einmal sehr wahre Worte. Aber sie ist doch eine schöne Natur, es ist schade, daß

nichts mehr aus ihr wird. Ihre Stimme wird auch zugrunde gehen, sie hat hier keine Gelegenheit, etwas zu lernen, und hat sich eine Menge falscher Manieren angewöhnt; aber ich wünschte recht, daß sie einmal nach Berlin käme, um etwas ordentliches zu hören und zu lernen, denn sie hat für ihr Alter eine seltene und starke Stimme.

Je länger ich hier bin, desto liebevoller und zutraulicher wird mir begegnet, und meine stolze Demut ist mir zugleich ein undurchdringliches Schild gegen kalten Egoismus. So vornehm, so fein, so still treu und liebend wie Friedrich ist keiner mehr! und den göttlichsten Verstand hat er obenein....

Dorothea an Schleiermacher [186]

Jena, 14. Februar 1800

... Wolle mich nur das Glück begünstigen, daß ich noch einige Jahre lang meinen Freund unterstützen könnte! Es ist gewiß und hier kann man das eher wahrnehmen als in Berlin, daß er in einigen Jahren große Schritte tun muß. Er arbeitet auch jetzt redlich und unermüdlich, aber wie kann man von einem Künstler verlangen, daß er mit jeder Messe ein Kunstwerk liefere, damit er zu leben habe? Mehr verfertigen kann er nicht, es dürfen aber nur einige Umstände zusammentreffen, so bekömmt er mehr bezahlt, und das müssen, das dürfen wir hoffen; treiben aber und den Künstler zum Handwerker herunterdrängen, das kann ich nicht, und es gelingt auch nicht. Was ich tun kann, liegt in diesen Grenzen: ihm Ruhe schaffen und selbst in Demut als Handwerkerin Brot schaffen, bis er es kann. Und dazu bin ich redlich entschlossen. — — O mein Freund! ich bin beschämt, daß ich Ihnen so viel für mich zu tun und zu denken gebe; wodurch werde ich Sie belohnen können? Wann werde ich Ihnen eine reine Freude mit meinen Briefen machen können, ohne Aufträge, Besorgungen und Besorgnisse? Was werden Sie zu diesem

ungeheuer großen schwatzhaften Briefe sagen? Ich konnte heute mit diesen Sorgen der wirklichen Welt für keinen Preis das lose und übermütige Wesen im Roman treiben, ich entschloß mich also, um nicht in dummen Trübsinn zu verfallen, Ihnen recht vieles zu schreiben und was man nennt mit Ihnen zu plaudern. Ich sitze dabei auf Ihrem gelben Sofa, die Füße bequem hinaufgelegt, Sie sitzen neben mir und treiben Scherz und Hohn mit meinen Sorgen und meinem betrübten Gesicht! Friedrich sieht über uns hin und denkt an das, was wir sagen, aber mit einem so tiefen Ausdruck, daß man schwören möchte, er denkt an die neue Mythologie. Apropos, wie gefällt Ihnen diese? Jetzt brütet er den zweiten Teil der ‚Lucinde' witzig aus. Selten hat er einen so schönen, naiven, witzigen, erfreulichen und freundschaftlichen Brief geschrieben, daß er mich recht in die Seele erfreut....

Dorothea an Schleiermacher [187]

Jena, 10. März 1800

... Ich nehme eine geschnittene Feder und lege ein neues Blatt an, danke Gott, daß ich für diesesmal wieder über den Finanzartikel hinweg bin. Lassen Sie mich Ihnen noch ein paar Gemütsworte sagen. Fürs erste erkläre ich Ihnen meine Liebe, ja meine Liebe; und zwar nicht etwa daher, weil Sie so gründlich und liebreich sich unser annahmen — das gehört ins Dankbarkeitsdepartement —; sondern weil Sie liebenswürdig sind, weil Sie die Lucindenbriefe schreiben, kurz, weil Sie mit Anstand und Würde mein ganzes Herz erobert haben. Wie ich begierig bin, diese Ihre Briefe zu lesen, können Sie denken; die Polemik verstehe ich schon jetzt, noch ehe ich sie lese....

Dorothea an Rahel [188]

Jena, 28. April 1800

... Tun Sie Verzicht auf alle andere Zerstreuungen und Vergnügungen als Kunst, Poesie, Witz, eine liebliche mannigfaltige Natur und den liebenswürdigsten Frühling, den sich Ihre Einbildung je malte! Grünsamtne Teppiche die sanften Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und tausend wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüte; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weiden, wie ich sie noch gar nicht kannte, deren Blüte wie Orange riecht, stehen allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht; zur Veränderung einmal ein paar Stunden des wärmsten wohltätigsten Regens; ein Grün, von dem die Berliner keinen Begriff, nein, keinen Begriff haben, — das ist es, was ich Ihnen allenfalls hier versprechen kann. Es ist für mich eine nagelneue Erfahrung, daß es einen Frühling wirklich und wahrhaftig auf Erden gibt. Kommen Sie nur!...

Friedrich, der Göttliche, ist diesen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert; sonst hätte er Ihnen eigenhändig seine Freude über Ihren Vorsatz bezeigt. Ich tue es aber in seinem Namen und grüße Sie von ihm des freundlichsten....

Auguste an Schelling [189]

Bamberg, 4. Juni 1800

Jetzt bin ich doch wieder ein bißchen in Nahrung gesetzt, die Mutter nimmt es recht gern an, daß ich mich hinsetze und Dir schreibe, denn sie wendet ihre Kräfte lieber darauf, Dir von ihren Empfindungen bei Deiner Abreise zu sagen, als von Geschäften.

Ich danke Dir recht sehr für das Mittel, was Du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsieren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch soviel Narrenspossen treibe sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: ‚wie sehr er Dich liebt‘ und sie wird gleich mutig, das erstemal als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nun geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles, sie war zufrieden und ich hoffe, Du wirst es auch sein.

August Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [190]

Jena, 9. Juni 1800

... Es freut mich, daß so vieles in meinen Gedichten Ihnen Freude gemacht hat, und noch mehr, daß Ihnen dabei eingefallen ist, was Sie selbst zu tun und auszuführen denken, aber zu beneiden haben Sie dabei wahrlich nicht viel. Wenn Sie sonst gesonnen sind, sich zur Poesie zu wenden, und Glauben und Andacht dazu in sich fühlen, so ist die Ungeübtheit in der äußeren Technik gewiß der geringste Anstoß. Friedrich kann Ihnen hierbei ein großes Beispiel sein. Geschmeidigkeit des Geistes haben wir gewiß nicht als seine auszeichnende Eigenschaft gekannt, sein philologischer Enthusiasmus und Mystizismus hat ihn zunächst auf die schwierigsten modernen Formen geführt, weil diese so abstrakt symmetrisch und antithetisch konstruiert sind, und er hat uns alle durch die dabei bewiesene Maestria in Erstaunen gesetzt. Seine Stanzen im Athenäum waren nur ein leichter Anfang gegen das nachherige, er hat unter anderm das Kunststück in Nikon und Heliodora sehr glücklich durchgeführt. Wenn er nun erst wieder bei Ihnen ist, wird er Ihnen schon manches mitteilen können. Ich stehe auch auf diesen Fall mit meinen metrischen Kenntnissen zu Dienst. Das Resultat unsrer Mitteilungen darüber wird sein, daß es damit ganz und gar keine Hexerei ist. Manches ist frei-

lich in unsrer Sprache noch schwer, es muß aber leicht werden, sie erweitert sich nach allen Seiten, benutzt ihre vernachlässigten Schätze und wirft die unnützen Fesseln ab. Uns Veteranen muß das Verdienst bleiben, daß wir die Bahn gebrochen, und es den Nachfolgenden erleichtert haben.

Übrigens zweifle ich gar nicht, daß die Poesie nicht auf diese Weise noch manche herrliche Akquisition machen sollte. Besonders die echten Physiker seh ich im Geiste schon alle zu uns übergehen. Es ist doch wirklich etwas ansteckendes und epidemisches dabei; der Depoetisationsprozeß hat freilich lange genug gedauert, es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisiert werden. Goethe hat lange friedlich am Horizont gewetterleuchtet, nun bricht das poetische Gewitter, das sich um ihn versammelt hat, wirklich herein, und die Leute wissen in der Geschwindigkeit nicht, was sie für altes verrostetes Geräte als Poesieableiter auf die Häuser stellen sollen. Dies Schauspiel ist zugleich groß, erfreulich und lustig. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, also muß man auch den Mut nicht verlieren, wenn man die ungeheure Masse von Stumpfheit, Plattheit, Altgläubigkeit, Friedliebendheit und eigentlicher Dummheit vor sich sieht, die noch zu besiegen ist, wie ich in Leipzig denn oft Gelegenheit hatte, dergleichen Ausblicke zu tun.

So lange es also noch so in der Welt steht, ist die Kritik ein unentbehrliches Organ der Revolution, und die glücklichen Zeiten, wo man sich ganz einer positiven Wirksamkeit wird hingeben können, müssen wir uns erst schaffen. . . .

Dorothea an Schleiermacher [191]

Jena, 16. Juni 1800

. . . Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muß Ihnen dafür danken, denn es ist wahr, daß Sie mich manches in der ‚Lucinde‘ haben besser verstehen gelehrt, wenigstens ihm klar

und bestimmt seinen Platz angewiesen, wo ich es hin zu tun habe; sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüte gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geständnis ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urteilen, denn ich fühle es deutlich, daß Sie es weit schlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut; ich fühle es, daß die Absicht mich besticht; jede andere Polemik wäre überflüssig, die Absicht der Briefe ist an sich schon eine fürchterliche Rache, und die ‚Zueignung' ist vollends das Flammenschwert, das ‚den Unverständigen' am Eingang des Paradieses entgegenblitzt. Dem Himmel sei Dank, daß diese nicht ist weggenommen worden, wie Sie es anfangs willens waren. Die andern sind sehr vom ‚Versuch über die Schamhaftigkeit' entzückt; ich will aber nicht zu schamhaft sein, Ihnen zu gestehen, daß ich ihn noch nicht so recht fort habe; es wird aber wohl noch kommen. Mir war es, als zögen Sie Diskretion und Bescheidenheit mit hinein; Schamhaftigkeit habe ich mir immer als das Bewußtsein der Blöße gedacht, das ganz natürliche Gefühl, wovon in der Bibel steht, daß es die Menschen durch den Fall erhielten mit dem Verstand zu gleicher Zeit. Also je mehr Verstand, desto mehr innerliche Schamhaftigkeit wegen des bekannten Bewußtseins, aber auf keinen Fall eine Tugend. Haben Sie ebenso gemeint? oder wie? Der fünfte Brief ist recht sophistisch. Caroline hat ganz recht: er geht schlecht mit den Mädchen um; aber Ihre Versuche zu lieben sind exzellent und machen alles klar und gut. Daß mir nun die Briefe von und an Leonoren die liebsten sind, wird Sie weiter wohl nicht Wunder nehmen. Dürfte ich Eleonoren in Lucindens Namen und in ihrer Seele antworten, so würde ich sagen über das, was Sie ein Mißton im ‚Duett' dünkt: eben weil der Grund auf der Ewigkeit der Liebe ruht, darum muß sie entsagen können ohne Furcht, die Liebe zu zertrümmern. Sie

muß entsagen wollen können, oder sie darf nicht besitzen wollen. — Dem zweiten Mißlaut, den Friedrich will im ‚Duett' gefunden haben, wag ich nicht in Julius' Namen zu widersprechen, darüber hängt der undurchdringliche Vorhang der Individualität, den auch Lucinde wohl niemals wegzuheben vermochte und aus heiliger Ehrfurcht lieber zurücktrat. Sie sehen, wie aufmerksam ich die Briefe studiert habe, und wie sehr sie mich interessieren. Das muß ich Ihnen aber doch sagen, daß sie mir wenigstens so kühn wie die ‚Lucinde' selbst zu sein scheinen, und daß sie der Welt hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.

Sie sehen, ich habe den Ramdohr ein wenig gewaschen und zwar auf ausdrücklichen allerhöchsten Befehl; es ist schon seit Ostern fertig. Nun tut es mir leid, daß es ins allerletzte Stück kommen soll, wo eigentlich nichts als Hochgebornes hineinkommen müßte. —

War denn Jean Paul nicht bei Jetten? Über diese Begebenheit müßte sie mir doch schreiben! Was hat er zu ihr gesagt? was sagt sie von ihm? — Daß Sie glauben, er könne Sie nicht leiden, und daß Sie ihn sich abstemmen, das habe ich aus den ‚Monologen' verstehen lernen. Seinen ‚Titan' habe ich lesen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es sind immer dieselben Narren mit andern Kappen. — Vorige Woche habe ich einen Brief von Humboldt gehabt, also auch wahrscheinlich Jette einen. Er wird im Herbst hier durch nach Berlin reisen. — Übrigens geht es uns gut. Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks ‚Journal' tüchtig persifliert werden. Der eine ist Clemens Brentano; der legt sich darauf, Tiecks Nachahmer zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa', worin er glaubt, der Tieck des Tiecks zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber

erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im ‚Journal'. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspaß!

Dorothea an Auguste [192]

Jena, Juni 1800

Liebe liebenswürdige Auguste, ich will keinen Menschen in meinem Namen Dir danken lassen für Deine Aufmerksamkeit für mich; das will ich selber tun! . . .

Meine beiden neuen Kleider geb ich drum (das will viel sagen), wenn ich Dich, liebe Auguste, könnte die ‚Nina' spielen sehen. Sag mir nur, wo willst Du die Blässe hernehmen und das Unglück — Du Blühende! Du wirst doch gewiß recht viel Details von Deinem Debut schreiben? — Deiner Mutter dank ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir selbst keine andre Heilige erwählt, sie paßt mir recht. Die Bilder und die katholischen Gesänge haben mich so recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Christin werde, so muß es durchaus katholisch sein. Ich bitte die Mutter, mir sagen zu lassen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen lassen wollte! Lache nur nicht, es ist mein Ernst. — Ich freue mich, daß es mit der Gesundheit Deiner Mutter so gut geht, und wir alle hoffen, daß das Bad vollends alles wieder herstellen wird. Ich habe einen drollig pathetischen Brief von Humboldt aus Paris gehabt; er läßt sich Deiner Mutter recht sehr empfehlen. — — Was es übrigens hier neues gibt, schreibt doch Wilhelm gewiß. Grüße die Mutter und behalte mich etwas lieb. Friedrich läßt viele Grüße sagen.

Novalis an Friedrich Schlegel [193]

Weißenfels, 18. Juni 1800

Seit vorgestern bin ich erst wieder hier — daher so spät die Antwort. Heute nur in Eil, daß Ihr mir herzlich auf den Freitag oder Sonnabend willkommen seid, besonders da ich gerade jetzt zu Hause sein kann, indem ich späterhin wieder verreise. Mündlich mehr. Grüße Wilhelm herzlich und Tiecks, sowie Ritter. Deinen Tadel fühl ich völlig. Diese Ungeschicklichkeit in Übergängen, diese Schwerfälligkeit in der Behandlung des wandelnden und bewegten Lebens ist meine Hauptschwierigkeit. Geschmeidige Prosa ist mein frommer Wunsch. Der zweite Teil wird der Kommentar des ersten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnsucht nach klarem, heißem, durchdringendem Äther, das Unbekanntheilige, die Vesta in Sophien, die Vermischung des Romantischen aller Zeiten, der petrifizierende und petrifizierte Verstand, Arktur, der Zufall, der Geist des Lebens, einzelne Züge bloß, als Arabesken — so betrachte nun mein Märchen. Der zweite Teil wird schon in der Form weit poetischer als der erste. Die Poesie ist nun geboren. Ich freue mich Euch zu sehen unbeschreiblich. Alle grüßen Euch.

Novalis an Friedrich Schlegel [194]

Weißenfels, 28. Juli 1800

Du hast mir eine sehr traurige Nachricht geschrieben. Wilhelm dauert mich am meisten. Hat ihr Tod einen Zusammenhang mit Carolinens Geschichte? Du schreibst mir nicht deutlich darüber. Auguste war ein liebes, schönes Mädchen. Die hellen Farben und der schlanke Wuchs kündigten das frühe Hinscheiden wohl an. Sie wäre sehr reizend geworden. Der Himmel hat sich ihrer angenommen, da ihre Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte sie umkehren. Sie ist einem trüben Schicksal entgangen; und laß ihr

uns glückwünschen und uns freuen, daß sie ein reines, jugendliches Andenken von dieser Welt noch mitnahm.

Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm. Für die Mutter ist es eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie ist nun ganz frei, ganz isoliert. Ich zweifle, daß sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind....

Steffens an Schelling [195]

Dresden, 8. August 1800

... Ich bin in die Naturphilosophie ganz versunken. Ein inneres Leben ist mir aufgegangen, über dessen Fülle ich erstaune. — Tag für Tag wird alles mir heller, die Hauptsätze evidenter, die Anwendung leichter. — Ich fühle es, daß ich selbst mir einen Punkt fixiert habe. Was ich als Fremdes annahm, ist ganz mein geworden. — Mit dem Erdmagnetismus beschäftige ich mich unablässig. Es ist ein großes — ich möchte sagen ein kolossalisches Werk, wenn es so aufgeführt werden soll, daß es Bestand hat. — Was ist der Ehrgeiz der Gelehrten — wenn nicht der Zweck, seine Individualität in dem immer sich fortwälzenden Strom zu erhalten und zu sichern? — Wirken können wir freilich alle. — Was wir taten, verliert sich — aber seine Individualität als die ewige Quelle bestimmter Wirksamkeit auf immer festzustellen, heißt vergöttert werden, und die Ewigkeit, die ich nicht kenne und nicht glaube — da das ungeheure Tier, das mich gebar — mich auch verschlingen wird, gebe ich für jene auf, die ich erringen kann.

Nichts hat mich so begeistert wie Ihre Transszendental-Philosophie. Ich habe sie vier- bis fünfmal durchgelesen und wieder gelesen. — Es ist das Umfassendste, was ich kenne — das wahrste System — ein erhabenes Kunstwerk — immer flieht sich, was sich suchen soll — ich geriet in die fürchterlichste Spannung,

verlor mich, um die Welt zu behalten und wieder die Welt um mich zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie hinein, um von dort aus den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht, wie der dichtende Gott, unmittelbar in meinem Busen habe. — Hier sahe ich nach und nach die Sterne hervortreten — bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufstieg und alles erhellte. Selten wurde ich in der letzten Zeit gerührt. — Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung — Tränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen und ich versank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle in dem Buch war mir dunkel. Es ist das wichtigste Geschenk, der transszendentale Idealismus. — Und hier lege ich — ich darf mitsprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen sicher reichen wird.

Meine kameralistisch-ökonomische Unbesonnenheit hat meine Finanzen erschöpft. Ich muß meine Reise nach Frankreich aufschieben — und mich diesen Winter nach Göttingen retirieren, weil da eine große Bibliothek ist und ich das finde, was ich zum Erdmagnetismus bedarf. — Erst im Oktober gehe ich hin. — Bis dahin können mich Briefe hier finden. Von den Gebirgsreisen, die ich mache, komme ich immer wieder hier zurück....

Dorothea an Schleiermacher [196]

Jena, 22. August 1800

Die Ökonomika will ich diesesmal zuletzt lassen, damit sie mir nicht die Phantasie verderben. Zu allererst will ich Ihnen meine innige Freude bezeigen, daß es mit Ihrem Herkommen so gut als ausgemacht ist.... Ritter, dessen Bekanntschaft ich seit kurzem genauer gemacht habe, hat mit uns draußen gelebt. Es ist ein herrlicher Mensch, eine von den seltenen Erscheinungen auf dieser Erde. Seien Sie so gut und gebrauchen Sie Ihre bekannte unausbleibliche Opposition nur sogleich, ehe Sie ihn sehen; denn

alsdann dürfen Sie wahrhaftig keine Zeit damit verderben. Sie müssen ihn ja doch am Ende liebgewinnen Er ist einer Ihrer größten Liebhaber und Leser; die ‚Monologen' waren von großer Wirkung auf sein Gemüt, und mit den ‚Reden' geht eine neue Zeitrechnung bei ihm an. Die ‚Briefe' (ohne daß er den Verfasser kennt) liebt er sehr; kurz, er ist durchdrungen von Ihnen und liebt Sie wahrhaft. Ich habe es ihm gesagt, daß Sie kommen, und er läßt Ihnen durch mich seine Freude bezeigen, Sie persönlich kennen zu lernen. O, wie will ich mich ausgelassen freuen, wenn ich in meinem Zimmer die ganze Kirche versammelt sehen werde. Hardenberg rechne ich mit, der soll auch kommen; ich habe jetzt mehr Vertrauen zu ihm als anfangs, wo ich mit Carolinens Hülfe alles schief ansah und die Schuld war, daß mich wieder alles schief ansah. Sie, Friedrich, Ritter und Hardenberg! Wenn ich mich nicht gewöhnen werde, jede Mahlzeit als ein Liebesmahl zu betrachten, so werde ich nimmermehr den Mut haben, mit Euch an einem Tisch und aus einer Schüssel zu essen. Paulus ist wieder hier; ich habe ihn von Ihnen unbekannterweise gegrüßt, und der dankt und freut sich auf Ihre Bekanntschaft. Es ist ein sehr würdiger Mann; um auch liebenswürdig zu sein, fehlt ihm nichts als wenigstens eine Art von Sinn für andere Poesie als die orientalische; er ist verständig, gelassen, freundlich und so still tätig, daß man sich recht glücklich fühlt, ihn zum weltlichen Freunde zu haben. Seine Frau habe ich sehr lieb. Sie ist die erste Frau, in deren Umgang ich mich wieder der ersten jugendlichen Freundschaft mit Jetten erinnern darf. Es ist dieselbe Art von gänzlichem Zutrauen zwischen uns; auch ist zwischen uns, wie damals, mehr Ergänzen als Ähnlichkeit....

Caroline an Schelling [197]

Braunschweig, Oktober 1800

Sieh nur Goethen viel und schließe ihm die Schätze Deines Innern auf. Fördre die herrlichen Erze ans Licht, die so spröde sind zu Tage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht! Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend Deinen Brief gab...

Rose ist allerliebst — —. Sie hängt sich ganz an mich, und ich bin recht gut mit ihr. Wir wollen weiter sehen. Gott segne Dich, sei recht ruhig, Du darfst es seyn.

Caroline an Schelling [198]

Braunschweig, Oktober 1800

Ich habe den Himmel recht gebeten, mich zu erleuchten und mir gute Gedanken zu verleihn, ehe diese Post abginge, und er hat mich auch erhört. Wenn ich Dir wollte oder vielmehr vermöchte alles hinzuschreiben, was in mir vorgegangen ist, es würde so tief und so wehevoll werden wie Deine Blätter, aber ich muß mich schonen und gebe Dir nur den Frieden von Gott, in dem sich mein Herz aufgelöset hat, voll fester Hoffnung, daß ich ihn Dir auch mitteilen werde. Ich habe Dich innig lieb — —. Wenn ich Dir auch könnte lange Vorstellungen erwidern über Deine Vorstellung und eine Menge begeisterte Vernunft gegen Deine irrigen Ansichten setzen, es wäre eine bloße Redeübung — genug, daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja daß ich ihm drohe, ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wehes Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen, Du liebst mich doch, denn ich bin es wert, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt.

Ich wiederhol es noch einmal, warum kann ich dem Goethe nicht sagen, er soll Dich mit seinem hellen Auge unterstützen. Er wäre der einzige, der das nötige Gewicht über Dich hätte. Gib Dich wenigstens seiner Zuneigung und seinen Hoffnungen auf Dich ganz hin, und denke, daß Du doch liebe Freunde hast — so gut wie das Jahrhundert sie vermag. Schreib mir, was Du eigentlich jetzt arbeitest, am Journal, das errat ich wohl, weiß aber nicht, welches Thema. Friedrich seine Querspiele haben mich sehr amüsiert. Ich habe hier beiläufig von Wilhelm vernommen, er sehe seine Vorlesungen aus einem sehr sublimen Standpunkt an, nämlich er könne sich der Ironie nicht dabei enthalten, die Studenten wären gar zu dumm. Die Ironie ist doch zu allen Dingen nütze. Euer Konversatorium wird übrigens zu allerlei Parteiwut, Streichen, Nücken und Tücken Anlaß geben, deswegen hat es mir gleich nicht besonders gefallen. Gib Du dem Wickelmann immer nur ein humanes gutes Wort, damit er Deine Divinität wieder bekennt. Man muß nichts vernachlässigen im Spiel. Paulussens sind ein jüdisch und judassisches Volk, aber ihnen ganz aus dem Wege gehn solltest Du doch nicht. Über die Veit denkt Wilhelm nun nach und nach fast wie wir — ich habe ihm auch gesagt, daß sie so über das Innre unsers Hauses geschwatzt und gelogen hat, was er als einen sehr schlechten Dienst gegen sich selber anerkannte.

Hast Du das neuste Stück der Propyläen schon gesehen?

Sei nur nie besorgt was Deine Briefe betrifft; ich bekomme sie aus der Hand des Briefträgers immer zu eignen Handen, beantworte sie aber nur manchmal so überzwerch, wie Friedrichs Philosopheme sind. Ich muß doch auch probieren, ob ich nicht aus $\frac{\text{Tod}}{\text{Schmerz}} \times \frac{\text{Wonne}}{\text{Liebe}}$ Leben und Frieden herausbringen kann. Woher mir die Ursätze kommen, darum wirst Du mich wohl nicht so scharf befragen. Es ist doch arg, wenn man etwas gewiß hat, und soll nun auch noch Rechenschaft geben, woher man es nimmt.

Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir

seine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebt Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht. Und hast Du wohl bei Deinen letzten Vorsätzen an Deinen guten Vater und die gute Mutter gedacht, die einfältiger aber ebenso kraftvoll und liebreich Dir das erste Leben gaben? O welch ein schwarzer Nebel hatte das Haupt meines Freundes umzogen.

Ich wollte Dir selbst schon vorschlagen, ob ich Dir etwas für Dein geplagtes Schwesterchen schicken sollte. Nur daß ich gar nicht ausgehe, hat mich verhindert es schon zu tun. Ich möchte wohl wissen, ob Du ihr lieber etwas zum Anzug oder zum Andenken gäbest und ob sie Ohrringe trägt.

Es ist vielleicht ein seltsamer Kontrast, daß ich Dir so heiter schreibe nach einem solchen Brief. Aber ich habe viel gelebt in diesen wenigen Tagen, und das ist mein innerstes Wesen, daß ein Lächeln grenzen kann an die unsäglichste Not. Du hast mich wieder geweckt, und gewiß, wir quälen uns nun wohl recht mit hin und her schreiben, und tausend Widersprüche fallen vor, aber am Ende werden wir doch uns etwas bilden, das alle löset. Verlaß mich nicht, ich liebe Dich, ich wollte, ich könnte Dir sagen wie sehr ...

Caroline an Schelling [199]

Braunschweig, Oktober 1800

Am letzten Posttag konnt ich nicht schreiben, lieber Freund, weil ich mir nicht merken lassen wollte, daß ich an einem ganz ungemeinen Schnupfen daniederlag ordentlich im Bette. Ich hoffe, Du wirst, weil es ein sthenisches Übel war, weiter über dies Bekenntnis nicht jammern; ich bin schon ziemlich wiederhergestellt, so daß ich gestern Abend imstande war, in das Schauspiel zu fahren — mit ausgehn gebe ich mich überhaupt nicht ab — um

den Oedipe à Colone zu sehn, eine Oper mit Rezitativen, jedoch nicht tout à fait tragique, denn der Ödip geht zuletzt noch mit zur Hochzeit seines Sohnes und der charmante princesse Eriphile, die wirklich ein charmantes Mädchen und im 8. Monat guter Hoffnung ist. Ich wollte doch gar zu gern eine Anschauung von dem französischen ernsthaften Spiel haben, die denn auch tüchtig war und mir eine Stunde nachher noch in den Ohren weh tat. Ödip und Antigone wurden von nicht schlechten Schauspielern gemacht, ist aber überflüssig zu sagen, wie sie die Griechheit zerfetzten und vermutlich auch noch weit unter der pittoresken Leidenschaftsdarstellung eines Talma blieben. Und doch das Wenige, was aus dem Alten übrig geblieben war, nur bloß die Erscheinung des Blinden von der Tochter geführt, es bewegte gleich die ganze Seele, und ich dachte an alles Liebste und Schmerzlichste und das eigne unter Fluch und Segen der Götter ruhende Geschick.

... Allerbester Freund, gestern kam aber auch Dein Brief, und das war eine große Freude für mich. Es geht ja herrlich, ich wußte es vorher und wollte nur nicht viel davon reden. Du bist nicht großsprechend, fürchte nichts, ich weiß gewiß, daß alles so gewesen ist, ich habe Dich gesehn, wie Dich Dein Bruder sah, verklärt durch Kraft und Gelingen. Ja Du bist wieder in die Schlacht gekommen, teurer Achilles, und nun fliehen die Troer. Die Unsterblichen haben Dich wieder geehrt und werden Dir das lange Leben obendrein geben. Das ist die wahre Rache, und ich triumphiere ohne alle Schonung. Nichts von Bedauern, sie wäre gar nicht im großen Sinn der Humanität selber. Denn manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich — es würde nur seine beste Eigentümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Siegers genösse. Dir geziemt sie, Du weißt Dich in diesem Elemente zu bewegen — sollte mein Freund endlich aber übermütig werden wollen, so wird er sich erinnern, daß er den bescheidnen Sinn seiner Freundin damit von sich scheuchte,

und weiter hat sie ihm bei dieser Gelegenheit, die für sie höchst ergötzlich ist, kein memento vorzuhalten. Was nun die Seite betrifft, daß es ihren Mut stärken soll, bald jenen Schauplatz zu betreten, so ist sie wunderlich und fühlt sich vielleicht noch weit unwiderstehlicher hingezogen, wenn sie dem Geliebten eine öde Laufbahn zu erhellen hätte, als eine ... [Schluß fehlt]

Dorothea an August Wilhelm Schlegel [200]

Jena, 28. Oktober 1800

Ich habe von Friedrich den Auftrag bekommen, Ihnen auf alles zu antworten. Sie können denken, wie der tiefe Freund sich immer mehr in die Tiefe versenkt bei seinem tiefsinnigen Geschäft und wie es ihm Zeit und Gedanken hinnimmt. Die Publika waren beträchtlich voll, nach der geringen Anzahl der Studenten. Gestern haben seine Vorlesungen angefangen, soeben ist er zur zweiten gegangen; wir haben beidemal zwischen 60 und 80 gezählt. Gesetzt, es fallen auch noch zehne zurück und einige Freibeuter, so bekömmt er es dennoch gut genug bezahlt; es melden sich doch auch jeden Tag einige Herren mit Laubtälerchen. Es wäre vielleicht zu wünschen, er arbeitete seine Vorlesungen gleich ordentlich aus, so könnte er sie alsdann ohne Zeitkosten drucken lassen. Das kann er aber nicht; er improvisiert sie durchaus und nimmt nichts mit aufs Katheder als ein Quartblättchen mit + = < und solcherlei Krakelfüße, wie Sie schon aus seinen Heften kennen. Der Beifall ist übrigens geteilt: viele klagen, sie verständen ihn nicht; diese aber sind grade die weitläufigsten Beurteiler, wie natürlich. Kommen Sie nur recht bald, damit Sie ihn hören, er wünscht es herzlich. Was befremdend ist, seine persönliche Erscheinung, Stimme, Sprache und Anstand wird gerühmt. Man denke!...

... Der ‚Florentin' wird wirklich gedruckt zu meiner großen Angst. Wollte doch Gott, wir könnten dasselbe von der ‚Lucinde'

sagen. Doch hat der Freund das Dichten nicht verlernt trotz seinem jetzigen Philosophieren. Den Freitag war mein Geburtstag, da hat er mir drei Gedichte gemacht: zwei Sonette, die vor den ‚Florentin' gedruckt werden, und noch ein Gedicht, das ich hier beilegen werde, wenn mir Zeit zum Abschreiben bleibt. Es ist nämlich auf einen welken Veilchenkranz, den Auguste einst für ihn gewunden, und den er mir überreichte. Es ist göttlich! Und ist es nicht wieder der ganze Friedrich, der mir unter einer großen Menge der herrlichsten Blumen, Früchten, schönen Flammen und Musik dieses rührende Andenken gibt — ein Totenopfer im vollsten blühendsten Leben! Ja, so ward mein Geburtstag begangen. Wären Sie doch zugegen gewesen, unser Entzücken und der innige goldne Frieden hätte Sie gewiß herzlich mit den Familienfesten ausgesöhnt. Wenn Sie wieder bei uns sind, will ich es ihnen umständlich erzählen. Sie sollen sich schon freuen.

Soeben sehe ich in Ihrem Brief, daß Sie darauf rechneten, Ihr Brief würde den Montag ankommen. Er ist aber erst heute früh gekommen und heute geht ja keine reitende Post. Wir können uns also zum antworten noch alle künftige Tage Zeit nehmen. Sie bekommen das Paket ja doch wohl noch zur rechten Zeit.

Die Schlüssel zum Hause haben wir hier; die Faber gibt acht. Ich habe mir Ihr Klavier mit her genommen. Wäre es Ihnen etwa ungelegen, es mir noch auf einige Zeit zu lassen? Seien Sie so gut, mir Antwort darauf zu schreiben, wenn es noch geht.

Wie aber der Friedrich ins Philosophieren hineingeraten ist, darüber muß ich Ihnen was Possierliches erzählen. Gestern Abend schlief er auf dem Sofa ein und wie es spät ward und ich ihn weckte, sagte er noch halb träumend: ‚Ja, ja, ich werde mich gleich analysieren' und wiederholte dies, da ich entsetzlich lachte, wohl noch einigemal ganz ernsthaft. Kommen Sie bald und wohnen Sie bei uns, es ist recht artig und freundlich hier. Adieu, lieber Freund.

Jena, 31. Oktober 1800

Mit klopfendem Herzen und errötenden Angesichts, als müßte ich sie Ihnen selbst in die Hände geben, schicke ich Ihnen die Aushängebogen; die übrigen sollen folgen, sowie ich sie erhalte. Sie behalten sie geheim, lieber Freund, wenigstens fürs erste; an die Herz, und wenn Sie es gut finden, Ihrer Freundin, mögen Sie das Geheimnis anvertrauen. Wenn ich meiner eigenen Überzeugung trauen dürfte, so würde ich Sie ersuchen, mir lieber nicht Ihr Urteil darüber zu schreiben; denn nun hilfts nichts, es muß fertig gemacht werden und an Mut darf es mir nicht fehlen; aber Friedrich behauptet noch immer, es wäre recht amüsant, trotzdem daß es mir je länger je mehr kindisch vorkömmt. Die beiden Sonette sind von Friedrich, sie werden vorgedruckt. Er hat sie mir heute vor acht Tagen an meinem Geburtstage gemacht. Das zweite ist sogar mit allen Flammen, Farben und Blumen Wort für Wort aufgeführt worden. Nämlich des Morgens gab er mir die Sonette; auf den Abend waren wir bei Paulus, da ward ich denn in ein Zimmer geführt, wo mir zuerst grüne, rote und weiße Flammen entgegenbrannten, die Ritter chemisch veranstaltet hatte. Diese Farben haben mehr als einen Sinn; für uns bedeuten sie Glaube, Liebe und Hoffnung; in der ersten Person wird Ritter gemeint als die weiße Flamme, die zweite, rote ist Friedrich, und ich habe der Hoffnung Grün. Bei diesem Feuer brachten mir Philipp und die kleine Paulus, beide phantastisch aufgeputzt, ein Gehänge von Orangeblüten und einen Kranz von Myrthe und Lorbeer, mit den Kindern nahte sich die Paulus und bekränzte mich damit, neben ihr stand Friedrich und brachte mir reife Pomeranzen und Rosen in einer Schale und (hier erkennen Sie den ganzen Friedrich) mitten in diesem Tumult von Leben, Feuer, Blüten und Früchten, während Ritter auf dem Klavier die Arie von ‚Erwin und Elmire‘ spielte:

Mit vollen Atemzügen
Saug ich, Natur, aus dir,

und die Paulus es sang, brachte er mir einen verwelkten Veilchenkranz, den ihm Auguste einmal geschickt hatte, mit einem höchst rührenden Gedicht dazu. Ich war, als alle diese Dinge wie bekannte Erscheinungen so nach und nach heraustraten, wie in einem Traum, in dem man träumt, daß man träumt. Erst wie das ganze beisammen war, besann ich mich, daß es das Sonett sei.

Friedrich schreibt Ihnen noch nicht; er ist auf seine bekannte Weise mit einem Gegenstande immer so einzig beschäftigt, daß es ihm nicht möglich ist, etwas anderes vorzunehmen. Jetzt ist er nun wieder ganz bei den Vorlesungen. Wird er aber schwer über den Dingen, oder die Dinge schwer über ihm — es ist nicht zu entscheiden, aber gewiß ist, daß das Leben ihm sauer wird. Gott helfe ihm und gebe ihm Ruhe! Wie die Vorlesungen ausfallen werden, das hängt nur vom Beifall ab, und dieser hängt ja wieder von den Vorlesungen ab. Aber hier ist es, wo die Ruhe ihn verläßt. Wie viele bezahlende Zuhörer er haben wird, ist noch nicht ausgemacht, und zu manchen Ausgaben haben ihn seine sanguinischen Hoffnungen verleitet, denen man nur fruchtlos widerspricht; ja sogar die schädlichsten Folgen hat es auf seine Stimmung und seine Arbeiten, wenn man es wagt, diesen zu widersprechen. Wilhelm ist noch nicht hier, kommt aber recht bald. Cotta hat geschrieben und scheint zurückzuziehen; Wilhelm ist ganz beruhigt darüber, daß die Annalen den Weg vieler Projekte gehen; Friedrich wünscht nichts mehr als das; Ritter ist über und überfroh darüber, und Sie, mein Freund, welche Hast haben Sie denn mit diesen Annalen? Haben Sie nichts besseres zu tun? Denken Sie doch an Ihren Roman, an den Plato; lassen Sie Friedrich an den Plato, an die griechische Poesie und an die ‚Lucinde‘ denken, Wilhelm an Shakespeare und an ‚Tristan‘ — seht, das sind andere Dinge! Mir war recht bange zu Mute bei diesen kritischen Anstalten. Laßt ja die Kritik zu Hause; es ist ein schlechtes Handwerk und ist in schlechten Händen; und Ihr sollt Euch nicht die Finger

damit beschmutzen, denn Ihr lernt nichts zu von Eurem Kritisieren und die andern danken schön. . . .

Dorothea an Schleiermacher [202]

Jena, 17. November 1800

. . . Über Ritter soll ich Ihnen schreiben? Ich kann ihn Ihnen mit nichts vergleichen als mit einer elektrischen Feuermaschine, an der man nur die stille Künstlichkeit bewundert und eben nichts gleich wahrnimmt als das klare Wasser. Wer sie aber versteht, bringt auf den leisesten Druck eine schöne Flamme hervor. Übrigens ist er auch, wie der erste Brief in der ‚Lucinde', Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander. . . .

Caroline an Goethe [203]

Braunschweig, 26. November 1800

Wenn Ihre eigene Hoffnungen von Schelling und alles was er schon geleistet hat, wenn er selbst Ihnen so lieb und wert ist, wie ich es glaube, so werden diese Zeilen ihre Entschuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltsamkeit, die Sie bitten sollen, ihm zu helfen. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte. Er ist durch eine Verkettung von gramvollen Ereignissen in eine Gemütslage geraten, die ihn zu Grunde richten müßte, wenn er sich ihr auch nicht mit dem Vorsatz hingäbe, sich zu Grunde richten zu wollen. Es kann Ihnen fast nicht unbemerkt geblieben sein, wie sehr sein Körper und seine Seele leidet, und er ist eben jetzt in einer so traurigen und verderblichen Stimmung, daß sich ihm bald ein Leitstern zeigen muß. Ich bin selbst müde und krank und nicht imstande, ihm die kräftige Ansicht des Lebens hinzustellen, zu der er berufen ist. Sie können es, Sie

stehn ihm so nah von seiten seiner höchsten und liebsten Bestrebungen, und der persönlichen Zuneigung und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen ist. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur selber haben würde, wenn sie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf weniges weiter als Sie wirklich schon tun, Ihre Teilnehmung, Ihre Mitteilung ist mehrmals ein Sonnenstrahl für ihn gewesen, der durch den Nebel hindurch brach, in dem er gefangen liegt, und manches, was er mir geschrieben, hat mir den Gedanken und den Mut gegeben, Sie bestimmter für ihn aufzufordern. Lassen Sie ihn nur wissen, daß Sie die Last auf seinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt und wenn das Geschick auch noch so ausgesucht grausam ist. Lassen Sie ihn einen hellen, festen Blick auf sich tun. Sie werden durch jeden Wink auf ihn wirken, denn mag er noch so verschlossen und starr erscheinen, glauben Sie nur, sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen, wenn Sie sich zu ihm wenden, und wenn er nicht die heftige Erschütterung scheute Ihnen gegenüber, so hätte er vielleicht selbst getan, was ich sanfter, obwohl sehr bekümmert, an seiner Statt tue: sein Heil Ihrer Vorsorge übergeben. Es ist das beste, was die Freundin für ihn zu tun vermochte, die ihn nicht auf die Art trösten kann, wie sie sich selbst trösten darf. Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernsten Sinn meines Anliegens. Meine Augen sind trübe, ich sehe nur noch, daß er leben muß und alles Herrliche ausführen, was er sich gedacht hat.

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.

Ohne weitere Antwort hoffe ich es beruhigend zu erfahren, daß Sie meine Bitte geachtet haben, und nur zum Überfluß ersuche ich Sie, ihrer auf keine andre Weise zu erwähnen.

Braunschweig, Dezember 1800

. . . Ich erkenne Deine Schmerzen alle und habe sie mit Dir auszutauschen. Aber ich habe noch welche zurück, die immer nur mein bleiben müssen. Nie kannst Du doch das Wehe der Mutter ganz in Dich aufnehmen. Sei nicht betrübt, wenn Du Dir denkst, wie das Deine Freundin zerreißen müsse, was sie in diese Worte ausbrechen läßt — ja, soeben zerreißen müsse. Dieses alles muß mir wieder zur Freude werden, glaubst Du es nicht? — Es löst sich meine Seele mehr und mehr in jenes Wehe auf, und doch bin ich getrost und stark. Dies erhalte Dir gegenwärtig, wenn ich auch nicht verhindern kann, an Deinem Busen zu weinen. Es quillt ein neues Leben aus diesen Augenblicken, sie sind selbst ein hohes Lebenszeichen, mein Gram ist nicht Niederschlagenheit, kein Verzagen und keine Verzweiflung, und dann kann ich erst volles Vertrauen zu meinem Freunde haben, wenn ich ihm nichts davon zu verbergen brauche. Berühren laß es mich wenigstens, ich will Dich nicht dabei verweilen. Ich verweile selbst nicht. Wenn die Wolken des eignen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit sich bald wieder, und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beschienen, der mein Kind einschließt wie mich. Die Allgegenwart, das ist die Gottheit — und meinst Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu sein?

Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt Du wohl, dann würde das Streben sich zu Eins zu machen ja aufhören.

Mein lieber Freund, ich habe eben einige von den Sonetten für Dich abgeschrieben, von denen ich Dir letzthin sagte. Das mittelste ist besonders von sehr großer poetischer Schönheit. Du wirst Dich erinnern, daß der König von Thule ihr letztes Lied war. Die Wahrheit machte sich bei diesem Kinde oft schon von selbst zu einem lieblichen Gedicht.

Ich hoffe nicht Dich hart zu unterbrechen in Deinen jetzigen guten Tagen. Nein, das ist eben gut, wenn Deine Erinnrungen gleichsam durch einen Sonnenstrahl ziehn, in dem auch die dunkle Farbe helle erscheint.

Am Sonnabend erst erhielt ich Deinen Brief vom Montag. Wetter und Wege sind so sehr schlimm, daß man auf keine bestimmte Ankunft mehr rechnen kann. Sie halten auch Schlegel hier zurück, der eigentlich gewillt war, nächsten Sonnabend abzureisen.

Carl von Hardenberg an Tieck [205]

Dresden, 2. Januar 1801

. . . Ich bin froh, Sie, lieber Tieck, noch kennen gelernt zu haben; ich komme mir mit jedem Schritt mehr isoliert vor, und ich freue mich unendlich, in Ihnen nicht allein einen solchen Freund meines guten Fritz, sondern auch so tausend Ähnlichkeiten von ihm zu wissen. — Ich lebe jetzt in den traurigsten Erwartungen, und nur die gewisse Überzeugung, daß unser jetziges Leben nur eine flüchtige Reise ist und ein inniges Vertrauen auf Religion, die meine tröstende Freundin bleibt, erhalten mich in leisen Hoffnungen. — Der Kunst und Poesie werde ich ewig treu sein; ich bin es Fritz und Ihnen schuldig, daß ich von dieser Stufe herab auf das gewöhnliche Leben blicke. — Wären jetzt nicht die trüben Zeiten, so hätte ich Ihnen vielleicht ein paar Gedichte von mir geschickt; vielleicht geschieht es noch. —

Wie sehr mich Ihre Genoveva erquickt und begeistert hat, kann ich Ihnen nur mündlich sagen. — Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie vielleicht bald wieder an Fritz oder mich schrieben; dem erstern, der durch seine Krankheit jetzt in allem gehemmt ist, macht ein Brief von Ihnen unendliche Freude. — Zu Ostern sehen wir uns doch wohl? Gott weiß, wie es dann steht. Ich verlange nicht in die Zukunft zu schauen, in stiller

Ergebenheit will ich tragen. — Bleiben Sie nur der Freund Ihres Sie aufrichtig

liebenden
Carl Hardenberg

Caroline an Schelling [206]

Anfang Januar 1801

. . . Gestern haben wir doch etwas für die neue Zeit getan. Herr und Madam Schlegel haben ein Souper gegeben von einer sehr feinen Gattung, feine Leute, feine Speisen, feine Weine, feinen Geist. Zuerst ist der Tristan vorgelesen, dann Paläophron und Neoterpe und zum Nachtisch ein Hanssachsisch Fastnachtsspiel, das Schlegel in aller Eile machte, wodurch es nicht schlimmer geriet; es geht ins Transszendente, ist aber doch sehr lebendig und gefiel ungemein. Er wird Dirs gern mitteilen. Höre, ich will Dirs nicht verbergen, auch der Pfarrer ist vorgelesen worden, und es entging niemand der großen Wirkung dieses inkorrekten Gedichts. Anonym blieb es, wie es sich versteht; nur Luise ahndete, es möchte von Dir sein, und sagte es mir nachher. Schlegel, der es vorlas, wurde selbst wieder ganz davon ergriffen, und ich geriet in ein Zittern, an dem die Vorstellung, daß dies Dein Werk sei, wie gewöhnlich keinen kleinen Teil hatte. — Ja, Du triffst meine Schwäche recht gut, indem Du mir die Verkündigung Deiner Größe überschickst, ich lese erschrecklich gern davon, und dies scheint mir auch ganz geistreich ausgedrückt und mit Sinn abgefaßt zu sein. Weißt Du, wer es geschrieben hat? . . .

Caroline an Schelling [207]

Braunschweig, Januar 1801

Ich hatte mich recht auf Deinen Brief gefreut, mein liebster Freund, aber ich denke, es ist auch nicht umsonst gewesen, denn

er hat mich in ein wahres Entzücken versetzt, so daß, wenn Du es nicht übelnehmen willst, ich nach der ersten Stunde wie ein leichtes Kopfweh davon bekam, das aber bald wieder verflog und nur das Entzücken blieb. Du hast mir so herrliche Gedanken mitgeteilt, so schöne Bilder, ja Töne selbst und dann so allerliebste Notizen, und was mehr als alles Einzelne ist, es leuchtet so aus allem hervor, daß mein Freund wirklich wieder zum Stehen kommt. Wohl hatte ich recht in den verflossnen Tagen in Dir zu leben und zu weben, und wenn Du so fortfährst, so wirst Du mich bald ganz gesund machen. Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das Deinige lehnen und Trost suchen; das ist das rechte Verhältnis zwischen der sterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn. Ja Du erhebst mich schon durch die Hoffnungen, die Du mir gibst, durch Deine Ansichten, wie ich sie auch haben könnte, Deine Ideen, wie ich sie nur Dir nachhaben kann, und daß wir uns in jener heitern Helle begegnen, welche allein das wahre Element meines Gemüts ist.

Ich lese Deinen Brief unaufhörlich wieder, weil mich alles darin so sehr ergötzt, und diesmal hat Schlegel auch sein Teil hingenommen, denn Du kannst denken, daß der Beifall, der dem Werkchen wird, was ihm schon unsäglich viel Spaß beim Verfertigen gemacht hat, den Spaß daran aufs höchste treibt. Er ist Dir sehr verbunden, daß Du ihm zu der Wissenschaft seines Gelingens mit verholfen hast, und auch noch weiter sein Verkündiger werden willst. Es ist ein glücklicher Ausdruck, daß Du seine Poesie ein kräftig gewordenes Organ nennst, man kann auch in der Tat gar nicht absehn, wie viel Gewalt und Umfang es noch gewinnen mag, daß er sich endlich ganz in dieses Eine verwandelt. — Besonders freut er sich jetzt einer Prophezeiung des Propheten Friedrich, der ihm einmal sagte, sein Witz und seine Lustigkeit wären poetischer Natur, nicht im allgemeinen, sondern ganz besonders, und wenn er dazu gelangte, sie auf diese Weise auszusprechen, so würde er sehr viel damit machen können. . . .

Caroline an Schelling [208]

Braunschweig, Januar 1801

Was für eine Nachricht hast Du uns gegeben, mein lieber Schelling, und welche wird heute kommen. Ich kann nichts ordentliches schreiben und tun bis zu Ankunft Deiner Briefe, und ich gestehe Dir, ich bin innerlich krank vor Angst, ob die Hoffnung, die ewig wache, und das gute Zutraun schon noch nicht ganz ertötet sind. Du hast auch so wenig gesagt. Wir haben nur durch einen Brief von Hufelands noch erfahren, daß Stark gerufen worden ist, und wenn Goethe nur nicht alle Besinnung verliert, so wird der ja nach seinen Angaben und Anweisungen das Beßre zu tun wenigstens nicht eigensinnig sein. Was hielt Dich ab, mehr zu schreiben, nur einige Worte mehr? Stahl soll auch sehr krank sein, warest Du vielleicht bei dem gewesen? — Kann man so viel noch zu verlieren haben, nachdem man schon so viel verloren hat?

Wenn es ist — nein, wir wollen nicht darüber reden. Es ist das Schlimmste, und Du mußt Dich doch um so mehr erhalten. Was sollte auf Erden werden?

Ich bin mit dem heftigsten Herzklopfen nach einer schlaflosen Nacht aufgestanden und zähle die Viertelstunden, bis die Post kommt. Du wirst mich doch heute nicht versäumen? Es ist mir schon eingefallen, daß Du vielleicht hinüber gingest am Sonntag — und wer weiß, ob Du wiederkamest. Doch Du hast gewiß für mich gesorgt. Du weißt wohl, daß er mein Hort und Heil für Dich war und ich mich weit mehr auf ihn verließ als auf mich. Was vermochte die gedämpfte Stimme Deiner Freundin?

Caroline an Schelling [209]

Braunschweig, Winter 1800/1

Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen und war dabei, wie sich die glühende Erde zuerst ver-

härtet hat und Blasen warf, aus denen die Berge wurden, welches alles mir sehr begreiflich scheint. Lieber Gott, wenn man sich die Materie einmal vorausgibt, so hat man ein leichtes Spiel und kann sich die Dinge nach Belieben gestalten lassen. Mir liegt aber ordentlich die Materie schwer auf, in der ich mich bei dieser théorie de la terre und époques de la nature herumarbeiten muß, welches doch sehr töricht von mir ist, weil ich gewiß bin, daß meine Vorstellungen sich niemals solide werden über sie erheben können, sie werden wieder herunterflattern, wie Vögel müssen, wo die Luft zu leicht für sie würde, und wenn selbst Adler unter ihnen wären. Sag mir nur, wie weit seid Ihr denn darüber hinaus? Du mußt indessen dies nicht so nehmen, als ob ich die Materie so roh sonderte, indem ich es beim Büffon bloß mit ihr zu tun habe. Ich erinnre mich sehr wohl des Geistes im Mittelpunkt und daß Licht Geist und Geist Licht ist. Dieses ist mir nicht begreiflich, aber glaublich, und durch den Glauben und die Imagination wirst Du mich auch leicht bis zum Zweck von allem End und Ziel führen können, nur die Sprossen der Leiter, die Demonstrationen, die Folgerungen, das ist nichts für mich.

Und meinst Du also, daß ich je zu einer andern als poetischen Erkenntnis Deines Gedichtes gelangen werde?

Eine Menge Begriffe hab ich mir doch neuerdings eingesammelt, der Himmel gebe nur, daß mein Gedächtnis sie festhält. Mit einer Anhäufung von Tatsachen, welche hie und da einen Artikel im Büffon einer Kompilation von Meiners ähnlich sehn machen, kann ich es nun vollends nicht beschweren, und frage bloß, was er jedesmal beweisen will, dann schenk ich ihm von den Beweisen immer die Hälfte. Ich hab einen Verdacht, mein Freund, als wenn Du eben auch nicht gründlicher läsest.

Jetzt will ich Dir eine neue Tatsache erzählen, die Du vielleicht von mir zuerst erfährst; in dem schrecklichen Sturm vom 9.—10. November ist die ganze Insel St. Thomas in Westindien untergegangen. So regt sich noch das Fantom des Jahr-

hunderts in Naturbegebenheiten, Pest und Krieg, ehe es Abschied nimmt. — Dieser Sturm muß doch einen unterirdischen Ursprung gehabt haben, eine Höhlung der Erde muß eingebrochen sein und ihm Ausgang gemacht haben. Siehst Du, wie ich zunehme an Weisheit? Wenn ich mittags mich um nähere Erläuterungen von diesem und jenem befrage, so lachen die Herren über mich, geben mir doch aber sehr ernsthaften Bescheid und Schlegel ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die seine Beschäftigungen anginge! Was wäre das denn auch wohl gewesen, außer dem was ich nicht zu lernen brauchte, der Poesie! . . .

Dorothea an Schleiermacher [210]

Jena, 17. Januar 1801

. . . Verwirrung in der Gesundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter als Sie, unser Freund, es scheinen zu sein; und doch ist es wieder eben dieser Freund, der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu sein. Also werde ich glauben müssen, daß doch noch eine andre größere, tiefere Verwirrung an Ihrer Verdrießlichkeit schuld ist als die gezählten. Was ist Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wieviel leichter werden einem die Fatalitäten hier zu ertragen als in Berlin! Aber ich verzeihe Ihnen nicht, daß Sie so gar nichts schreiben von dem, was Sie beunruhigt. Erinnern Sie sich, wie Sie mich um Facta quälten. — Wilhelm ist immer noch nicht hier. Er ist ein wunderlicher Mensch, ich werde ihn nie verstehen; ich bin es überzeugt und habe den stärksten Glauben, daß er sehr etwas edeles im innersten Herzen trägt, aber man wird oft sehr irre an ihm. Meines Bedünkens ist er

der objektivste Dichter; denn ihn selbst aus seinen Gedichten kennen zu lernen, wird man nie sonst versuchen, dieses müßte denn selbst die Subjektivität darin sein. Eigentlich bin ich ein bißchen böse mit ihm — daher alle diese Ausfälle.

Caroline an Luise Gotter [211]

Braunschweig, 23. Januar 1801

... Eine andre Nachricht, die Cecile traurig machen wird, ist die von Hardenbergs gefährlichem Gesundheitszustande. Er ist in Dresden, seine Braut auch, aber wie man uns schreibt nur noch ein Schatten von sich selber, völlig erschöpft, nicht imstande an der Unterredung teilzunehmen und oft einschlafend in der Gesellschaft, wo er dann wie ein Toter unter den Lebenden dalåge. Dies bekümmert Schlegeln besonders sehr tief und ist eine neue Wunde neben der unheilbaren. Ich kann ihn nur beneiden, wenn er ihr nachfolgt, um derentwillen er lange schon zwischen Tod und Leben geschwebt hat. Er wollte sich endlich für das Leben entscheiden und durch die Liebe eines sehr liebevollen Wesens, wie seine jetzige Braut ist, wieder daran knüpfen, aber es scheint nicht zu gelingen, und er wird vielleicht der Braut entrissen, wie die Braut ihm. Auch um Goethens Leben haben wir einige Tage in der herzlichsten Angst zugebracht. Er war sehr krank. Gottlob, er ist gerettet....

Schleiermacher an Friedrich Schlegel [212]

Berlin, 24. Januar 1801

Es geht mir sehr schlecht, lieber Freund, und das bloß, weil ich seit einer unerhört langen Zeit gar nichts von Dir weiß. Es ist mir nicht gegeben, gerade ein Unglück zu ahnden, was unter Euch vorgegangen sein sollte, aber nachgrade wird mir

doch herzlich bange. Doch ist das nur das wenigste; ich leide aber wirklich Not am Geiste, da unsre Gemeinschaft so ganz unterbrochen ist. Zwar habe ich nur kürzlich alle Deine Briefe gelesen, die nach Landsberg, die aus Dresden, die nach Potsdam, und alle alten Zettelchen von Dorothea, und mich aller gelösten Dissonanzen herzlich gefreut und alles dessen, was mir von Deinem Innern dabei wieder recht lebendig geworden ist, und so manches Einzelnen in der früheren Zeit, was ich aus der späteren besser verstehe, und gestern noch habe ich eine Stunde mit Tieck bloß von Dir gesprochen. Du weißt, wieviel das ohngefähr sein kann, aber es war mir doch ein rechter Genuß. Denn ob ich gleich nicht glaube, daß er vieles von Dir eigentlich versteht, so kann er doch manches recht gut wiedergeben. Aber sage selbst, ist es nicht eine rechte Hungersnot, wenn man sich so nähren muß? . . .

Caroline an Schelling [213]

Braunschweig, Januar 1801

. . . Was Du mir geschrieben von der Pflanze, die das Wasser, vom tierischen Organismus, der das Eisen, und von der Vernunft des Menschen, die alles zerlegt, das beschäftigt mich Tag und Nacht. Wenn ich nicht schlafen kann und mir nicht erlauben will zu träumen, so denke ich mir jene wunderbare und doch so natürliche Stufenfolge und suche davon zu begreifen was in meiner Gewalt steht. Wer zerlegt nun unsere Vernunft? Werden wir es nicht selbst einmal tun? O werde mir auch noch darüber ein Prophet.

Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entsinnst Dich des kleinen Gedichtes von Goethe, wo Amor die Landschaft malt, er malt sie nicht, er zieht nur den Schleier von dem was ist, und dann kommt ein Punkt, wo die Sonnenstrahlen so hell wieder glänzen, — ja so wird Dein Genius die Liebe

werden, die alles belebt. — Ich verdenke Dir es ganz und gar nicht, daß Du auch mit mir nicht über das nähere reden magst, Du mußt es doch ganz allein vollenden. Ich würde selbst nichts im voraus mitteilen können, wenn ich in Deiner Stelle wäre, und wenn ich Dich darum gebeten habe — man bittet oft in einer Stunde etwas, was man in einer andern anders einsieht.

Wenn Du mir nur einen Übergang machen könntest von meinen Höhlen und Bergeshöhen zu Deiner Philosophie, nämlich einen gründlichen, denn übrigens ist mir nichts leichter als gleich da zu stehen, wo die Vernunft — sich selber faßt. Alles was Du mir — in Briefen — geschrieben hast, habe ich recht gut zu fassen geglaubt, und es wäre doch ganz vortrefflich, wenn Du das ausführtest, wovon Du letzthin sprachst: eine Darstellung, die Du Dir dächtest an mich zu richten. Fange also nur immer damit an. Jetzt wird es noch recht natürlich werden. — Sehr glücklich wird es mich machen, wenn ich nur etwas von der Art begreife, wie Fichte sein System ändert.

Sie nur, wir haben als ausgemacht angenommen, Fichte stünde still — ja doch! wie die Sonne im Tal Gideon oder wie es heißt. Ich liebe diese Überraschungen. . . .

Caroline an Schelling [214]

Braunschweig, Januar/Februar 1801

. . . Du mußt redlich versuchen, ob Du mich entbehren kannst, aber traue Dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig eins sein. Habe ich Dir je mißtraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir?

Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig ist? Ja muß ich antworten und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das ist mein Vorrecht.

Und nun laß uns wieder in unsre bisherige Stille begeben, Du hast mich so oft schon Entzücken in ihr über Dich empfinden lassen. Ja erheitre mich mit Deinen Bestrebungen und Gedanken. Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.

Wahrlich, es war nur ein plötzlicher Einfall mit der Reise, und ich bin überzeugt, daß Du in Jena bleiben mußt.

Der Genius, der mich leiten wird, das ist Dein Genius. Er wird gewiß gut sein ...

Caroline an Schelling [215]

Braunschweig, 13. Februar 1801

... Ich kann mir wohl vorstellen, daß Dir Hardenberg nicht wohl will; Du hast ihm Deine Abneigung auch deutlich genug gezeigt. Er wird mir auch gram sein, und uns beiden einem um des andern willen, dazu wird man ihn schon gestimmt haben. Wir können ihm nicht helfen, wenn ihm Gott nur hilft, es sei zum gesunden Leben, oder zum freudigen Tode. Ich kann ihn nicht beklagen, wenn er dahin ist. Er hat die Schranken gebrochen.

Nun reut mich mein Einfall, Du Lieber Lieber, daß ich nicht schrieb. Was Du mir vorwirfst — ich hab eben Deinen Brief erhalten — daran bin ich unschuldig, ich schickte die Dose allerdings am Dienstag ab, wo reitende und fahrende Post in einer Stunde gehn — aber nun bin ich nicht mehr unschuldig, ich habe meinen lieben traurigen Freund gewiß gekränkt. Warum bist Du nur so traurig? ich möchte Dir ganz kindisch sagen: ich bin es ja nicht. Ich bin es nicht anders, als ich es ewig sein muß, und Dein Trost ist der meinige. Unser Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite, ich kenne kein Vergessen, ob ich äußerlich schon lebe wie ein Andrer. Ja, Du weißt es, liebe Auguste, wie Du bei Tage und bei Nacht vor Deiner armen Mutter

stehst, die kaum mehr arm zu nennen ist, denn sie blickt Dich mehr mit Entzücken als mit Jammer an, die Klage über den herben bittern Tod hat keine Dolche und zerreißenden Schmerzen mehr, ich kann lächeln, freundlich mich beschäftigen, aber ich lebe und bewege mich immer nur in Dir, mein süßes Kind — ach störe mich nicht in meinem sanften Trauern, lieber Schelling, dadurch daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Das sollte nicht sein. Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt — es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich.

Carl von Hardenberg an Tieck [216]

Weißenfels, 15. Februar 1801

Wir sind wieder hier, lieber Tieck; die Ärzte rieten meinem Bruder Veränderung des Orts und Ruhe, Bequemlichkeit und gänzliche Lossagung von Geschäften und unruhigen Zerstreuungen; alles dies fanden wir hier, und überdem sehnte sich mein Bruder sehr nach Hause. — Ihren lieben Brief, teurer Freund, habe ich erhalten, und wie sehr mir Ihre herzliche Teilnahme wohlgetan und mich tief gerührt hat, kann ich nicht mit Worten ausdrücken; Ach, lieber Tieck, das ist ja das einzige, was uns auf diesem dürren Boden übrig bleibt; alles vergeht und verschwindet in dem lockeren Sande, und wie dankbar können wir sein, wenn nur noch Teilnahme geliebter Freunde uns bis zum letzten Schritte dieses wunderlichen Labyrinthes begleitet. Mein Schicksal hat viel ähnliches mit dem Ihrigen; Meine liebsten Wünsche, meine schönsten Hoffnungen versanken im Augenblick der Erfüllung plötzlich, wie von einem Blitzschlag bei klarem Himmel. Wohl mir, daß ich schon oft Stunden habe, wo die Erde mit all ihren rätselhaften Begebenheiten tief unter mir liegt und ich aus der reinen Luft einer künftigen Welt hell und klar

herabsehe; dann bin ich glücklich und danke dem Unendlichen für diese himmlische Offenbarung. Aber wer kann sich losreißen auf immer von seinen Geliebten? Wer sich der Tränen bei ihren Leiden enthalten? Ich nicht! und ich will auch nur dulden, und in Ergebenheit die Lasten dieser Welt tragen. Mit Fritz geht es nicht gut; die Aussichten werden mit jedem Tag trüber; wenn nur seine Leiden nicht gemehrt werden; denn jetzt sind diese noch erträglich. Nun, des Herrn Wille geschehe, er wird einst diese dunkeln Rätsel lösen. Sie sind auch krank gewesen, guter Tieck? und haben doch zu uns kommen wollen? Nein, Sie haben es recht gemacht, daß Sie nicht gekommen sind, Sie hätten nur Leiden gesehen und vielleicht Ihrer Gesundheit geschadet, und diese sind Sie Ihrer Frau, Ihrem Kind und allen Ihren Freunden schuldig; ich suche mich nur vor eignen Vorwürfen, etwas versehen zu haben, zu hüten, dann wird alles leichter zu tragen. — Die Abreise von Dresden machte uns nur der Abschied von Ihrer guten Schwägerin, die wir herzlich lieben, und der Ernst schwer; die haben beide viel zur Erheiterung meines guten Fritz beigetragen, und wir haben besonders der ersteren manche freundliche Stunde zu danken. Mit meiner Schwester Sidonie ging es auch nicht zum besten, doch ist sie jetzt wieder besser und lebt bei meiner älteren Schwester, die in diesem Frühjahr ihre Niederkunft erwartet in der Oberlausitz. — Leben Sie wohl, lieber Freund, grüßen Sie Ihre liebe Frau, auch von meiner Mutter, herzlich. Ewig

Ihr

Carl Hardenberg

Caroline an Schelling [217]

Braunschweig, Februar 1801

... Mein lieber Freund, und ich nenne Dich so mit Liebe, vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu bringen,

allein ich habe Sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heut — ich will das tun — und morgen — ich will ein andres; und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde — nein, es malt sich wohl sehr deutlich in meinen Äußerungen, daß ich nicht weiß, was ich tun soll — bis der Moment kommt. Der ist da, und ich bitte Dich, nimm es so an.

Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden, das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehn, stellt alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält.

Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich — ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich sehe Dich wieder, vermutlich sobald als ich mir kürzlich vorstellte. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnrung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders sein wollten. . . .

Caroline an Schelling [218]

Braunschweig, Februar 1801

... Eigentlich wär mir es doch jetzt sehr gelegen, wenn ich entsetzlich reich wäre. Aber reich oder nicht, ich will nichts tun, wobei ich meinen Freund aufopfern müßte; das ist nun seit kurzem wie ein heller Stern vor mir aufgegangen, da ich bisher im Nebel lebte.

Gern möchte ich Dir auf viel wichtiges in Deinem Brief noch antworten, nur fehlt mir manches dazu, fast auch die Zeit. Ich konnte die Erklärung von Fichte nicht zu sehn bekommen. Meine Divination sagt mir indessen, daß Du nicht unrecht haben magst mit der Bittersüßigkeit. Ob Fichte sich über das Bewußtsein und

die Reflexion erhoben hat, möcht ich so genau nicht entscheiden können — über sein Ich, das weiß ich gewiß, kann er nicht so weit hinaus, daß er nicht ein andres Ich gern an die Seite schieben sollte, wenn es solche Ahndungen in ihm erweckt wie Du. Sehr bin ich auch der Meinung: laß Dich nicht wegschieben. Das Entgegensetzen, denk ich, könnte wohl so abgehn, daß es nur die wahrhaft Eingeweihten gewahr würden — denn Du kannst fortbauen, ohne Dich um ihn zu kümmern, er ist an Kenntnissen und Poesie so gewaltig zurück, daß er mit aller Denkkraft Dir doch Deine Natur nicht nachmachen kann, also hast Du Dich nicht so sehr dagegen zu verwahren, daß er Dir das Deinige raube, und eine offenbare Spaltung würde eine ungeheure Verwirrung nach sich ziehn. Die Philosophie der Natur ist es ja doch, durch welche Dein Idealismus etwas anders geworden ist als der seinige und die er eben muß stehn lassen. — Ich muß nur noch versuchen, ob denn das Blatt hier gar nicht hergekommen ist; Schlegel ist dreimal vergeblich auf den Leseklub danach gegangen.

Versäum es nicht an Fichte zu schreiben, was Du Dir vorgesetzt hast. Es soll mich wundern, ob er gegen Schlegel über Dich spricht. Ich weiß nicht, wie ers macht bei seiner Rechtschaffenheit, um falsch zu sein, aber es ist doch manchmal so was bei ihm vorhanden. Verwunden sollte es Dich nicht — diese Falschheit ist auch oft nur eine gewisse Vielseitigkeit, ein Mangel an einer recht tüchtigen Parteilichkeit für den Freund, die wenigstens jede Mitteilung des Urteils über ihn verhinderte. — Wenn jemand rein in diesem Stück ist, so ist es Schlegel, und es dauert mich zu sehn, daß es ihm so wenig gelohnt wird. Bei seiner Eitelkeit ist es sehr viel, daß es ihn nicht mehr aufbringt, wenn er zuweilen erfährt, wie Leute über ihn absprechen, die seinen Ruhm nie erreichen werden; er ist so gebildet, sich auch darin zu fügen. Vielleicht nähm er selbst Ritter in Schutz. Er macht sich gar nichts aus der Falschheit, und ist der Redlichste von Euch allen....

Caroline an August Wilhelm Schlegel [219]

Braunschweig, 27. Februar 1801

... Goethe ist wohl und freundlich und sprudelt von bon mots auf alle schlechten Poeten; ein wenig eingefallen soll er im Gesicht aussehn. Er hat das Zimmer verlassen, in welchem er krank gelegen, um nicht an diesen Zustand erinnert zu werden. Schiller erzählt, daß das Hauptthema aller seiner Phantasien die Naturphilosophie war, die Natur, und die Philosophie. . . .

Dorothea an Clemens Brentano [220]

Jena, 27. Februar 1801

Stellen Sie sich vor, guter Brentano, ich muß Ihnen schreiben, erstlich weil in Ihrem letzten Briefe viel hübsche Sachen stehen, mit denen ich mich sehr freue: Ihre gelinde sänftliche Stimmung, die Beschreibung der Gegend, in der Sie leben, Ihr Wunsch, uns dort zu sehen, Ihr Ärgernis an Ihrer eigenen Witzelei. (Dieses ehrliche Ärgernis erinnerte mich auf eine sehr lustige Weise an Niethammer, dem ich gar zu gern nachsehe, wenn er aus seinem Hause herausgeht. Er kömmt immer gewaltig herausgestürzt, läuft, was er kann und ohne sich umzusehen, dann erinnert er sich plötzlich, stützt sich auf sich selbst zurück und marschiert ganz würdig weiter. Dieses Schauspiel genieße ich jetzt täglich einigemal; wir wohnen ihm gegenüber.) Dann hat mir auch das, was Heinse über die ‚Lucinde' gesagt hat, so wohlgefallen, daß ich notwendig Ihnen ein Zeichen dieses Wohlgefallens geben muß. Es ist sehr gut, es erfrischt einen ordentlich, wenn man unter der Menge von einfältigem Muß, das über diese ‚Lucinde' zum Ruhm sowohl als zur Lästerung vorgebracht wird, einmal ein Wort hört, das nach Ingwer und Vanille riecht. — Dann ist es auch gut und löblich, daß Sie den Lessing lesen, und daß Sie ihn lieben, ist sehr glücklich. Im ‚Herkules Musagetes', den Friedrich Ihnen wahrscheinlich mit-

schickt, werden Sie finden, was ich damit meine, nämlich in den Versen, wo die Rede davon ist, wen man lieben müßte. — Auch daß das Geschäft Ihnen gelungen ist, darüber will ich Ihnen meine Freude bezeugen. Sie haben etwas gutes zustande gebracht.

Da nun alles, was ich Ihnen zu schreiben und geschrieben habe, nichts als Fröhlichkeit, Zufriedenheit und Freude bezeichnet, so kann Ihnen mein Brief nicht anders als angenehm sein, so leer er auch von anderm Inhalt ist. Ich habe auch darum Rosapapier erwählt, damit Sie gleich an der Farbe erkennen mögen, welch Geistes Kind er ist. In den ‚Lebensläufen nach aufsteigender Linie', die Sie auch einmal lesen müssen, wenn Sie es noch nicht getan haben, da ist ein sehr würdiger Mann, der gewissenhaft immer die Farbe seines Kleides, das er anzieht, nach den Begebenheiten, Gelegenheiten und Stimmungen wählt, die er soeben erlebt. Das ist eine recht gute Einrichtung. Warum sollen wir denn nur die Trauer äußerlich bezeichnen? Sind es andere Empfindungen weniger wert? wie — oder mehr?

Es geht uns recht gut so unter uns; fremde Leute sehen wir aber gar nicht und hören nur wenig von ihnen; was wir aber so erfahren, das belustigt uns ganz unerhört. So wird jetzt, wie uns gesagt wird, in ganz Jena behauptet, den ‚Florentin' hätte ich, ich gemacht! Und weil man nun so davon überzeugt ist, so schimpft man eben darum ganz unbarmherzig darauf. Einige Leute, die nach der Anzeige glaubten, er müsse von Friedrich selbst sein, lobten ihn schon vorher, die jetzt ihr Lob zurücknehmen; andre hatten schon vorher darauf geschimpft, die nun nicht wissen, was sie dazu für ein Gesicht machen sollen. Kurz, es ist ein Spaß. Am allerüberzeugtesten, daß er von mir sei, ist unser Freund Winckelmann. Es geht so weit mit ihm, daß er ein ordentliches Mitleiden mit mir hat; nichts desto weniger aber soll er doch ein wichtiges Mitglied einer Partei sein, die sich laut gegen diesen ‚Florentin' erklärt. Er soll nämlich aus dem ‚Meister', dem ‚Sternbald' und dem ‚Woldemar' zusammenge-

stohlen sein, sagt jene Partei. Den letzten in jedem gebildeten Buche zu finden, ist nun einmal Winckelmann seine Schwäche; hat er ihn doch auch in der ‚Lucinde' gefunden. Alle Romane, die ihm nach etwas aussehen, kommen ihm wie ‚Woldemar' und alle Menschen, die er leiden mag, wie sein Onkel Leisewitz vor. Es ist doch ein ehrliches, treues Gemüt. — Ich kann nun von diesen Ähnlichkeiten, die der ‚Florentin' haben soll, keine finden, außer das Bestreben nach einem gebildeten Stil. Ebensogut könnte man viel vom Abc darin finden. Friedrich gibt ihn unter seinem Namen heraus, wem wir ihn aber eigentlich zu verdanken haben, weiß ich wahrhaftig auch nicht. Dem sei, wie ihm wolle, es ist ein recht freundliches, erfreuliches, ergötzliches Buch, das mit aller Macht dem Weinerlichen entgegenstrebt, in dem die Farben manchmal etwas kindlich zu grell aufgetragen sind, aber sich eben darum perspektivisch wie eine Dekoration recht lustig ausnimmt, und das allerliebste Geschichtchen recht gebildet vorträgt. Was will man mehr? Mich hat es sehr amüsiert, ich habe es zweimal gelesen und erwarte mit Ungeduld die Fortsetzung. Schreiben Sie mir auch etwas darüber....

Caroline an August Wilhelm Schlegel [221]

Braunschweig, 6. März 1801

... Was ich Dir zu sagen habe, ist jetzt bloß das — ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübd meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes.

Dadurch daß ein verräterisches Geheimnis zwischen uns wegfällt, gewinnt alles eine andre Gestalt, zuerst für uns selbst, und diese Sicherheit geht in die Umgebungen über. Ich glaube daher nach Jena gehn zu können....

Braunschweig, 6. März 1801

... Ich werde heute einen Brief von Dir bekommen, dem ich gern ruhig entgegensehn möchte, aber mein unruhig schlagend Herz kann nicht. Nur bin ich entschlossen, es meinem Freunde nicht wiederzugeben, wenn er mir zürnet, und vielleicht schicke ich dieses noch ab, ehe ich das andre erhalten kann. Ich liebe Dich herzlich, Du magst mich auch kränken, bekümmern und mißbilligen, nur mußt Du mich nicht hassen, und wenn Du es zu tun glaubst, so aboliere ich es im voraus, sehe es als nicht geschehn an, und verfahre mit mir darin nach Deiner Liebe. Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz.

O Du Lieber, weine nicht, ich bitte Dich mit Tränen darum. Wird alles, was ich Dir seitdem sagte, wird es Dich gar nicht beruhigt getröstet haben? Hast Du nicht darin gefunden alles was Du Dir als Milderung wünschest? Mein Herz weiß ja gar nichts mehr vom letzten Anstoß, es erkennt ihn selbst als zufällig, und die jetzige Entscheidung als die einzig wahre unsrer Liebe an, die aus ihr hervorgehen mußte, die unser ewiges Bündnis allein fest bestimmen konnte seiner Art nach. Schelling, es ist unsäglich, wie Deine Wehmut meine Brust zerreißt, ich könnte Deinen Brief nicht noch einmal lesen; er kam früher wie gewöhnlich, ich wußte kaum von mir selbst, wie ich ihn öffnete. Ich liebe Dich so, daß ich meine, es müßte Dich heilen können. Übereile nichts — im Verlauf des nächsten Monats seh ich Dich und bleibe den Sommer in Jena, also bitte ich Dich um meines Glückes willen, auch zu bleiben. — — Zu triumphieren dazu sollen unsre Feinde keine Gelegenheit finden, glaube es mir. — Wenn Du während der Ferien eine Reise machen könntest zu Steffens, wo nicht mit ihm, bei Deiner Rückkunft fändest Du mich.

Alles Heil erwarte ich von Dir, und es muß uns beiden werden, wenn wir uns nicht fernerhin von einem stürmischen Gefühl re-

gieren lassen. Meine Seele nährt sich von der Gewißheit eines baldigen Wiedersehns. Ich befinde mich wohl und will nicht zu meinem Bruder reisen, um mich recht zu schonen. Leb wohl, wohl, ich trenne mich auch von diesem Blatt nur um mich zu erholen.

Versäume Dich nicht in Deinen letzten öffentlichen Geschäften, und wenn Du augenblickliche Erquickung bedarfst, so geh zum Goethe, er weiß, daß Du sie brauchst.

Caroline an Schelling [223]

Braunschweig, März 1801

. . . Vor dem Jahre — o Du weißt es, was ich sagen will — da pflücktest Du sie mit meinem Kinde und Ihr brachtet sie der kranken Mutter, nun brechen Veilchen wohl aus der heiligen Erde, die sie bedeckt. Arme Mutter, warum nicht aus Deinem Hügel? Meine beiden Lieblinge würden in sanfter Wehmut daran knien. Ich hätte Euch nicht unglücklich gemacht, wie mein süßes Kind uns getan hat. Vergib mir, ich will auch nicht weiter schreiben und kann auch nicht. Gute Nacht.

Freitag früh

Guten Morgen, guter Freund, ich habe recht lange geschlafen. Die Theogonie geht mir sehr im Kopf herum (so heißt doch das deutlich geschriebne unterstrichne und dennoch unleserliche Wort?). Das wäre wohl ein vortrefflich Studium, aber versplittere Deine Kräfte nicht. Sieh mit dem Beschränken — im voraus sieht das Vorgesetzte nur so unendlich aus, es beschränkt sich von selbst, sobald man an die Ausführung gekommen ist. Doch mache nur, alles was Du machst wird gut sein, und ist denn doch da und wird bleiben. . . .

Braunschweig, März 1801

Wenn ich nur zu Dir kommen könnte diesen Abend und liebreich mit Dir schwatzen. Die Sonne und der blaue Himmel lockten mich heute unwiderstehlich an und mahnten mich an meinen Freund; ich wünschte zuletzt nur, es möchte recht schlecht Wetter sein und bleiben bis zum wahren Frühling, dann ist doch alles rund herum zu und man weiß, daß man nicht hinaus kann. Ich bin vor dem Tore gewesen in einem protestantischen Jungfrauenkloster, wo Jerusalems Tochter Domina ist. Es ist da noch einige Freundlichkeit der Aussicht und vor allen Fenstern herrliche Pflanzungen, Reseda, Heliotropium und was es liebes in der Art gibt, dessen Gemüt in Duft besteht. — Süßer Freund, Dein Brief hat diese Nacht mit mir geruhet; ich bekam ihn gestern sehr spät; halb mit Schmerz habe ich alle seine Liebe in mich gesogen. Wenn Du es nun sehr gewaltsam nimmst, was ich Dir gestern geschickt habe — ach wie wirst Du mich noch bekümmern. Es ist doch gar nicht gewaltsam — im Anfang war ich erschüttert, aber alles hatte sich gelegt, und die Seele meiner Entschließung wurde von dem Anfang ganz unabhängig. Im Grunde haben wir uns oft gedacht, daß es so mit uns werden sollte, Du hast es mir auch geschrieben. Glaube nur, ich werde nie etwas eingehen, wo ich nicht ganz Deine Freundin bleiben kann.

Den Freund will ich nicht lassen,
Noch läßt er auch von mir.

Tausendmal hab ich mir heut schon dieses einfältig liebe Lied vorgesagt. Freund ist ein allgemeines Wort gegen das was ich meine, Liebling, Du, den ich wie ein teures Kind an mein Herz drücke und verehre als Mann. Du weißt, ich tue beides, muß ich gleich Dich zuweilen hart tadeln. Mein lieber Joseph, ob ich mich freuen werde, Dich wieder zu sehn? Ja wahrlich mehr wie ich Dir sagen kann, eilt meine Freude schon der Zeit voraus, die uns noch trennt, und ich überlasse mich ihr jetzt ohne Furcht; ich bin so sicher in mir selber geworden, weil ich weiß, was ich will.

Mit Wonne werd ich Dich sehn,
O nimm mich auch so auf.

Gott führe Dir ein Herz zu, das Dir seine Treue reiner beweisen darf, aber ein treueres — nein Du kannst es nicht finden, und darum leg ich auch einigen Wert darauf, daß Du dieses aus dem Sturme dennoch davon bringst. Stoß es zurück im Augenblick des Unmuts — es hofft auf die Stunde der rückkehrenden Liebe und bleibt Dir. Sag, hab ich Dich nicht immer geliebt, und wenn ich mich gegen Dich auflehnte, weil ich nicht anders konnte, dennoch geliebt? . . .

Wenn nur die Sorge erst ein wenig gemildert wäre in mir, daß ich Dich störe in Deinen Gedanken und Worten durch das, was ich Dir geschrieben habe. — Erst mit Ungewißheit, nun vielleicht durch Gewißheit, — denn Du wirst sie Dir viel schneidender denken als sie ist, nämlich gewiß ist sie, aber was ist denn so sehr bittres daran? Wir wollen uns bloß unabhängig wissen von uns selber und der Welt. . . .

Novalis an Tieck [225]

. . . Ich höre, daß Du eine wundersame Melusine gedichtet hast. Auf alles bin ich gespannt — besonders auch auf Dein Gedicht über Böhme. Friedrich verharrt im Müßiggange und hat nichts als einige Gedichte, von denen ich mehr zu wissen wünschte, zustande gebracht. Du hast Dich mit Wilhelm zum gemeinschaftlichen Angriff des Cervantes verbunden, welches eine angenehme Aussicht eröffnet. Ich bin würklich sehr fleißig. — Wenn Du die mannigfaltigen Zerstreuungen, Zeitverluste und Geschäfte meines Berufes kenntest, so würdest Du mir ein gutes Lob erteilen, daß ich soviel nebenbei gemacht habe. Mein Roman ist im vollen Gange. Zwölf gedruckte Bogen sind ungefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden — der erste ist in drei

Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgestell des zweiten Teils. Das ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Teile zum Dichter reif — und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Ähnlichkeiten mit dem Sternbald haben — nur nicht die Leichtigkeit. Doch wird dieser Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünstig. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht — die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie, um deren Erstehung Deine Bekanntschaft das größeste Verdienst hat. Über Spekulanten war ich ganz Spekulation geworden. Es sind einige Lieder darin von meiner Art. Ich gefalle mir sehr in der eigentlichen Romanze.

Ich werde mannigfachen Nutzen von meinem Roman haben — der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Lustspielen. Sollt ich Dich bald sehn, so bring ich eine Erzählung und ein Märchen aus meinem Roman zur Probe mit.

Jakob Böhme lese ich jetzt im Zusammenhange und fange an, ihn zu verstehen, wie er verstanden werden muß. Man sieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären. — Ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben — einen wahren, auseinandergehenden Mikrokosmus. Es ist mir sehr lieb, ihn durch Dich kennen gelernt zu haben. — Um so besser ist es, daß die Lehrlinge ruhn — die jetzt auf eine ganz andere Art erscheinen sollen. — Es soll ein echtsinnbildlicher Naturroman werden. Erst muß Heinrich fertig sein — eins nach dem andern, sonst wird nichts fertig. Darum sind auch die Predigten liegen geblieben und ich denke, sie sollen nichts verlieren. Wenn die Litt. Zeit. nicht so jämmerlich wäre, so hätt ich Lust gehabt, eine Rezension von Wilh. Meist. L. einzuschicken — die freilich das völlige Gegenstück zu Friedrichs Aufsatze sein würde. Soviel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Rezension im Kopfe — es ist

eine Candide gegen die Poesie — ein nobilitierter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkömmt — die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Komödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Komödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich solange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig — aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Teils erlöst und zum Schluß gekommen ist. Welch heitre Fröhlichkeit herrscht nicht dagegen in Böhme, und diese ists doch allein, in der wir leben wie der Fisch im Wasser. — Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist mir alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im Meister vernichtet wird — und während sie im Hintergrunde scheitert, die Okonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich tut und achselzuckend nach dem Meere sieht. . . .

Caroline an August Wilhelm Schlegel [226]

Jena, 5. Mai 1801

. . . Gestern früh kam Friedrich ins Haus, um ein Buch von Deinem Zimmer zu holen; ich ließ ihm hinaussagen, er möchte nachher zu mir kommen; er kam also, und ich gab ihm den Brief und sprach mit ihm von den andern Geschäftssachen. Er war ungemein beklommen, obgleich niemand da war wie letzthin, der ihn möglicherweise genieren konnte. Kein Wort von meinem Briefe, oder irgend eine Annäherung, er konnte nur einige leise Töne mit mir wechseln. Er sah Augustens Bild stehen mit dem Schleier bedeckt, und ich nahm wahr, daß er es ahndete, aber er hob diesen Schleier nicht, so wenig wie den, der über unserm Verhältnis liegt. Schreib mir, ob er sich denn auch gegen Dich

nicht erklärt. Du mußt mir zugestehn, daß ich alles getan habe, und glaub mir auch, mein Freund, ich hege keinen Haß, und Du tust mir sehr Unrecht, je von Spötteln und dergl. geredet zu haben. Was ich gegen ihn habe, werde ich auch gegen Dich, ohngeachtet Deiner großen Parteilichkeit des Momentes — denn auch in Dir, redlichster aller Freunde, sind die Parteilichkeiten vorübergehend — immer freimütig sagen. Ich konnte nie aufhören, freimütig sein zu dürfen.

Auf wessen Seite das Unedle und besonders die Gemeinheit ist, wird Dir nicht entgehn nach einiger Zeit; ich beschuldige Friedrich nicht von dieser Seite. Ich habe ihn jetzt wieder aufs schonendste behandelt, da ich gezwungen bin, über die häuslichen Dinge mit ihm zu verkehren. . . .

Caroline an August Wilhelm Schlegel [227]

Jena, 18. Mai 1801

. . . Da man sich ordentlich miteinander beschäftigen muß, um in der Ordnung zu bleiben, so will ich Dir nur sagen, mein lieber Wilhelm, daß Schelling dieses Heft Zeile vor Zeile mit mir lieset, und es gar anders helle in mir zu werden anfängt. Es ist eine wahre Wonne um das Verstehenlernen, und das Erleuchten einer dunkeln Vorstellung, und endlich um die Ruhe dieser Vorstellung selbst. Da das Höchste nicht zu hoch für — diejenige kleine Person ist, welche Dir schreibt — so kann ich diese strenge Folge, da sie mir so lebendig erklärt wird besonders, und das von allem Subjektiven gleichsam entbundene Bild der Welt auch besser fassen als den sonnenklaren —. Und wie stille macht sie das Gemüt. Ja ich glaube wohl an den Himmel in Spinozas Seele, dessen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl ist, das sich nun auch in Schelling wieder zum Lichte drängt.

Apropos, dünkt Dich die Form der Darstellung wieder barbarisch? Sie sah mir auf den ersten Blick freilich so aus, aber

ich kann sie für den Zweck nicht tadeln, so wenig als in einem arithmetischen Buch die Zahlen. Und ich möchte wissen, ob es wohl eine andre Form als die mathematische gäbe für die Spekulation — Poesie ist = Offenbarung. . . .

Caroline an August Wilhelm Schlegel [228]

Jena, 12. Juni 1801

Lieber Schlegel, ich sitze an Deinem Schreibtisch, weil unten rein gemacht wird, es ist aber so kühl, daß mir die Hand steif ist. So war es vor dem Jahr auch. Es ist heute Fronleichnamstag.

Wieviel an der Witterung eines Jahres hängt — bis alles gleichgültig geworden ist.

Fast möchte ich Dir den Brief schicken, der von der Reise dieses Tages erzählt, denn da liegt ja das offne Paket mit meinen und ihren Briefen vor mir. Gestalte es zum Gedicht in Deiner Seele, wie wir auf dem blumenbestreueten Wege in den Tod gingen. Gedenke des Hügels am Main mit den drei Bildern von weißem Stein und den Unterschriften, die höchste Liebe, der höchste Schmerz, das höchste Mitleid. — Gedenke der schwertdurchbohrten Mutter, dieses ist das Fest vom Tode ihres einzigen Lieblings. Aber auch sie bleibt nicht auf Erden, und ist schon nicht mehr auf Erden, auch sie nimmt der Himmel auf.

Wenn Du einmal gesammelt bist, dann öffne den Brief, den ich wirklich will beilegen, und dichte einmal wieder und trachte nach dem Kinde und für die Mutter.

Wir tun das Mögliche, um uns aufrecht zu erhalten, und Schelling ist gut, er stärkt meine Seele in diesem Kampf und stellt mich auf den höchsten Punkt des Seins, selbst körperlich bis in die Gruft gebeugt.

Ich will noch von fremden Dingen mit Dir sprechen, um mir einen Übergang zur Ruhe zu bahnen, von einem Eindruck, den

ich kürzlich empfangen habe. Unter den zurückerhaltnen Büchern befand sich Vossens Äneis, und zum erstenmal hab ich denn eine Idee von diesem Werk bekommen, über die ich ganz erstaunen mußte. Niemals habe ich es mir so schlecht denken können. Erstlich dünkt es mich ganz und gar nicht episch — es ist nirgends ein heitres Verweilen, sondern eine solche Rastlosigkeit und Leidenschaftlichkeit, daß mir moderner wie modern dabei zu Sinne wird. Und das ist dem Homer nachgebildet? Nun, so erkennen wir ihn doch jetzt viel besser. Ich finde Kotzebue darin — ausgenommen den Respekt vor Arbeit und Kunst, der aus dem Machwerk und der Künstlichkeit hervorleuchtet. — Was ist das für ein Gewimmel von unnützem Tun und Treiben und von wahren nordischen Gespensterererscheinungen. Die Beziehung auf Roma ist das beste darin, aber wie unepisch. — Wieder ist mir ein Licht aufgegangen, wie bei alledem der Virgil den Dante veranlaßt hat. Im Klopstock ist die Nachbildung sehr stark. Es freute mich, mich eines Winkes von Goethe zu entsinnen, wo er bei Gelegenheit des Laokoon die Stelle im Dichter so tief herabwürdigt und alle Vergleichung mit jenem Kunstwerk verbittet.

Wunderbar, wie an diesen schlechten Virgilius sich wieder das höchste der wiedererstehenden Kunst knüpfte und aus dem Unreinen Dante hervorging mit seiner Dramatik und Plastik. Aber ganz rein ist doch keine Gattung wieder zum Vorschein gekommen, besonders die epische nicht, höchstens die lyrische (im Petrark) als die schwächste. Nimm es nicht übel, daß ich Dir bekannte Dinge herérzähle, mir sind sie neu und selbst gefunden. Man muß Gott preisen, daß es solche unermüdliche Leute wie Voß in der Welt gibt, die eigends dazu organisiert sind, den Homeros und auch den Virgilius zu übersetzen.

Immer jammerts mich, daß Friedrich statt allem sonst was er seitdem getan, nicht die Geschichte der griechischen und römischen Poesie vollendet hat. Das ist doch seine rechte Bestimmung, und ich habe jetzt wieder das Fragment mit Freuden gelesen.

Leb wohl, ich muß schließen, denn mein Kopf ist so schwer, daß er sich hinzulegen sehnet.

Schelling an August Wilhelm Schlegel [229]

Jena, 3. Juli 1801

. . . Ich muß Ihnen noch schreiben, daß ich ein sehr eifriger Leser und Verehrer der Reden über die Religion geworden bin. Sie wissen, wie es mir aus einer unverzeihlichen Nachlässigkeit oder Trägheit darüber ergangen war. Ich ehre jetzt den Verfasser als einen Geist, den man nur auf der ganz gleichen Linie mit den ersten Original-Philosophen betrachten kann. Ohne diese Originalität ist es nicht möglich, so das Innerste der Spekulation durchdrungen zu haben, ohne auch nur eine Spur der Stufen, die man durchgehen mußte, zurückzulassen. Das Werk, wie es ist, scheint mir bloß aus sich selbst entsprungen, und ist dadurch nicht nur die schönste Darstellung, sondern zugleich selbst ein Bild des Universums, und gleichwohl muß, wer etwas derart hervorbringen will, die tiefsten philosophischen Studien gemacht haben — oder er hat durch blinde, göttliche Inspiration geschrieben.

Was Carolinens Gesundheit betrifft, so scheint sie außer einer wahrscheinlich nie ganz zu überwindenden Schwäche vorzüglich des Nervensystems, in einer Verfassung zu sein, welche wenigstens kein tiefer greifendes Übel verkündigt und begründete Hoffnung läßt, sie werde uns noch erhalten werden. Die letzte kühle Zeit hat ihr etwas zugesetzt, doch ohne weitere böse Folgen. Am meisten bedarf sie der Ruhe und Stille. Sie ist heiter in ihrem Sinne, liest viel und überläßt sich ganz der Freude, auch die tieferen Studien nicht zu scheuen. Die freie Luft genießt sie soviel als möglich. Sollten Sie von Röschlaubs Distichen keinen Gebrauch machen können, so bitte ich sie mir aus, da ich ihnen eine gute Bestimmung geben kann.

Leben Sie wohl und vergnügt.

Caroline an August Wilhelm Schlegel [230]

Jena, 10. Juli 1801

... Von Tieck möchte ich sagen, er sei gleichsam unmutig in Deiner Seele. Aber er sollte zugleich auch mutig sein. Ich habe nie ein Unrecht in Deinem Handel mit Unger erblickt, deswegen können wir alle doch wünschen, daß Du lieber ein Unrecht verschmerzt oder noch leichter genommen hättest, um diesen dummen Erfolg zu verhüten, wie Du es wahrscheinlich selbst wünschest, aber nicht so tief wie ein Nadelritz geht ein solches Gefühl, hingegen Tiecks Äußerungen sind Nadelritze. Zweckten sie auf irgend etwas ab, sollten sie Dich zu einem Schritt, der in Deiner Gewalt stände, bewegen, so wäre es gut — aber er hat keinen Vorschlag zu machen. Es wäre überhaupt schlimm, wenn sich ein ordentlicher Mensch nicht einmal in Verlegenheit setzen und etwa eine unrichtige Maßregel ergreifen dürfte; ist man selbst tüchtig und ist von tüchtigen Dingen die Rede, so gleicht sich das doch bald aus. ...

... Bring doch im Ernst Schleyermacher mit; ich will ihm schon ein Plätzchen im Hause bereiten und mich mit ihm philosophisch unterhalten, nur nicht religiös. Schelling sagt, dies sei der erste Geistliche, der ihm je vorkommen, aber ich kann gar keinen Geistlichen brauchen.

Hege die Hoffnung nicht, daß Friedrich genesen könnte. Es geschieht nicht, weil es nicht nach und nach geschehen kann. ...

Caroline an August Wilhelm Schlegel [231]

Jena, 19. Juli 1801

... Alles kommt über kurz oder lang an seine rechte Stelle zu stehn im Gemüt der Welt und im Gemüt des Individuums. Ich gebe auf mein eignes Urteil nur nach Jahr und Tag etwas, deswegen lege ich so ungern gleich Rechenschaft ab, und Du mußt mir auch jetzt erlauben, daß ich alles Überschickte in meinem

gewiß andächtigen Herzen noch verwahre, ohne darüber zu reden. Wir werden uns mündlich damit ergötzen.

Das Berufen auf andrer Beifall konnte Tieck vollends nichts gelten — es ist da einiges in seiner Antwort, was ich nicht verstehe. Fast dünkt es mich, als wenn er seine Schwester und Dich in Verdacht hätte, als wenn Ihr Euch mit zu viel Nachsicht bewundertet. — Nur das möcht ich mit ihm fragen, wie kommt Friedrich daher? — Hat Fr. denn auch den Fortunat verworfen? — Aber dem sei wie ihm wolle, so ist es auch mir gewiß, daß auf Friedrichs Urteile über Produkte der Kunst nichts von außen hinzukommendes Einfluß hat; er ist der selbständigste darin und von Euch allen und ohne Caprice, von der Tieck nicht frei ist. Niemand würde es mehr leid tun wie mir, wenn Du Dich gegen Friedrich von dieser Seite einnähmest, denn Du tust es selbst, kein andrer.

Überhaupt, mein lieber Wilhelm und mein guter Wilhelm, laß Friedrich ja völlig gewähren in allem und dem was jetzt vor sein mag, wovon ich freilich nicht ein Wort weiß. Du würdest durch die geringste Einmischung jedes schlimmer machen, und Dir selbst vergeben ...

Man gibt Dir zu, Du bist der Rührige, der immer Helle und Wache unter ihnen, Du tust damit was Du kannst — und sie tun eben auch was sie können. Ich will damit nicht behaupten, daß nicht in Friedrichs gedankenvollem Müßiggang etwas Sündliches liegt, eine Übermacht selbst des sinnlichen Triebes, jeder entnervenden Ausschweifung gleich zu setzen — oder daß Tieck nicht etwas zu ruhmredig ist, indem er von den Plänen zu sechs Werken spricht, aber sie haben doch auch schon etwas hinter sich, und das Treiben wirkt gegenteilig nach außen hin und als Gewohnheit nachteilig nach innen zu. — Glaube nur, allerliebster Freund, Du kannst einem recht schlecht begegnen, und hast mich auch hart angefahren, lange ehe ich eine leidenschaftliche Ursach dazu in Dir gereizt hatte. Man hat gar kein Mittel, man muß es Dir rein als ein Postulat zugeben und übergehn, oder

rebellisch werden. Solches erkläre ich im Namen aller der Deinigen, die es jemals gewesen sind, sind, und sein werden, denn nichts wäre mir lieber, als wenn sie sich alle in Werthaltung und Zuneigung um Dich versammelten, und Du kannst mich wohl anhören, denn ich bin nicht mehr von dieser Welt, nicht etwa Deine Frau, von der Du Dir nicht dreinreden lassen willst.

Caroline an August Wilhem Schlegel [232]

Jena, 27. Juli 1801

... Seid Ihr Freunde und glaubt dergleichen voneinander? Und nennt Ihr Euch bloß so, im Schooß einer gemeinschaftlichen Kirche, ei die Kunst selbst braucht das Fundament der Rechtlichkeit noch. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [233]

Jena, 14. August 1801

Geliebter Freund, ich sollte Dir eigentlich heute nicht schreiben. Das ist ein seltsamer Anfang für einen Brief, den Du schon viel eher zu erwarten das Recht hattest. Es ist schon spät abends oder nachts, und früh um 3 Uhr reise ich. Ich habe mich sehr mit Ungeduld quälen müssen, indem ich heute zuerst Nachricht erhalten habe von Dorothea aus dem Bade. Das ist keine Entschuldigung für Dich. Halte Dich also an die Trägheit, zu der ich mich einmal bekannt gegen Wilhelm, und die Du ergriffen hast. Eigentlich war es auch nur ein Wort, ein falscher Name, und ich hätte statt dessen ehrlich sagen sollen Traurigkeit. Sie hat mich oft mit Macht ergriffen, so daß ich sie nicht gleich überwinden konnte. . . .

August Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [234]

Jena, 7. September 1801

. . . Friedrich muß ich das Zeugnis geben, daß er einen sehr erbaulichen und fleißigen Lebenswandel führt und eigentlich beständig arbeitet. . . . Wir sehen uns täglich, gehen viel miteinander spazieren, und unser beständiges Gespräch ist die Kunst und jetzt vorzüglich die dramatische. Da muß doch endlich auf eine oder die andre Art wieder etwas zustande kommen. Was machen denn die poetischen Übersetzungen und Studien? Der Sophokles und die Trimeter. Nehmen Sie sich in acht, daß ich Ihnen nicht zuvorkomme. Besonders von Trimetern wird gewaltig viel die Rede sein, und Friedrich, der sich einmal dagegen zu erklären schien, ist nicht der letzte daran, welche zu machen. Goethe äußerte auch, er wünsche diese Materie einmal mit mir durchzugehn, überhaupt die in der antiken Tragödie vorkommenden Silbenmaße. . . .

. . . Wegen Ihrer Predigten habe ich schon an Bernhardi geschrieben, was Ihnen wohl wird ausgerichtet sein. Da ich die Freunde hier so lebhaft mit der Lesung derselben beschäftigt fand, wollt ich es, wie Eulenspiegel, doch auch selbst probieren. Allein es ist mir dabei natürlich ergangen wie einem Profanen; zu großem Ärgernis der andern habe ich geäußert, es müßten wohl romantische Predigten sein, weil so viel Ironie darin wäre. — Die vortreffliche Predigt über den Text: Der Faule stirbt über seinen Wünschen, denn seine Hände wollen nichts tun, scheint mir eine offenbare Personalität gegen Tieck, dem ich sie wohl vorlesen möchte. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [235]

Jena, September 1801

. . . Erst über deine Predigten. Weißt Du wohl, daß ich sehr geneigt bin, sie für Dein bestes Werk zu halten, nämlich als Werk, und das gar nicht aus Widersetzlichkeit, sondern aus reiner Zuneigung. Sie sind so voll Ruhe und frei von jedem Schein von Gezwungenheit. . . .

Carl von Hardenberg an Tieck [236]

Meiningen, 12. November 1801

... Es kömmt mir noch mannigmal vor, als träumte ich, und kaum wage ich es, die frohen Stunden festzuhalten; werde ich glücklich, so ist es nur der Segen meines Fritz, der mich ewig umschwebt; er war und ist mein Genius des Himmels, und was ich genieße, habe ich nur durch ihn. . . .

. . . Mit F. Schlegel habe ich bei meiner Durchreise nur wenige Worte gesprochen, ich bin ganz mit Ihnen, wegen der Herausgabe der nachgelassenen Schriften, einverstanden; machen Sie es ganz nach Ihrem Sinn: Sie, guter Tieck, kannten unsern Fritz am tiefsten in Hinsicht seiner literärischen Arbeiten, und Sie können auch am besten urteilen, was dem Druck kann übergeben werden; nur eine kleine Auswahl unbedeutender Aufsätze aus frühern Jahren behalte ich mir vor; wie? und wann? Ihnen die Papiere schicken? kann ich zwar noch nicht genau bestimmen, doch denke ich, in einigen Monaten gewiß. — Haben Sie die Lehrlinge von Sais? Es ist das einzige Manuskript, das mir fehlt. — Für die Änderungen in dem Liede in Ihrem Musenalmanach, der mich unendlich freute, den herzlichen Dank; ich fühle jetzt, wie notwendig sie waren. — Haben Sie Zeit, guter Tieck, so schreiben Sie mir doch einmal hierher; können Sie mir dann vielleicht einige meiner Lieder korrigiert mitschicken? Adieu; ewig

Ihr

Carl Hardenberg

Caroline an August Wilhelm Schlegel [237]

Jena, 10. Dezember 1801

. . . In der Stunde, wo du liesest, bin ich immer ganz besonders bei Dir, und wenn nur die blauäugigte Caroline einmal die blauäugigte Athene werden könnte, um unsichtbar neben Dir

zu stehn, und Dir göttliche Rede in den Mund zu legen. Da Du schon so allerliebst geputzt uud gesalbt bist, braucht ich mich ja damit nicht, wie jene Göttin nicht unterließ, abzugeben.

Schelling wird Dir wohl selbst wegen Deiner Idee hier im voraus für künftigen Sommer etwas zu arrangieren, schreiben. Er findet es völlig tunlich und wird sichs ganz besonders angelegen sein lassen, wozu ihn seine Verbindungen mit einigen Tonangebern durch das Disputatorium auch in Stand setzen. Es ist ein empfänglich Volk, diese studierende Jugend, schwatzt das Kluge wie das Dumme nach, und ist ihnen alles ein bittrer Ernst, möchten sich aber dabei auch gern produzieren, was Schelling vielfach erfährt und immer kalt Wasser drein gießt. . . .

Wenn Friedrich den verwilderten Roman T. 2 bei sich haben sollte, so mußt Du Dir ihn doch ansehn, denn es sind Romanzen darin, die ordentlich so aussehn, als wenn sie nicht eben gemacht worden wären, sondern sich vor langer Zeit selbst gemacht hätten. Gedichte so gut wie die besten aus dieser Schule, Einfälle, Wortspiele, derbe gute Szenen und ein prächtiger kleiner Dichter Haber, kurz sehr viel Kluges, nur das Ganze ists nicht, versteht sich, und der ersten Anlage nach ist der Hr. Clemens Brentano nur ein etwas poetischerer Jean Paul, also hat er auch mehr Witz und sitzt ein wenig fester auf, auf der sinnlichen Welt. Was jener an Vergleichen leistet, tut dieser in Wortspielen, aber wahrhaftig nicht übel, gar nicht übel, es hat mich sehr unterhalten. Und wie gesagt, die Romanzen sind gut, die muß man ihm sehr honorieren. . . .

Steffens ist noch immer nicht hier, und niemand weiß etwas, außer daß er in Freiberg fest sitzt, aber der andre Däne, Müller, ist da von Paris. Auch ein heißes Blut, Schelling will ihn mir in diesen Tagen bringen. Es sind einige Spuren da, daß ihn der Sonnenstrahl der Kunst, der in Paris so plötzlich und senkrecht auf ihn fiel, ein wenig verbrannt hat. Er wußte bis dahin nur von der Natur. Unterwegs hat er eine große Krankheit ausgestanden, und ist hier auf die Sprünge geraten, kein Fleisch

zu essen und dergl. wie die Braminen, und Geister zu sehn, das hat ihn sehr abgemattet.

Ich befinde mich besser, wie es den Anschein hatte — das Wetter tobt vergebens um mich her — ich werde mich gewiß diesen Abend noch ein wenig wälzen vor Lachen, denn da bekomme ich eben den Vermehrischen Almanach und Stanzen und Sonette von der lackierten Frau Vermehren zu lesen, das ist ein guter Spaß — wenn Friedrich nur das Eine Lied von den kleinen Liedern hingegeben hätte, so wäre es charmant von ihm gewesen — aber die Distichen auf Goethes Werke — fi donc!

Lieber, stimme nicht in die Lästereien Goethes ein, die sie da unter sich zur miserabeln Mode gemacht haben. Adieu, mein Bester.

Caroline an August Wilhelm Schlegel [238]

Jena, 20. Dezember 1801

... Du mußt Friedrich nichts wieder vertraun, was zu verschweigen wirklich not tut, oder Dir wenigstens ausdrücklich von ihm versprechen lassen, der Veit nichts zu sagen. Es herrscht in jenem Kreise ein endloses Wiedersagen, und gewiß wird ein gut Teil weniger Geklatsch werden, wenn sowohl die V. als Friedrich weg sind, denn er ist nicht frei von dieser Schwachheit. — Ritter scheint sich auch kein Gewissen hierüber zu machen — wie er denn in mehr Dingen höchst unverschämt ist. — Er hatte Gries folgendes komische Ding mitgeteilt, das ich Dir zu Deinem Amusement, wenn Du es nicht von Friedrich selbst weißt, ebenfalls mitteilen will. Friedrich hatte in das Exemplar des verrückten Romans des Brentano ein Distichon geschrieben, was ungefähr so lautet:

Hundert Prügel vorn A— die wären Dir redlich zu gönnen,
Fr. Schl. bezeugts, andre Vortreffliche auch.

Und hierunter haben mehr gute Freunde ihren Namen setzen müssen, Ritter unter andern. Dieser hat das Exemplar gern

haben wollen, um es Brentano in die Hände zu spielen, der hier ist, allein es heißt, Friedrich habe es beigeschlossen, die Veit verleugnet es natürlich. Wiedererfahren wird es Brentano dennoch, was auch recht heilsam ist. Er ist gekommen, wie er spricht, um sich Fr. Schlegel zu zeigen, gleichsam dem Hohepriester, ob er noch Aussatz an sich hat, und wie er beschaffen ist. Nun war Friedrich weg, und er treibt sich hier mit seiner grenzenlosen Impertinenz herum, schimpft item auf Goethe, daß man täglich neue alberne Streiche davon hört, was uns in der Ferne belustigt, da der Narr uns nicht zu nahe kommt. In dieser Ferne hat mir denn sein Roman gleichfalls ein augenblickliches Vergnügen gemacht. Allein es gibt andre Dinge — wie sie kein Auge gehört hat, kein Ohr gesehen — ja der Mensch ist nur ein alberner Hanswurst, wenn er zu sagen unternähme, was für Dinge? Ich habe ein äußerst rares Gesicht gehabt: und will hierunter den Vermehrerischen Almanach verstanden wissen. . . .

Schelling an August Wilhelm Schlegel [239]

Jena, 4. Januar 1802

Von der Aufführung des Jon, teuerster Freund, werden Sie die vollständigste Nachricht durch Carolinens Hand erhalten, und sollte ihr das Geringste während des Schreibens entgangen sein, so wird sie oder ich es in der Folge supplieren. Es bleibt mir demnach nichts übrig, als in meinem Teil zu bezeugen, wie gelungen die Darstellung war, und wie sehr die innere Vortrefflichkeit des Stücks sich durch diese entwickelt hat. Die Aufführung war, wie das Stück selbst, aus Einem Geiste geboren; dies sah und fühlte man durchaus, und ich erinnere mich nicht, jemals auf dem Theater eine so harmonische Anschauung genossen zu haben. Ich bin davon entzückt und im Innersten erfreut gewesen. Nehmen Sie die Bezeigung meiner reinsten Bewunderung an, die ich dem Talent zollen muß, das mit dem ersten dramatischen Werk,

das aus ihm hervorgeht, und der innern Vollkommenheit desselben gleich auch diesen äußeren Effekt zu vermählen wußte. Es war mir, als ob ich nicht nur für Sie, sondern für die ganze dramatische Kunst die Laufbahn eröffnet, die Schranken aufgetan sähe. Es ist das erste Mal, daß ich angefangen habe mit sicherm Zutrauen zu glauben, daß das Antike in diesem Teil der Kunst aufhören könne, es zu sein, und unser werden. Nachdem ich dieses gesehen habe, glaube ich auch an die Möglichkeit des Höchsten in dieser Art, und in Ihrem Geist erkenne ich das, was sonst als ungewisse Ferne erschien, als sichere Gegenwart. . . .

August Wilhelm Schlegel an Goethe [240]

Berlin, 19. Januar 1802

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die liebevolle Pflege, die Sie meinem ersten dramatischen Versuche geschenkt haben. Der Bericht, den mir meine Jenaischen Freunde von der so vollkommen gelungnen und, auf dem deutschen Theater wenigstens, beispiellos harmonischen Darstellung erteilen, hat mich entzückt; der Beifall, den das Stück bei dem dortigen Publikum davongetragen haben mag, ist gewiß größtenteils Ihr Werk.

Ganz besonders bin ich Ihnen noch für die strenge Geheimhaltung meines Namens verpflichtet, womit wir leider unsern Zweck nicht erreicht haben. Ich bin Ihnen hierüber noch einen kleinen Aufschluß schuldig, es möchte Ihnen sonst befremdlich erscheinen, daß ich ein Geheimnis andern zu bewahren anempfehle, während es von mir selbst oder den meinigen verwahrlost wird. — Bei meiner Zurückkunft in Jena teilte ich natürlich meinem Bruder die angefangene Arbeit mit, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, durchaus niemanden etwas davon zu zeigen oder zu sagen. Ich bezog dies allerdings mit auf eine Person, die ihn umgibt, die er als die seinige betrachtet, gegen die ich aber durch Schaden vorsichtig gemacht keine Art von Zutrauen

hege, und allen Umgang mit ihr abgebrochen habe. Er hat meine Forderung nicht so verstehen wollen, und dadurch die klatschhafte Indiskretion, wie der Erfolg gezeigt, auf eine zu schwere Probe gestellt. Genug, nach der Abreise meines Bruders ist durch die Freunde, welche in seiner Wohnung aus- und eingehen, die Sache herumgebracht worden. Es soll mir so etwas nicht wieder begegnen, das nächste Mal werde ich meine Maßregeln schon besser nehmen. . . .

Carl von Hardenberg an Tieck [241]

Meiningen, 18. Januar 1802

Ihren Brief vom 26. Dezember erhielt ich in den ersten Tagen meines Glücks, da ich meine Caroline ganz mein nennen konnte, und sie zum erstenmal als mein liebes Weib umarmte; Sie können denken, wie unendlich wert mir nun des Freundes Gruß war, da ich mich ohnehin solange nach einem Brief von Ihnen gesehnt hatte; — doch zuerst die herzliche Bitte, alle Entschuldigung wegen Nichtschreibens oder verzögerter Beantwortung auf immer aus unsrer Korrespondenz zu verbannen; Freundschaft, wie die unsrige, ist nicht an Buchstaben gebunden: unsere Seelen sind inniger als durch Briefe verbunden; die Freunde meines ewig geliebten Fritz sind für mich ein Vermächtnis für die Ewigkeit, und wohl mir, wenn sie einen Teil ihrer Freundschaft für den Verklärten auf mich übertragen; doch, auch davon bin ich bei Ihnen, lieber Tieck, den ich den ersten seiner Freunde nennen kann, überzeugt; also dieses Kapitel wäre geschlossen. — Wie seltsam ich in den ersten Tagen des völligen Besitzes meines lieben lieben Weibes gestimmt war, kann ich nicht ausdrücken; in meinem Innern wogte alles in wilder Verwirrung; die trübe Vergangenheit und freudige Gegenwart beengten mich auf eine wunderliche Weise; das Schicksal hatte mich mit so eiserner Hand angegriffen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mich auf einmal

so milde Frühlingsluft anwehte, und ich wie durch einen Zauberschlag aus tiefer Nacht in den himmlischen Glanz eines neuen Morgens versetzt war. — Erwacht bin ich jetzt zu frischem Leben und Tätigkeit, und dankbar bin ich wenigstens für diese köstlichen Augenblicke; die Erde mit ihren Bewohnern ist mir nicht mehr fremd, und ich gehe wieder mit neuem Mute dem bunten Labyrinthe entgegen. — Der erste Januar war mein Hochzeitstag; mein guter Vater überraschte uns den Tag zuvor; meine Zufriedenheit stärkt auch meine guten, so tief gebeugten Eltern; den herzlichen Dank für ihr Andenken an sie. — Meine wenigen Gedichte sind ganz zu Ihrer Disposition, lieber Tieck, nur bitte ich, den Namen Rostorf nicht zu vergessen; der Name wäre mir gleichgültig, aber mein guter Fritz hat mir selbigen noch gegeben; alles was Sie daran ändern ist mir recht; Sie guter Tieck sind und werden mein Führer auf dem Wege der Poesie, der ich ewig treu bin, bleiben. — Mit den Gedichten in dem Musenalmanach haben Sie mir viel Freude gemacht und neue Lust ins Herz gebracht; und ich freue mich, sehr bald wieder etwas von Ihnen zu lesen; jetzt habe ich zwar keine fertigen Gedichte, aber vielleicht kann ich Ihnen bald einige zusenden; ich habe noch etwas zu arbeiten angefangen und denke vor der Messe noch etwas ganzes fertig zu liefern. — Von dem Manuskript unsers Fritz kann ich Ihnen nur jetzt die beikommenden geistlichen Gedichte senden; das übrige muß bis auf meine Rückkunft nach Weißenfels beruhen, und leider kann ich vor Ende Februar nicht dahin kommen; dann denke ich Friedrich Schlegel dort zu sehen und die Auswahl zu machen. Über die Lehrlinge bin ich wirklich in Sorge, doch können sich selbige wohl noch bei dem Manuskript in Weißenfels befinden; Ihnen beiden bleibt ohne Frage ganz allein die Auswahl und Redaktion.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Frau sehr herzlich und freut sich unendlich auf Ihre Bekanntschaft, Ihre Schwägerin, die Ernst und Dora Stock bitte ich von mir bestens zu grüßen; ich versetze mich oft in den Zirkel meiner geliebten Freunde. —

Über Jean Paul, der hier hauset, hätte ich Ihnen noch manches närrische zu schreiben, aber er verliert nachgerade das Intressante und die Post eilt. Leben Sie wohl, teurer, bester Freund; habe ich zur Ostermesse vielleicht Hoffnung, Sie in Leipzig zu sehen? Auf immer

Ihr

Carl

Schelling an August Wilhelm Schlegel [242]

Jena, 4. April 1802

. . . Daß ein so harmonischer Geist wie Hülsen sich selbst in meinen philosophischen Ideen erkennen kann, freut mich ebenso sehr, als es mich freuen wird, wenn Fichte immer mehr gegen mich polemisiert. Über diesen bedarf ich keines weiteren Zeugnisses mehr und weiß woran ich mit ihm bin. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [243]

Stolpe, 19. August 1802

Mit meinem Reichtum, meine herzlich geliebte Jette, das hat seine volle Richtigkeit. Glaube nur, ich halte gutes Buch darüber und Du glaubst nicht, wie ich meine Freude habe an jedem Zuwachs, der, dem Himmel sei Dank! — gerade seit dem Punkt meiner Verwe[a]isung (die beiden Lesarten sind gleich richtig) so gesegnet gewesen ist. Denke nur an Reimer, an Dein immer näheres Verhältnis mit Leonore, an Lottens Liebe zu ihr und an den schönen Anfang, den sie gemacht hat, in meinen ganzen Kreis hineinzutreten. Denkst Du, daß ich das alles nicht fühle? und daß es mich nicht glücklich macht? Nein, so schlimm steht es nicht mit mir, und ich sage mir recht oft, daß es wohl wenige glücklichere Menschen geben mag als mich. Aber kann nicht auch

der reichste Mensch einen augenblicklichen Mangel haben, wenn er nun grade Alles auf Zinsen getan hat? Siehst Du, das ist grade mein Fall und hier ist kein Geld zu haben, und alle Prozente, die ich böte, würden nichts helfen. Es kann mir niemand helfen als Ihr, indem Ihr mir recht fleißig Rimessen schickt. Und ich habe ja seit Deiner Rückkunft alle Ursache, Dich zu loben. Nur Dein Wundern begreife ich nicht an etwas, das Du nicht nur lange kennst, sondern das auch so tief in meiner innersten Natur liegt. Oder liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Dasein habe? Daß alle meine Tätigkeit ein Produkt der Mitteilung ist? und daß sie also nur mit dieser in Verhältnis steht? Für alles, was ich tun soll, kommt es darauf an, daß ich lebendig affiziert werde, und Eure Briefe helfen nicht nur meinem Sein, sondern auch meinem Wirken mehr als irgend etwas; ja sie allein sind es, an die ich mich halten muß und ohne die auch alles Gefühl meines Reichtums grade zum Wirken und Arbeiten nichts helfen könnte.

Carl von Hardenberg an Tieck [244]

Meiningen, 31. August 1802

... Diese wenigen Bogen [die Lehrlinge von Sais] bleiben eine Vorhalle voll unendlichen Reichtums: ich begreife jetzt wohl, daß Er hat sterben müssen. Wir sind noch nicht reif zu den ungeheuern Offenbarungen, die durch ihn zu uns gekommen wären. — Ich lebe jetzt sehr glücklich und im eigentlichsten Sinne des Worts der Liebe im Schoß! — Sehr froh würde es mich freilich machen, Sie, lieber Tieck, und andere Freunde in der Nähe zu haben; aber darauf leiste ich auch noch nicht Verzicht, daß es wenigstens künftig geschieht. Seit ich verheiratet bin, werde ich täglich ruhiger und nüchterner, ohne jedoch an Fantasie zu verlieren oder gleichsam erdigerer Natur zu werden. — Ich kann es mit Worten gar nicht sagen, wie mir so alles anders, so vieles

klar und hell erscheint, was vorher nur in trüben Nebel gehüllt war; es ist als hätten sich die Erfahrungen reifen Alters mit dem Gefühl ewiger Jugend und glücklicher Kindheit verbunden. — Ja oft fühle ich mich so unbeschreiblich und seltsam, daß ich meine, ich sei nahe am Ziel des Lebens! Aber was ist denn auch Nah und Ferne? Die Zeit ist nur das traumerregende Prinzip! Wir träumten nicht, wenn wir keine Zeit hätten. Ich freue mich sehr, Sie, lieber Tieck, bald zu sehen, und sollte denn dies auf der Michaelismesse nicht möglich sein? Dann bin ich wieder in Weißenfels und bleibe den ganzen Winter daselbst. — Sie haben gewiß herrliche Dinge in der Zeit gearbeitet, und die Aussicht zu diesem Genuß macht mich sehr lüstern. — Auch ich habe einiges in der Arbeit, und wie lieb würde es mir sein, Ihnen so manches zeigen zu können, und wieviel habe ich mit Ihnen zu sprechen. — Hier bin ich von mündlicher geistvoller Gesellschaft gänzlich abgeschnitten, und Heil mir! daß mein Glück jetzt nur in mir und meiner Line ruht; die andern Menschen könnten einen toll für Lachen oder Mitleiden machen; sie sind in mancher Hinsicht viel dümmer als ich ahnden konnte; Jean Paul, der hier lebt, wird täglich armseliger und natürlich auch übermütiger. Es ist ganz spaßhaft, wie er oft unbewußt einige Rollen im gestiefelten Kater und Zerbino übernimmt. . .

August Wilhelm Schlegel an Goethe [245]

Berlin, 11. September 1802

Es ist recht lange her, daß ich auf Ihren letzten gütigen Brief, den ich in Dresden erhielt, die Antwort schuldig geblieben bin. Allein ich wußte, daß Sie zum Teil verreist und in zerstreuenden Geschäften waren und wollte deswegen, da ich nichts besonders Interessantes zu melden hatte, nicht stören. Jetzt gibt mir ein spanisches Schauspiel, mit dessen Bearbeitung ich vor kurzem

fertig geworden, und das Ihnen Tieck mit diesem Briefe einhändigen wird, Veranlassung zu schreiben.

Sie haben sich meines Jon so väterlich angenommen, daß ich Ihnen gern diesen Herbst wieder eine originale Arbeit für das Theater zugeschickt hätte, 'aber ich bin noch nicht wieder so weit gediehen. Die beikommende Übersetzung, die so treu als möglich ist, mit Beibehaltnng der ursprünglichen Formen, soweit es die verschiedene Natur der Sprachen gestattet, sende ich Ihnen, teils in der Hoffnung, daß die Lektüre Sie interessieren wird, teils um sie Ihnen für Ihr Theater anzubieten, falls Sie davon Gebrauch machen können und wollen. Sie werden es sich vielleicht nicht mehr erinnern, daß ich Sie vor mehr als zwei Jahren einmal fragte: ob Sie wohl Wunder auf das Theater zu bringen wagten? worauf Sie erwiderten: Wunder hätten an sich nichts Bedenkliches, wenn sie nur sonst theatralisch eingerichtet wären. Ich zielte damals eben auf dies Stück, das ich aber nur flüchtig gelesen hatte und nicht gehörig verstand, so daß ich den Gedanken zu einer freieren Bearbeitung fassen konnte. Seitdem habe ich wohl eingesehen, daß die ganze Aufführung bis in die Feinheiten der Form mit der bestimmtesten Notwendigkeit dasteht, und kann ebenso wenig daran denken, etwas von Calderon zu bearbeiten als von Shakespeare.

Über das Stück füge ich nichts weiter hinzu, um Ihrem Urteile nicht vorzugreifen. Nur will ich bemerken, daß Sie den Dichter keineswegs daraus kennen lernen, nicht einmal seine eigentümlichste Seite. Ich habe den Calderon seit etwa einem Jahre viel studiert, jedoch lange noch nicht genug, um ihn ganz zu kennen und zu verstehen. Auf Ostern werde ich anfangen, ein Spanisches Theater herauszugeben, worin ich aber die Stücke des Calderon von denen der übrigen spanischen Dichter absondern werde. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [246]

Paris, 16. September 1802

. . . Ich bitte Dich sehr mir Nachricht zu geben von der deutschen Literatur überhaupt und von Dir selbst und Deinen eignen Arbeiten besonders. Was macht der Philoxenos? und was der Jon? d. h. wann eher werde ich ihn gedruckt sehen? Vor allem aber wünsche ich vom Tristan zu hören. Möchtest Du doch auf meine Überzeugung genug achten, um im Drama auch das Romantische besonders zu konstituieren. Ich überzeuge mich immer mehr, daß dieses der einzige wahre Weg ist, und das sogar für die Komödie. Das Antike bleibt flach oder wird gelehrt und kann nur mythologisch genommen bedeutend sein, wo es dann von selbst in das Gebiet der esoterischen Poesie tritt. Das ganz Moderne aber ist selbst für die Komödie ein unwürdiger und steriler Stoff. . . .

Schelling an August Wilhelm Schlegel [247]

Jena, 21. Oktober 1802

Das Stück von Calderon hat mich in hohes Entzücken und tiefe Bewunderung gesetzt. Es ist eine völlig neue Anschauung und öffnet mehr, als ich zu sagen vermag, die Perspektive auf die Größe, deren die romantische Poesie fähig ist. Wenn ich je ein Stück gekannt habe, das ganz Stoff und ganz Form ist, so ist es dieses: beide durchdringen sich bis zur absoluten Durchsichtigkeit. Selbst Shakespeare erscheint mir dagegen trüber, über dessen Absichten es Zweifel und abweichende Meinungen geben kann. Hier ist die Absicht ganz ins Objekt übergegangen und ihm verbunden. Wollte man die Offenbarung innerer Absichten, die unwillkürlich erscheint, Naivetät nennen, so wäre Calderons Gedicht das Naivste, was mir vorgekommen ist: er spielt ein ganz offenes Spiel, man sieht auf den Grund seiner Seele, er selbst spricht in verschiedenen Stellen seinen ganzen Sinn und Absicht

aus — und macht doch die ganze Wirkung, welche bei Shakespeare oft nur die unenthüllbare oder unergründliche Absicht und Tiefe hervorbringt. Das ist die wahrste und innerste Rührung, die von diesem göttlichen Gedicht ausgeht. Ein anderer Punkt der Vergleichung und Unterscheidung von Shakespeare ist die Mischung des Komischen und Tragischen: ich gestehe, daß mir diese Elemente bei Shakespeare weit mehr neben einander zu liegen scheinen, und daß jenes in den viel leiseren Zügen, mit welchen es bei Calderon entworfen ist, dem Ganzen eine weit größere Identität und Reinheit läßt. Dieses Gedicht zeigt, welch ein notwendiges Element der Poesie die Religion ist, was diese dem Dichter erlaubt, da er in ihr die Mittel der Versöhnung und der Harmonie findet. Der weit zurückgehende Hintergrund, da Eusebios Schicksal nicht durch ihn selbst, sondern den Willen des Himmels bestimmt ist, der ihn nach der Geburt bei dem Kreuz zurückläßt und dadurch die blinde Wut seiner Liebe zur Julia, die nach allen tragischen Begriffen nichts anderes als Schrecklichkeiten erzeugen kann und den Brudermord nebst allen Folgen begründet — diese Zurückweichung des Ganzen in ein früheres Verhängnis wie die religiöse Lösung am Ende geht zunächst an das Antike und erinnert an Oedipus und alles große, sowie überhaupt dies das Antike wahrhaft im Modernen — der Gegensatz wahrhaft und wesentlich aufgehoben ist, ohne daß dieses aufhörte romantisch und modern zu sein. Kurz, ich sehe, daß was man sich in der Theorie als ein Problem dachte, dessen Lösung in der Ferne läge, hier wirklich geleistet ist, und es möchte schwer sein, sich zu überreden, daß über dieses hinaus noch etwas höheres läge....

Schleiermacher an Henriette Herz [248]

Königsberg, 26. Oktober 1802

Eben, liebe Jette, habe ich in einem Buch von Schaffner etwas gelesen über die Koketterie, was mich natürlich auf Deinen vor-

letzten Brief und die Konfessionen in demselben zurückführt. Ich möchte aber wieder bei der Frage anfangen, was nennst Du Koketterie? Wollen wir an den Sokrates denken, der eine Athenische Hetäre in der Kunst unterrichtete, Menschen zu fangen? Etwas Ähnliches ist es freilich immer; allein es macht doch darin, ob diese Kunst eine liberale oder illiberale ist, einen großen Unterschied, ob der ganze Mensch gefangen werden soll oder nur seine Sinnlichkeit. Das letzte ist nach meiner Ansicht die Koketterie, welche eigentlich zu tadeln ist, und zwar um so mehr, wenn sie nicht auch *nur* die Sinnlichkeit braucht, um die Sinnlichkeit zu fangen, sondern wenn sie Geist und Verstand sogar als Mittel braucht und der eigentliche Triumph doch nur auf die Sinnlichkeit gerichtet ist. Die Absicht überhaupt und das bewußte Bestreben, Männer an sich zu ziehen, liegt in der weiblichen Natur und gehört zu ihr (bei Mädchen ist es mehr Wunsch und Instinkt, bei Frauen mehr Wille und Absicht), nicht etwa als ein *Fehler*, sondern ganz notwendig und wesentlich. Denn nur dadurch entgehen die Frauen der Erniedrigung, zu welcher sie Fichte verdammt, untätig zu sein in dem ganzen Prozeß der Liebe vom ersten Anfang an. Es ist aber nicht nur in der Liebe so, sondern auch in der Freundschaft, weil ihr auch diese in eurer dermaligen Lage nicht offen anbieten dürft, so daß dies mir sehr wohlbekannte Phänomen meiner Ansicht von dem Unterschiede der Freundschaft und Liebe gar nicht im Wege steht. Auch nicht dies, daß die Koketterie der Freundschaft und der Liebe nicht wesentlich unterschieden sind. Das allgemeine Geschlechtsbewußtsein muß doch immer der Punkt sein, von dem man ausgeht; es muß erst arrangiert werden, wie es hiermit gehalten werden soll, ehe sich eine Verbindung zwischen Mann und Frau bestimmt zur Freundschaft entscheiden kann. . . .

Noch ein Wort von Deiner Sentimentalität. Da hast Du doch zwei ganz verschiedene Dinge vermischt; das Rechtliche, Edle ist eins, das Zarte und Feine ein ganz anderes. Es gibt große Gemüter, die mehr politisch oder künstlerisch sind als ethisch, und

denen die Verhältnisse, worin sich das Zarte und Feine gewöhnlich zeigt, zu klein sind, weil sie immer weiter sehen. Man kann ihnen deswegen das Schöne doch nicht absprechen, wenn man sich nur auf den Gesichtspunkt stellt, auf welchem man sie recht übersehen kann. Zum Teil gehört auch Friedrich zu diesen, wiewohl es nicht immer das Große ist, was ihn empfänglich für das Zarte macht. Ich möchte noch weiter gehen und sagen, es kann große und schöne Gemüter geben, freilich nicht, denen es an Gefühl fürs Rechtliche fehlt, aber die berufen sind, es zu verletzen, weil sie an solcher Stelle stehen, wo sie die Grenze desselben bestimmen sollen. Du siehst, auch diesen kann ich das Gefühl für das Rechtliche nicht erlassen, gar wohl aber jenen das Gefühl für das Zarte, nämlich nicht überhaupt, aber doch fast in allen einzelnen Fällen. Du mußt es Dir besonders zur Pflicht machen, nicht aus Vorliebe für das Zarte das Gefühl für das Große zu verlieren. . . .

Caroline an Julie Gotter [249]

18. Februar 1803

. . . Es ist endlich auch nötig, daß ich Rechenschaft von mir gebe. Im Mai oder Junius verlasse ich Jena auf lange Zeit und gehe erstlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbst nach Italien, und der Winter wird in Rom zugebracht, so Gott will. Um aber hierzu völlige Freiheit zu haben und auch niemand in seiner Freiheit hinderlich zu sein, wird vorher, oder ist vielmehr schon, das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir aufgehoben — das einer herzlichen Freundschaft und Achtung wird hoffentlich immer bestehen. — Ich zweifle nicht, daß Dir dieses in diesem Augenblick keine Neuigkeit mehr ist. Alles andre hierüber lassen wir aber abseits liegen und halten uns an das, was ich Euch unmittelbar mitteile, und was an Dich zu richten, meine junge Freundin, ich nicht das geringste Bedenken trage,

noch, so wie alles der Wahrheit nach und in meinem Herzen steht, tragen darf. Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß wer mir zusieht nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß, und sich selbst das Gelübd ablegen, nichts zu tun, um es zu verscherzen. Nicht als ob ich mich anklagte; was ich jetzt zu tun genötigt bin, ist bei mir vollkommen gerechtfertigt, nur verleiten kann das Beispiel nicht. Ich habe nun alles verloren, mein Kleinod, das Leben meines Lebens ist hin, man würde mir vielleicht verzeihen, wenn ich auch die letzte Hülle noch von mir würfe, um mich zu befreien, aber hierin bin ich gebunden — ich muß dieses Dasein fortsetzen, so lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch bestimmtes wünschen kann, ist Ruhe, wahrhafte Ruhe und Übereinstimmung in meinen nächsten Umgebungen. Diese kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden; mannigfaltige Störungen haben sich dazwischen geworfen, und mein Gemüt hat sich ganz von ihr abgewendet; das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit ist ohne Rückhalt gewesen. Es hätte seitdem vielleicht manches anders werden können, allein andre bemächtigten sich seiner, da ich zurücktrat, und nicht die löblichsten Menschen, wie Du weißt, und ich gewann immer mehr Ursache, mich für eine entschiedne und öffentliche Trennung zu entschließen, nicht ohne Kampf, weil es mir schrecklich war, auch noch durch dieses gehn zu müssen, das ich aber endlich durchaus für Pflicht hielt; ich konnte und wollte Schlegeln nicht mehr alles sein und hätte ihn nur verhindert, ihn, der in der Blüte seines Lebens steht, auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Dazu kam, daß meine Gesundheit mir nicht die Hoffnung läßt, Mutter zu werden; und so wollte ich ihn auch dessen nicht berauben, was mir ihm zu gewähren versagt war. Kinder hätten unstreitig unsre Verbindung,

die wir unter uns nie anders als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Das sind die Seiten meines Geschicks, wo das Verhängnis eintritt und von keiner Verschuldung die Rede sein kann. Dagegen hätte ich behutsamer sein sollen, die Heirat mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigner Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. Es ist zu entschuldigen, daß ich nicht standhafter in dieser Überzeugung war, und die Ängstlichkeit andrer, dann auch der Wunsch, mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beschützer zu geben, mich überredeten, allein dafür muß ich nun doch büßen. Insoweit Du Schlegel kennst, Julchen — ich muß an Dein unbefangnes Gefühl appellieren — glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umständen hätte dieses bei einmal getroffner Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach stattfanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten und wenigstens nicht dazu beitrugen, meine Neigung zu fesseln. — Jetzt, nachdem das Schicksal keines andern Wesens mehr mit dem meinigen verflochten ist, bin ich wohl berechtigt zu tun, was für mich das Rechte und Wahre ist, und auch ganz und gar nicht danach zu fragen, wie das nach außen hin aussehn mag, was an sich gut ist. Daß es so ist, darauf gedenke ich zu leben und zu sterben. In Berlin, wo mir alles mißfiel und Schlegel doch zu bleiben gedachte, kam der Entschluß zur Reise, die Krankheit meiner Mutter verzögerte die Ausführung, aber wie Du zuletzt bei mir warst, waren schon alle Schritte deshalb geschehn — ich will und darf Dir nicht sagen, wer mir in dieser Angelegenheit fast väterlich beigestanden hat — genug, der Herzog zeigte sich geneigt, uns alle langwierigen und

widrigen Formalitäten der Sache zu ersparen, und sehr bald wird das letzte Wort darin gesprochen sein.

Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie ruhig ich seit dem Moment bin, wo wir uns entschieden hatten, ich bin fast glücklich zu nennen, und meine Gesundheit hat beträchtlich gewonnen. — Alle Lästerungen, die es ferner nach sich ziehn möchte, gesprochne und gedruckte Pasquille, und was dahin gehört, das kann mich nicht anrühren. Ich habe nur die Meinigen gebeten, mich nicht mit Betrachtungen zu zerreißen, die aus einer andern Welt genommen sind, als in der ich existiere. Von der andern begehre ich nichts, und ich kenne sie obendrein so gut, daß ich sogar weiß, es würde doch nur von mir abhängen, meine Ansprüche an sie auch wieder geltend zu machen, sobald ich es wollen könnte. Sonderbar ist es, daß Einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt mit meinen Privatbegebenheiten, ich es gleichsam jetzt zum zweitenmal werde, denn die Bewegung in der literarischen Welt ist so stark und gärend wie damals die politische. Die Schufte und ehrlosen Gesellen scheinen eben die Oberhand zu haben. Von Kotzebue an, der in Berlin fast Minister geworden, ist ein göttlicher Zusammenhang der Niederträchtigkeit in der Welt, ich sage ein göttlicher, denn die Vorsehung wird sich gewiß noch verherrlichen, indem sie ihn auflöset. Schlegel ist nicht so inkonsequent, daß er sich im mindesten irgend etwas von dem, was geschieht, anfechten ließe, und er hat diese Gesinnung in ihrem ganzen Nachdruck noch soeben in einem Brief an Schelling erklärt, was mich denn vollends in meiner Ruhe befestigt. . . .

Schleiermacher an Friedrich Schlegel [250]

Stolpe, 15. März 1803

Du wirst Dich nicht wundern, lieber Freund, daß ich Deinen Brief an die Herz auch mir zu Herzen genommen und ihn als an mich geschrieben angesehen, bis auf die Hauptsache freilich, zu

der ich leider nichts tun kann. Ihr armen Menschen, in welchem Zustande seid Ihr, und welch ein schreckliches Gefühl muß es sein, so zu leiden und zu wissen, daß durch etwas, was eigentlich so leicht herbeizuschaffen sein sollte als Geld, alle Pein könnte hinweggenommen werden. Ich bin vielleicht in einer andern Art ebenso unglücklich, aber ich habe doch das Gefühl, daß mir nichts Äußerliches in der Welt helfen kann, und dieses ist sehr tröstlich und aufmunternd. Das Unglück bekommt dadurch einen ganz andern Charakter; es ist doch ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und es lohnt im schlimmsten Fall immer der Mühe, es kennen gelernt zu haben. Wollte Gott, ich hätte Geld; ich könnte es Euch mit jener derben Zunötigung anbieten, welche versichert, daß, wenn das Dargebotene nicht genommen wird, es doch nur für die Schweine geht. — Tu nur um Gotteswillen alles Mögliche, lieber Freund, um Dir irgend ein Schicksal zu fixieren, sonst ist es unvermeidlich, daß Ihr immer wieder in einen so ähnlichen Zustand zurückfallt. Geht es in Frankreich nicht, sieh Dich lieber nach irgend einem Kanal im südlichen Deutschland um.

Ich hätte nicht erwartet, so traurige Nachrichten von Euch zu hören, weder von Eurer Lage noch von Eurer Stimmung. Dein letzter Brief handelte so ruhig vom Plato; Dorothea selbst schien so gute Aussichten zu haben und sprach von der bevorstehenden Einrichtung als von einer Sache, deren Schwierigkeiten übersehen und berechnet wären. Wenn ich Dich bitte, doch ja alle Deine Kräfte zusammenzuhalten, um sie der Sorge für ihr Gemüt zu widmen, so ist es nicht als zweifelte ich, sondern nur der natürliche Wunsch, daß, wenn Du in Deinem Namen schon genug getan, Du auch in meinem noch etwas tun mögest. Wie gern wäre ich um Euch; ich, der ich hier zu nichts nutz bin, und leider nichts zu versäumen habe. Deine Sehnsucht nach mir hat mich unendlich gerührt: aber, lieber Friedrich, kannst Du glauben, ich könnte Dich vergessen haben? Es waren die Erwartungen und die Täuschungen meines eignen Zustandes, die mich gänzlich unfähig zum Schreiben machten. Laß mich auch jetzt nicht von

meinem Zustande reden: warum soll ich in Deinem Leiden noch das Bild des meinigen anhängen? . . .

Anton von Hardenberg an Tieck [251]

Dresden, 2. Dezember 1803

. . . So sehr ich mich auch freue auf diesen Augenblick der Verbindung, so kommt es mir doch stets vor, als wenn ich, wie einst die Töchter der Israeliten, meine verlorne Freiheit auf den Gebirgen beweinen müßte; das Eintreten in die festen, bürgerlichen Verhältnisse erscheint mir wie der prosaische Teil der Ehe, die nur erst durch die wirkliche Ehe zur reinen Poesie erhoben werden kann, die aber wie die Zahlen in der Mathematik oder die Noten in der Musik schlechterdings vorangehn müssen, ehe wir zum Abend oder zu der eigentlichen Ehe gelangen. Sie müssen eigentlich recht der Text oder der erläuternde Kommentar zu jener großen Abendmusik sein, und ich gestehe, daß sie mir nur aus dem Gesichtspunkt angesehn erträglich werden. Mein jetziges Verhältnis habe ich nie als Verhältnis betrachten können, sondern immer nur als Kette, die ich entweder zerbrach oder deren drückende Last ich soviel als möglich geduldig ertrug. Es setzte mich mit den Menschen in gar keine Verbindung, und da mein künftiges mich schlechterdings dazu nötigt, so ist mir dafür am meisten bange, und ich kann Ihnen wohl sagen, daß mich die Brautnacht nicht wenig beunruhigt, und diese quälende Unruhe hat mich bis jetzt von vielem abgehalten. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [252]

Stolpe, 17. Dezember 1803

. . . In unserer Lebenstheorie sind wir entweder nicht einig, oder wir verstehen uns nicht. Ich meinesteils halte wenig auf das

Nützliche. Wenn man das Leben nur für das nimmt, was der Mensch in der großen Masse und auf sie wirkt, so ist es in der Tat nicht der Mühe wert. In diesem Sinn aber möchte auch zwischen Deinem Leben und dem meinigen wenig Unterschied sein; sie sind eben beide unbedeutend. Ich nehme aber die menschliche Natur als eine notwendige Stufe des geistigen Lebens, die eben da sein muß, und von dieser Seite betrachtet ist kein Mensch unbedeutend, der etwas Eigentümliches hat, der die menschliche Natur von einer eigenen Seite darstellt. Dergleichen Individuen sind wir nun beide, Du und ich. Du wirst nicht so bescheiden sein zu behaupten, daß Du bloße Masse wärest und kein eigenes Wesen, und ich will auch keine Umstände damit machen. Allein jedes Leben ist ein beständiges Werden; es soll kein Stillstand darin sein, es soll weiter kommen und in ununterbrochener Entwicklung fortschreiten. In dieser eigentlichen Bestimmung nun bist Du gar nicht gehemmt; Du hast dazu alle Mittel, die Du immer hattest, und vielleicht einige Hindernisse weniger. Ich habe das große Spiel gespielt, viel zu gewinnen oder alles zu verlieren, und habe verloren; was bleibt mir übrig! Daß Du mir sagst, ich kann noch nützen, ist mir nichts, rein nichts. Kannst Du mich überzeugen, ich könnte noch etwas werden, so will ich gewiß nicht sterben. Indes ist es mit dem Nützen auch eine mißliche Sache. Du siehst ja, wie die Menschen sich gegen alles verwahren oder alles von sich stoßen, was ich tue. Dies macht mich, wie Du weißt, nicht irre und verbittert mir das Leben nicht, aber es kann doch auch nicht helfen, daß ich auf meinen Nutzen ein großes Gewicht legen sollte. . . .

Caroline an Julie Gotter [253]

Würzburg, 18. März 1804

. . . Tieck hat mir jetzt die vollendete Büste von Augusten geschickt. Sie ist ähnlich, so daß jeder sie erkennen muß, aber ihre

Herrlichkeit ist nicht darin. Hätte er sie nur einmal gesehn, oder hätten meine Worte den Ton bilden können. Es fehlt das schönste, er hat sich zu treu an die Zeichnungen gehalten und besonders nicht weggenommen, was Tischbein gleich fälschlich hineingebracht hatte, gleichsam das Niedergesenkte des Geistes. Es ist etwas Krankes da, was mir das Herz mit Erinnerung zerreißt, doch kann ich es nicht mehr von meiner Seite lassen....

Solger an Krause [254]

Schwedt, 16. August 1804

Antworte mir recht bald, lieber Krause, damit ich sehe, daß Ihr mich in einem feinen Andenken behaltet. Wenn ich zurückkomme, worauf ich mich auch schon freue, müssen wir wieder etwas ordentlich zusammen treiben. Setze Dich dann so mit Deinen Geschäften, daß ich einen rechten Teil Deiner Zeit ganz unbeschränkt für mich habe. Was ist das Leben ohne die Philosophie, und was die Philosophie ohne die Mitteilung? Und diese ist immer keine ohne das innigste Vertrauen. Wie leer schleppen sich die Menschen durch diese paar Tage Leben, sowohl die, welche in den Gewerbsgeschäften und dem Familienschlamm versinken, als die, welche in grund- und bodenlosem Singsang und schlaffer Mystik luleien! Es gibt niemand, von dem ich nicht eins oder das andre in gewissem Grade zu fürchten hätte, als Dich! So will ich denn gestehen, daß für mich das dringendste, ja das einzige recht ernste Bedürfnis Dein Umgang ist. Es gibt keinen festen Grund und Boden in der Wirklichkeit, als diesen innigen Umgang mit Freunden, und ich werde mich nie gewöhnen können, die Menschen, die ohne ihn vegetieren, als etwas anders denn Scheinbilder, *καπνοῦ σκιὰν*, anzusehen; sie scheinen nur zu leben, sie leben nicht. Nur so kann ich feststehn, um allenfalls auch andere zu heben und zu tragen; und das will ich ver-

suchen. Wenn ich zuweilen über Dich geklagt habe, so werde nicht ungeduldig. Hier will ich gern meine Schwäche gestehen; es geschieht nicht Deinetwegen, sondern meinetwegen. Das sind eben solche Unvollkommenheiten, wie die schwankende Spekulation, die immer im rechten Elemente lebt, aber sich oft mit Sorgen bemühen muß, in den energischen Mittelpunkt zu gelangen. Wer wollte aber an beiden zweifeln? . . .

Caroline an Frau Liebeskind [255]

Würzburg, 19. August 1804

. . . Ihr Brief unterbricht mich bei diesem Blatt und wie! Ich komme wieder, nachdem ich mich matt geweint habe, denn solche Gelegenheiten ergreift der in sich gekehrte Schmerz in mir, um sich einmal zu ergießen. Ich kann über meinen Verlust nicht weinen, die Furcht, als ob die Tränen blutig werden möchten und mich dahin brächten, wo der ermüdete Mensch nicht leben und sterben kann, ein Zustand, vor dem meine Natur das äußerste Entsetzen hegt, die Furcht hält mich in Schranken, auf Erden noch zu klagen, bis ein Anlaß kommt wie dieser, dem ich unaufhaltsam mich hingebe. Daß Adele nun auch hin ist, ist mir so unerwartet, so unglaublich und alles zusammengenommen schrecklich. Und wahr ist es mir wie Ihnen, der letzte Eindruck bestimmt sich durch den Brief der Mutter, der so ganz ein Vergangnes und nicht die gegenwärtige natürliche reine Empfindung bezeichnet. Ich wollte, Sie hätten ihn mir nicht mitgeteilt, und ich mag nichts näheres darüber sagen, um die Stunde nicht durch Urteile und Wahrnehmungen zu entweihen, die eben, weil sie Theresens kompliziertes Wesen betreffen, immer etwas von der Art ihrer eignen Urteile und moralischen Wahrnehmungen an sich tragen müssen. Nur kann ich mich nicht erwehren, mich bei jedem neuen Todesfall dieser Kinder jener Worte von Forster zu erinnern, die er mir sagte oder schrieb, wie davon die Rede war,

daß Forster ihr die Claire lassen möchte, — ,ja er würde es tun, denn Hubers Kinder blieben nicht am Leben, und er wolle sie nicht aller Kinder berauben, man habe es an George und Luise gesehn'. Aber stille davon, denn das ist nicht was mich beschäftigt, obwohl ich auch darüber nicht sprechen kann, was diese heißen Tränen bedeuten. Der Tod ist eine himmlische Hoffnung, wenn er so der Bewahrer unsrer liebsten Schätze geworden. Das Leben wäre unerträglich und eine Schmach, wenn es, dieser beraubt, nicht dennoch ein überirdisches Interesse enthielte, einen Teil jener ewigen Seligkeit, und Sie wissen, wer mir nicht bloß ein zeitlicher Gefährte ist. . . .

Dorothea an Caroline Paulus [256]

Köln, 16. Oktober 1804

Wie danke ich Dir, geliebte, liebende Seele, daß Du mir Deine Empfindung für mich mitteiltest! Ja, ich fühle es und wiederhole es mit Freuden: — Du bist meine erwählte, gefundene Schwester, und so wie Du, so fühl auch ich, daß wir im Geiste unzertrennlich sind. . . . Außer Friedrichs Schwester, Charlotte Ernst, habe ich nie eine Frau geliebt wie Dich. Sie ist eine vortreffliche Frau, aber freilich so verliebt in Dich, wie ich bin, würde sie vielleicht nicht sein; ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen sehnen, nach dem Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter. . . . Von unserm Friedrich hab ich erst einen Brief aus Coppet. Von der Staël schreibt er Gutes. Er meint, sie sei zwar ganz und gar Französin, aber doch von der besten Gattung, die ihm noch vorgekommen sei; sie schiene sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Koketterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist. Im letztern, glaube ich, irrt der liebe Friedrich. Der ,Delphine' nach zu urteilen, gehört sie zu den Eitelsten der Eiteln. Sie scheint den Wilhelm noch sehr zu lieben, fährt Friedrich fort, obgleich sie in Meinungen und

Grundsätzen sehr verschieden von den seinigen ist; denn sie soll voll von französischen Vorurteilen stecken. Wilhelm soll sanfter geworden sein. Die Staël schreibt dies ihrer Erziehung zu. Friedrich meint aber, es sei weit richtiger dem angenehmen Gefühl seiner günstigen Lage zuzuschreiben. Ist es Dir nicht auch verhaßt, wenn die Frauen sich so viel auf die Erziehung ihrer Liebhaber einbilden? Mich dünkt, darin tut die allerunbefangenste Frau das beste. Die Liebe, die nicht an und durch sich selber den Mann bildet, die wird es mit der prächtigsten Absicht gewiß nicht tun. Wieviel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander. . . . Glaube doch nicht, lieber Engel, als ob ich vor dem Wert und der Würde des Goldes keinen Respekt hätte. Kein Mensch in der Welt hat es mehr erkannt als ich, da es mir beständig daran mangelt; aber wenn ich mein auserwähltes Glück, wonach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? . . . Das Notwendige, Speis und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. . . . In der Tat, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Not bei irgend einem Bedürfnis plötzlich eine Hilfe kam. . . . Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Dritteile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Teil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge wert? . . .

Köln, 8. Dezember 1804

... Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den „Meister" recht aufmerksam lesen und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur soviel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen, auszuführen imstande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität wie sein Theater und die Professoren wie seine Schauspieler, die er dressiert, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, daß ein jeder für sich eben nicht viel, aber alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. Daß er den Mittelmäßigen jetzt schmeichelt, das muß er nun wohl tun, weil er keine bessern hat. Aber warum er die Guten hat gehen lassen — das ist es, was wenige verstehen werden, und was mir ganz natürlich bei ihm dünkt. So ist es ihm eben recht. Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die „Eugenie" nicht dichten können: aber nicht alle, welche alt werden, sind deshalb so veraltet als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh, er hat kein Gemüt und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, kann alles auf die Länge nicht gut werden. ... Daß Clemens Brentano nach Berlin zieht, um alte romantische Dichtung zu suchen, ist ein luminöser Gedanke; ich glaube aber, Du hast das erfunden; es ist viel zu exzellent, als daß es wirklich geschehen sollte. Das ist ungefähr so, als wenn jemand nach Grönland reisen wollte, um Ananas wachsen zu sehen. Was Du von Fichtes Zweifelssystem sagst, ist sehr gut; es scheint freilich, als ob Zweifel und System einander nicht allein widersprechen, sondern eins das andere aufhebe. ... Wenn Du sehen könntest, in welcher Einsamkeit und Einförmigkeit ich lebe! ... Es ist nichts, was so stärkt, so er-

hebt und eigentlich erfrischt als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden, wie die Liebe zur Gesellschaft. . . . Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich danach. . . . Ich kann es wohl sagen, daß ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, überschwenglich glücklich zu werden. . . . Will es das Schicksal, daß ich noch der äußeren Sorge enthoben werde, so habe ich dann nichts mehr zu tun, als meine Seligkeit recht inne zu werden und zu sterben. . . . Auch habe ich gehört, Euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum heil. Nikolaus bescheren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus beschert gekriegt, weil es hier nun einmal so Gebrauch ist — und das schlimmste ist, er hat sich gefreut damit. Es ist ein unglückliches Kind! Was soll daraus werden? Lebe wohl, geliebte, liebe Seele.

Deine alte Dorothea

Caroline an Frau Liebeskind [258]

Würzburg, Anfang 1805

. . . Sagen Sie, wie kann man das Bedürfnis haben, seinen Mund gegen die Welt zu öffnen, sich der, immer schmählichen, Gegenwart gegenüberzustellen. Ist das bloß der theatralische Charakter oder böses Gewissen?

Ich könnte begreifen, wie man die Dokumente eigner verworrner Begebenheiten seinen Kindern und auch der nach uns lebenden Welt als eine die Menschheit überhaupt interessierende Erfahrung hinterlassen kann. Erst wenn Namen und Personen nichts mehr zur Sache tun, tritt sie in ein wahres Licht.

Aufrichtige Konfessionen zu schreiben wie Rousseau, deutet nach meinem Gefühl immer auf eine mehr oder weniger kranke und häßliche Natur — geschmückte Darstellungen werden, ohne von

ihrer innern Unwürdigkeit und weibischen Ursprung zu sprechen, am Ende doch entlarvt — dann ists ja noch schlimmer.

Mein fester Glaube ist, daß alle Lüge ans Licht kommt und daß Lüge das einzige Laster ist und der Teufel ihr Vater. . . .

Dorothea an Caroline Paulus [259]

Köln, 13. Juli 1805

. . . Den ‚Winckelmann' von Goethe habt Ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidentume? Ich gestehe Dir, mir kommt das ganze sehr flach, ja gemein, Goethes Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christentum sehr affektiert und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt. Die Briefe selber sind recht interessant; aber mich dünkt, es ist nicht recht, sie drucken zu lassen; denn sie sind ursprünglich gar nicht dazu geschrieben. . . . Übrigens habe ich den ‚Florentin' wieder vorgenommen. . . Schreib doch, Geliebte, was das Buch von Goethe in Deutschland für eine Art von Wirkung hat? . . . Sind die Katholiken damit zufrieden oder nicht? . . . Ist Schelling nicht in aller Eil wieder zum Hegeltum bekehrt? Nach unserer Berechnung predigt er jetzt den Mahmud. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr seiner Zeit und ohne Sorgen, er sollte ihnen das Verständnis eröffnen! . . .

Dorothea an Caroline Paulus [260]

Köln, Weihnachten 1805

. . . Dein antichristlicher Eifer hat mich ganz außerordentlich ergötzt! Der Tausend, Du disputierst ja wie ein Doktor! Nein, einer solchen Überlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachsen. Ich habe überhaupt keine Gründe für meine Meinung; ich bekenne mich überwunden und geschlagen wie die Russen bei Austerlitz. Eine Stelle in Deinem Brief hierüber hat mich aber lange beschäftigt. Es waren die unterstrichenen Worte: Daß ich mich von der modernen katholischen Wut hinreißen ließe.... Wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf eine Linie setzen, so habe ich nichts dagegen; denn sie gehen mich nichts an. Wenn aber eine so geistreiche Frau, wie Du, dies nicht zu unterscheiden weiß und nicht unterscheiden will, was denkende Männer, wie Friedrich und wie Tieck, tun, und was jene albernen Nachbeter treiben, dann steht es schlimm mit der Welt. . . . Liebe Elisabeth! Es ist eben so sündlich, Friedrichs Streben (denn von ihm ist eigentlich die Rede, da ich selbst nichts anderes will, als mich ihm anschließen) — es ist also eben so sündlich, sein Streben, sein Verlangen nach der Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luthers mit dem faden Geschwätz, das uns von unsern protestantischen Kanzeln ertönt. . . . Es ist hier von etwas ganz anderm die Rede als von Rosenkranz, von fetten Mönchen und von S. B. Da Du doch die Briefe in dem Almanach gerne liesest, so verweise ich Dich auf die Stelle darin S. 351. Was da von den alten Denkmälern gesagt wird, kann man füglich auf manche andere Mißbräuche anwenden. . . . Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu diesem gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, ge-

dankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott! sie ist so gut, als Deine gegen den Katholizismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens ebenso geschmacklos als die Katholiken. Ich meinte, das beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechischen Kostüm — das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!... Goethes neue Sachen lesen wir nicht. Erst die ‚Eugenie‘, dann der ‚Winckelmann‘! das ist zu arg!... Ich habe einen Roman aus dem Altfranzösischen (Merlin) übersetzt, einen aus dem Altdeutschen, ‚Lother und Maller‘ genannt. . . . Besonders hab ich es im Spanischen soweit gebracht, Calderon und Cervantes lesen zu können. Dies sind zwar alberne, dumme, gotteslästerliche, geschmacklose Katholiken, aber doch keine übeln Dichter.... Wilhelm lebt noch immer bei der Staël. Hast Du seine Elegie von ‚Rom‘ gelesen? Wie gefällt sie Dir? Mir ist sie zu gelehrt; es soll aber ein Meisterstück der Versifikation sein. Die Staël schreibt einen neuen Roman über Italien, der aber vielleicht erst in einem Jahr erscheinen wird. Ich bin recht begierig, was der Umgang mit Wilhelm für Einfluß auf ihre Dichtkunst haben wird. Ich fürchte nur, sie wird am Ende mehr Einfluß auf ihn, als er auf sie haben. Wir kennen ja seine liebenswürdige Weichheit....

Dorothea an Caroline Paulus [261]

Köln, 23. Juni 1806

. . . Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes, nein nichts von ihr hergekommen. Schon, weil er so uralt ist, zieh ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser die Konfession noch nicht geändert.

Man hat uns kein Glaubensbekenntnis abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. . . Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt. . . . Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. . . . Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zugrunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht aufs Wort glauben, so lies die alten Geschichten....

Hätte ich nur Dein und Deines Wilhelms Bild, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter Gottes habe. Man hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt. . . . Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen, meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben. Man macht keine neue Religion. Hat er von Religion gesprochen und von Poesie, so war es immer die alte und zwar die allerälteste, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die ganze Welt wieder neue. Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existieren denn jetzt nicht noch große Dichter unter den Katholiken, wenn es bloß diese Religion macht? Es ist wahr, das Zeitalter der Poesie

und aller Künste scheint erloschen; aber es ist erst seit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen. Allenthalben hat dieser Aufruhr zerstört. . . . Ist nicht Klopstocks großes Werk kalt und hat seine Absicht, Volkspoesie zu werden, verfehlt, weil es protestantisch ist? . . . Unsere Gegner haben die ‚Europa' beschimpft, den ‚Lessing', dieses herrliche Werk! und über meine ‚romantischen Dichtungen', die freilich unter Friedrichs Namen herauskamen, sind sie wie die Harpyen hergefallen. . . .

[Nachschrift von Friedrich Schlegel.] Schließlich grüße ich hierdurch Euch noch herzlich. In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben! Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dies zum Teil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als kalvinische, lutherische, herrnhutische — theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Kalviner ist, sämtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt.

Ihr Friedrich

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [262]

Unterzell b. Würzburg, 17. September 1806

. . . Mit der spekulativen Philosophie das sind doch nur Ausflüchte; denn darin steckt ja eben die Ketzerei, daß Ihr Spinosisten ein solches Wesen mit der Naturphilosophie treibt, so doch nur ein verkleisterter Materialismus ist. Von der Entstehung der Natur, und dieses ist das einzige von ihr, was ich in der

Philosophie an seiner Stelle finden kann, hat doch jene sogenannte Naturphilosophie wohl so wenig Kundschaft — als die gemeine Physik. Vielleicht wird nun aber Deine Theorie des Apostel Paulus etwas was ich nach meiner Weise spekulativ nenne. Und somit Gott befohlen.

Schelling an Windischmann [263]

München, 18. Dezember 1806

Ich freue mich herzlich der aus dem Herzen gequollenen Schrift, von der Sie mir Nachricht geben. Wen sollte die Zeit jetzt nicht zum Seher oder Sprecher machen? Und doch empfinde ich tief die Unheilbarkeit der Zeit und fahre fort, der Zertrümmerung mich zu freuen. Die Dummheit von oben her, die tiefe Gemeinheit der Regierungen, die wir fallen sehen, haben wir uns nicht vorstellen können; jetzt ist sie klar, und ich möchte nicht klagen, sondern womöglich selbst noch helfen, daß das Alte vergehe. — Die Zeit, wo das vielleicht alle unsere Gedanken übertreffende Neue gepredigt werden und hervortreten kann, ist noch nicht gekommen: ich erwarte eine völlige Versöhnung aller europäischen Völker und wieder eine gemeinschaftliche Beziehung auf den Orient. Bewußtlos oder bewußt arbeitet der Zermalmer dahin und ist schon außer den Grenzen, worin er bisher sich hielt. Diese hergestellte Einheit der Beziehung mit dem Morgenland halte ich für das größte Problem, an dessen Auflösung der Weltgeist jetzt arbeitet. Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte? Wir können des letzteren nicht entbehren, offne, freie Kommunikation mit demselben muß sein, damit das alte Leben des 15. und 16. Jahrhunderts schöner wiederkehre.

. . . Eine literarische Neuigkeit, die Sie erfreuen wird! Vor einigen Monaten kam die Nachricht von einem Erz- und Wasserfühler in Italien, ähnlich dem Pennet, Thouvenel u. a. — Franz

Baader (ein herrlicher Seher und trefflicher Mensch), Ritter und ich gaben uns alle Mühe, die Sache zur Untersuchung zu bringen. Der für alles Große und Schöne empfängliche Minister hat Geld dazu bewilligt und Ritter ist vor einigen Wochen abgereist. Die ersten Nachrichten sind da. Die Wünschelrute schlägt jenem Individuum. Dies ist ausgemacht. Welch ein Phänomen, aufschließend die Magie und Obergewalt des menschlichen Wesens über die Natur! Ritter ist mit Campetti (so heißt der Mensch) zu Volta gereist. Dort soll das Factum zuerst konstatiert und Campetti dann hierher gebracht werden, um alles außer Zweifel zu setzen. — Die Aufgeklärten schreien entsetzlich über die Impertinenz der Natur. Divulgieren Sie das Factum noch nicht, damit kein vorlautes, einfältiges Geschrei Unberufener entstehe.

Dorothea an Schleiermacher [264]

Köln, Dezember 1806 oder Januar 1807

Ich schrieb Ihnen immer nicht, liebster teurer Freund, weil ich Ihnen so sehr vieles zu schreiben hatte; wo sollte ich anfangen? Und immer mehr häuften sich die Gedanken, und immer voller ward mir das Herz! Zu Stunden lang gehe ich einsam in meinem weitläuftigen Zimmer auf und ab und meine Seele weilt bei Euch. Ihr Armen, Zerstörten, Zertrümmerten, die ich so gerne trösten, so gern wieder einmal um mich versammeln möchte! In den Zeitungen suchte ich nichts so eifrig als die Namen Berlin, Jena, Halle; auf der Landkarte ruhten meine Augen auf diesen Orten, als hätte ich Euch selbst dort finden, Euer Schicksal darin erfahren können. Hätten Sie mich so gesehen, es wäre Ihnen sicherlich viel lieber gewesen als ein Brief; wie können diese armen Zeichen Ihnen wohl ebensogut von meiner ängstlichen Sorge, von meiner unwandelbaren Liebe sprechen? —

Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äußere oder das innere Leben? Das eine ist

so überschwänglich reich, als das andre arm ist; urteilen Sie nun selber, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Freilich bin ich sehr allein, aber das verstehe ich besser zu sein als die meisten Frauen; das wissen Sie wohl; die Einsamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werter. Wenn ich meine Lage standhafter als manche andre ertrage, so darf ich mich dessen keineswegs als eignen Verdienstes rühmen; was würde einem mit einem Bewußtsein, als das meinige ist, nicht leicht? Mit meiner Gesundheit geht es auch ganz leidlich; ein hiesiger Arzt hat mich aus den 'meisten meiner so fatalen Zufälle ganz herausgerissen; der Schwindel, diese Krankheit aller Krankheiten, hat sich gänzlich verloren. Außer den Verordnungen dieses so ganz vorzüglichen Arztes mag auch wohl der gute Wein und die reine Luft schuld an meinem Besserbefinden sein; man lebt hier besser, zu einem mäßigen Preise, als irgendwo sonst. Trost, Mitteilung, Liebe, Musik, Malerei und wohltätige Tränen finde ich in der Kirche. Übrige Details würden Ihnen nichts weiter lehren, da Ihnen meine ganze Umgebung fremd ist; wie dem aber auch sei, Sie haben sehr recht, ich bin und bleibe ganz die Alte! Ist auch manches als Form sichtbar geworden, was sonst als Stoff tief in mir verschlossen lag, so wird mich das für Sie nicht verändert haben. Ihrem freundlichen Forscherblick wird nichts neu und nichts unbekannt von mir erscheinen; für den, der mich so kennt, bleibe ich die Alte! — Oft fand ich schon, daß grade dasjenige, was mich am meisten schmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Ursache, sich ganz ohne Widerstreben der leitenden Hand der Vorsehung zu überlassen. Oft ist mir, als geschähe alles mit mir nur darum, um mich so zu machen, wie ich bin! Doch nun genug von und über mich; ohne Ihre rührende freundliche Liebe hätte ich noch lange nicht zu versuchen gewagt, nur so viel zu sagen. . . .

Sehen Sie, lieber Schleier, so sehr bin ich noch die Alte, daß ich unter Tränen mich dennoch nicht des Lachens enthalten kann,

wenn ich mir die Berliner schöne Welt denke, die bis jetzt das Wort Feinde äußerst delikat, gleichsam nur wie in der allegorischen Schmiede gekannt haben, daß diese nun so plötzlich nicht allein natürliche grobe Feinde, sondern sogar den wahrhaftigen bösen Feind, den sie so lange geleugnet oder ignoriert hatten, bei sich in ihren geschmackvoll verzierten Zimmern hausen sehen und durch die eignen Schläge gezwungen werden, ihn anzuerkennen! Schmälen Sie nicht zu sehr auf mich, lieber Schleiermacher, ich kann es wahrhaftig nicht lassen. Wären Sie nur hier in guter Nähe bei mir, Sie müßten mit mir lachen, wenn ich erst mit Ihnen geweint hätte. . . .

Caroline an Gotters [265]

München, 4. Januar 1807

. . . Wie zerrissen sieht es in der Welt aus — welche Unsumme von Elend, vernichtetem Wohlstand, Schlechtigkeit — welcher gänzlicher Mangel an der gemeinsten Sicherheit. Man hört nichts anders in der Nähe und Ferne. Wie mag den Menschen zumut sein, die nun wirklich drinnen stecken mit ihrem Geist und Gemüt, und nicht eine Atmosphäre um sich her ziehn können, in welche das alles nur scheinbar dringt. Wie viel lieber wollte ich in einem Dorf auf der Schlachtlinie von Jena gewohnt haben und in Staub mit getreten sein, als mir die Seele anstecken lassen, durch diese abscheuliche Verwirrung aller moralischen Dinge. Ich bin aber auch sehr glücklich, daß ich die Ägide neben mir habe, denn, geht von einer Seite die ganze Konvenienz-Welt mit allen ihren alten Formen unter, so geht mir an einem schönern Horizont eine unwandelbarere Welt auf. Der, in dem ich sie finde, ist ein unerschöpflicher Brunnquell alles Herrlichen und Tröstlichen. . . .

Schelling an Windischmann [266]

München, 7. Januar 1807

Es ist wahr, geliebter Freund, unsere Äußerungen stimmen wundersam überein — und wie möchte es auch anders sein? Vielmehr hoffe ich und bin gewiß, es wird darin immer weiter gehen. Je mehr die Konvenienzwelt untergeht, desto mehr tritt die Natur und das Ursprüngliche wieder hervor; und diese Naturwelt ist die eigentlich neue, an die Stelle der alten tretende, welche, keiner Umschaffung wert, billig zertrümmert wird. Möchten alle, die noch an dieser Konvenienzwelt hangen, davon befreit werden; unsern Johannes [Müller] davon abzubringen, lassen Sie sich angelegen sein. Die Revolution hat jetzt erst in Deutschland angefangen; ich meine nämlich, daß erst jetzt Raum wird für eine neue Welt.

Campetti, der Rhabdomantist, ist hier, und Ritter hat aus Italien, wo diese Kunst schon hoch vervollkommnet ist — obgleich im Stillen — Wunderdinge mitgebracht. . . .

August Wilhelm Schlegel an Dorothea [267]

Aubergenville, 19. Januar 1807

Meine teuerste Schwester und Freundin! schon lange habe ich an Sie schreiben wollen, um Ihnen zu sagen, wie wohltätig der Besuch meines Bruders für mich ist, und um Ihnen herzlich zu danken, daß Sie mir ihn auf einige Zeit leihen wollen. Ich fürchte zwar, man wird ihn mir über kurz oder lang wieder abfordern, und es wird nichts helfen zu sagen, daß ich ihn noch nicht ausgelesen habe; jedoch kann ich das leider nicht unbillig finden und muß es beklagen, daß Sie so einsam sind, während wir uns unsrer Verbrüderung erfreuen. Es wäre schön, wenn wir einmal in Köln, auf altdeutschem Grund und Boden beisammen sein und vertraulich von vaterländischen Dingen und allem, was uns nahe angeht, schwatzen könnten. Die Zeit führt

auch das gewiß herbei; vorigen Sommer war ich schon ganz nahe daran, hätten nicht meine Krankheit und andre Umstände den herrlichen Plan vereitelt. Glauben Sie mir, das Heimweh, das Gefühl der Vereinzelung in der Fremde ist gar eine traurige Krankheit. Sie haben das nie so empfinden können, weil Sie in Frankreich immer von den Ihrigen umgeben waren. Darum hatte ich Friedrichs Zuspruch so sehr nötig; er fand mich in einer großen Verstimmung, und nun habe ich Heiterkeit genug gewonnen, um sogar verschiedenes zu dichten, wovon er Ihnen Abschriften mitbringen soll. Wir haben lebhafte Mitteilungen über unsre beiderseitigen Studien und Pläne, man muß auf die Zukunft sinnen, wenn auch die Gegenwart wenig Aufmunterung gewährt. Friedrichs neueste Gedichte sind mir eine wahre Erquickung gewesen. Ich finde, daß er seit einiger Zeit ein unmittelbareres Organ entdeckt hat, um seine innere Poesie kund zu geben, er spielt ein weniger künstliches, aber inniger tönendes Instrument. Die echt deutsche Gesinnung, die aus allem spricht, muß ihn zum Lieblingsdichter aller nicht ausgearteten Landsleute machen. Wäre nur erst alles gedruckt! Indessen habe ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, diese sämtlichen Gedichte abzuschreiben, um sie als ein kräftiges Trostbüchlein immer bei mir zu führen. Unser brüderliches Bündnis ist mir um so werter, weil es sich nicht selten begibt, daß einer oder der andre von den sogenannten guten Freunden zum Teufel geht. Die Abwesenheit bringt manche heimliche Gesinnung an den Tag. Ich sage dies namentlich in bezug auf meinen ehemaligen Berliner Zirkel. Nicht alle äußern sich zwar mit so drolligen Anspielungen wie Fichte in seinem Zeitalter. Denken Sie sich, Tieck hat sich gegen Madame Unger erboten, meinen Shakespeare fortzusetzen. Sie hat natürlich geantwortet, sie wolle es nur in dem Falle annehmen, wenn er mit mir darüber einverstanden wäre. Ich habe mir nun fest vorgenommen, ihm dafür bei Gelegenheit, nach dem biblischen Ausdruck, einen Tuck zu beweisen und seine Katzenpfote einmal fest in die Schlinge zu ziehen. Aus den Albernheiten,

welche allhier ein gewisser dänischer Seebär und Poet, namens Oehlenschläger, vorgebracht, haben wir ungefähr abnehmen können, wie sündhaft der alte Heide Goethe über uns reden mag. Alles dies hat mir denn doch einen Antrieb gegeben, einmal wieder mit entschiedener Tätigkeit in der Literatur aufzutreten. Wenn Ihnen der ‚Berlinische Damenkalender' zu Gesichte kommt, so werden Sie einen Aufsatz und ein Gedicht von mir darin finden. Nächstens soll nun wieder Shakespeare und ‚Spanisches Theater' erscheinen. Bald dürfte ich auch als Schriftsteller in französischer Sprache auftreten. Nach einigen unvollendet gebliebenen Versuchen habe ich endlich eine ‚Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides' fertig geschrieben. Eine Bekehrung zur französischen Literatur ist es indessen nicht, denn meine Begeisterung dabei war hauptsächlich, daß es die Leser verdrießen soll. ‚Lother und Maller' habe ich mit großem Vergnügen gelesen, der Ton ist vortrefflich gehalten. Können Sie nicht mehr dergleichen geben? Der neue Roman der Frau von Staël wird Sie gewiß sehr interessieren. Friedrich hat nun die Übersetzung zu besorgen übernommen, zu der ich mich früher anheischig gemacht hatte. In etwa einem Monate soll der Druck anfangen. Madame Unger äußert, ungeachtet der ungünstigen Zeiten, ein großes Verlangen, die Übersetzung im Verlage zu haben. Doch ich schwatze Ihnen mancherlei vor, was Ihnen Friedrich vielleicht schon gemeldet, und vergesse Ihnen zu sagen, was er übergangen haben wird, nämlich wie sehr meine Freundin sich in seinem Umgange gefällt, wie lebhaften Beifall sowohl sein Scherz als sein geistreicher Ernst findet, wie viel er überhaupt beiträgt, das gesellige Leben in unserm Hause angenehm zu beseelen. Seine Vorlesungen über Philosophie und Geschichte der Philosophie sind mir sehr bedeutend; ich wollte nur, daß er endlich einmal öffentlich aufträte, um seine Überlegenheit über Schelling und den seligen und seligmachenden Fichte zu beweisen. Freilich liegen mir seine poetischen Unternehmungen noch mehr am Herzen.

Wenn meine Freundin die Rückkehr nach Paris erlangen

sollte, so könnte es für meinen Bruder ein Mittel werden, uns öfter dort zu vereinigen, da er einmal in ihrem Hause einheimisch geworden. Paris muß ihm für seine Studien immer wichtig sein, besonders da Deutschland großenteils so wüst und unwirtbar geworden. Denn seine Absichten auf Wien scheinen mir manchen Bedenklichkeiten unterworfen zu sein. Ihre Schwester hat mich sehr freundschaftlich aufgenommen, nur verdarb sie es wieder damit, daß sie, ungeachtet sie uns beide in demselben Hause wußte, an meinen Bruder ohne allen Vornamen, bloß an Schlegel schrieb. Kann man mich vollständiger vernichten? Doch das ist wohl eine Familien-Eigenheit nur einen Schlegel als den allein gültigen anzuerkennen.

Leben Sie tausendmal wohl, und lassen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein.

Ganz Ihr

AWS.

Caroline an Pauline Gotter* [268]

München, 24. August 1807

. . . Um den Durchzug Napoleons habe ich Euch nicht sehr beneidet, ob mir schon zuweilen der Wunsch kommt, ihn doch auch einmal zu sehn, um ihn lieber zu gewinnen. Jedermann sagt, daß sein Anblick etwas versöhnendes habe. Für mich ist er immer nur noch das personifizierte Schicksal gewesen, das ich nicht hasse und nicht liebe, sondern abwarte wohin es die Welt führt. . . .

Solger an eine Jugendfreundin [269]

30. August 1807

Sie sind und bleiben mir doch eine wunderliche Freundin, wie Sie da sagen können, ich würde über Ihre Religiösität

lachen. Überhaupt ärgere ich mich immer, wenn man so mißtrauisch gegen mich ist, welches mir jedoch oft widerfährt, und im Vertrauen gesagt, gar oft von Frauen und Mädchen, für die ich immer ein gewisses tendre gehabt habe. Ich bin manchmal ehrlicher als ich aussehen mag, vor allen Dingen aber in geistlichen Angelegenheiten, worüber wir ja schon mehr als einmal miteinander gesprochen haben. Die Stumpfheit und die matte und unlebendige Weisheit kennt keine Religion. Wer aber in Fleisch und Blut recht lebendig und wirklich lebt und fühlt, der hat manche Lücke, die ihn hintreibt, sie in dem auszufüllen, der alles erfüllt, und jenes Blut und dieses Gefühl bringen mit den Fehlern und Widersprüchen, wozu sie hinreißen, auch die unmittelbare und lebendige Gewißheit, daß es eine unendliche und allgemeine Liebe und Gnade gibt, die das mit sich selbst Uneinige wieder versöhnt, und nur geliebt sein will, um zu vergeben. —

Caroline an Luise Gotter [270]

München, 12. Oktober 1807

... Ich habe Werner, dem Verfasser von der Weihe der Kraft, aufgetragen, Euch zu besuchen; er ging von hier über Stuttgart und Frankfurt und Gotha nach Berlin zurück. Es ist wunderlich, indessen sehr wahr, daß ich bis jetzt seine Weihe der Kraft noch nicht gelesen, auch für keins seiner Produkte ein gutes Vorurteil nach den Bruchstücken, die ich von ihnen sah, hegte. Aber der Mann hat mir durch sein Wesen ein Interesse dafür gegeben, und in dem was ich wirklich von ihm nun kenne, läßt sich ein großes und des Fortschreitens fähiges Talent (obschon der Verfasser selbst nicht mehr jung ist) nicht verkennen. Die Kraft seiner Darstellung hat er bisher nur an unrichtige Gedanken verschwendet; das geheime Orden-Wesen hat ihn bestrickt und die Liebe zur Allegorie ihn von der rechten Poesie abgeführt. Ich

kann mir denken, daß er wirklich noch einmal ein tüchtiges Schauspiel schreibt, und weiß eben nicht viele, von denen ich mir dies vorstellen könnte. . . .

Schelling an Windischmann [271]

München, 31. Dezember 1807

. . . Ihre Nachrichten von Fr. Schlegel haben mich sehr interessiert; was mir sein Bruder bei neulicher Durchreise mit Frau von Staël erzählt, war in manchem Betracht bestätigend, unter anderm, daß er so voll und stark geworden, daß er einem wahren Mönch gleicht. Außerdem scheint er ganz historisch geworden und meditiert eine Geschichte des österreichischen Hauses. Frau von Staël ist eine bewunderungswürdige Frau, die Form ist französisch soviel sie es nur sein kann, der Grund aber um gar viel besser. Ich habe sehr viel mit ihr gesprochen und mich nicht wenig an den Lebhaftigkeiten, der Schnelle und dem Feuer ihrer Reden ergötzt. Zur Erwiderung will ich Ihnen von Fichte melden, wenn Sie es noch nicht wissen, daß er den Dante übersetzt, (ein Gesang dieser Übersetzung ist bereits in einer Königsberger Zeitschrift erschienen); unserm Freund Köhler, der beiläufig zu sagen mit gar viel Ehre und Lob eben aus dem Feld zurückgekommen ist, hat er drei Sonette rezitiert, worin seine ganze Philosophie enthalten ist — (diese werden nun zum Verstehen überreden, da das Zwingen nicht helfen wollte), und nachdem er jenem die verborgenen Schönheiten, dieselben vordozierend, enthüllt, setzte er hinzu: das wäre doch kein Schlegelscher Sing Sang und Kling Klang. Sonderbar ist, daß unter dem Ruin des preußisch-juridischen Staats, dessen Ideal zur letzten Verherrlichung sich eben in Fichte reproduziert hatte, er auf Machiavelli fiel, und ganz von ihm ergriffen, auch gleich eine Abhandlung über ihn ad modum des Goetheschen Winckelmanns (in der nämlichen Zeitschrift) schrieb, welche von verständigen Leuten sehr

gerühmt wird. Ein solcher schrieb aus Königsberg recht gut über ihn hierher, ‚seine alte Wahrheit sei ihm genommen worden; das woll er sich nicht gestehen, nun sei er ein Betrüger seiner selbst und der Welt, ein Deutler und Wortklauber', rc. interessant wird sein zu sehen, wohin die verschiedenen Naturen alle sich wenden. Die unseres Johannes hat gewaltige Sprünge gemacht; mög es ihm Gott gesegnen, und mög er viel Kluges und Tüchtiges tun können für deutsches Wesen! . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [272]

Köln, am Tage Johannes des Täufers 1808

. . . Geliebtester, wie sehr sehne ich mich, von Dir zu hören! Ich weiß bestimmt, daß ich unter vierzehn Tagen keinen Brief von Dir zu erwarten haben kann, denn wahrscheinlich schreibst auch Du mir erst heute, da Du in den ersten Tagen Deines Aufenthaltes in Wien wohl keine Ruhe dafür gefunden haben wirst; und dennoch meine ich ungeduldig werden zu müssen, wenn wieder der Briefträger vorbeigeht. Ich habe an Wilhelm nach Hannover geschrieben (obgleich ich nicht weiß, ob er schon dort ist, Du hast mir ja die Zeit seiner Ankunft daselbst nicht bestimmt); ich habe den Brief an die Mutter adressiert und ihn sehr gebeten, daß er über Köln reisen und mit mir bis Mainz den Rhein hinauffahren möchte. Glaubst Du, daß er es tun wird? Mir wäre es eine rechte Freude.

An dem Tage, wie ich meinen letzten Brief an Dich absandte, hatte ich noch eine große Freude: nämlich ein Paket aus Berlin! S. Veit schreibt mir sehr gut; mein Brief mit der Versicherung, daß der Zeitungsartikel ganz ohne unser Vorwissen und zu unserm größten Verdruß eingerückt worden ist, hat ihn ganz beruhigt. Ich habe alle Hoffnung, daß ich die Kinder nach Dresden bekommen werde, obgleich er mich sehr dringend versichert, daß es sein Tod und sein bitterster Gram sein würde, wenn er, wie er

sich ausdrückt, von den Kindern verlassen würde, und sie das Christentum annehmen. Und doch — wird dies geschehen, und keine Macht wird es verhindern können; denn lies diesen herrlichen Brief von Jonas! Du kannst Dir denken, wie ganz entzückt ich davon bin. Ich schicke ihn Dir mit, obgleich ich mich nicht gern davon trenne, aber auch Du sollst Deinen Teil daran genießen. Eine reinere himmlischere Freude habe ich nie empfunden, selbst nicht, als ich die Kinder geboren, und alle Angst und alle Furcht vor der öffentlichen Bekanntmachung und den befürchteten Folgen war rein aus meinem Herzen gelöscht. Ich war wirklich glücklich und wie zu einem schönen Tode gestärkt und vorbereitet. ‚Diese Zeichen aber werden denen, die glauben, folgen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden‘. (Im Evangelium am Himmelfahrtstage.)

Bis jetzt war ich bei alledem noch zweifelhaft, ob ich recht tue, nach Dresden zu gehen, bevor Du mit Gewißheit sagen kannst, ob Du nicht wieder einen andern Ort wirst mit Wien vertauschen müssen; denn die Kriegsgerüchte erschreckten mich, und ich hielt es in diesem Falle nicht für recht, mich so auf Deine Schwester zu werfen. Aber da die Kinder nun hinkommen werden, muß jede andre Rücksicht schweigen; es ist nun, wie auch Du mir gesagt hast, ein heilige Pflicht, nach Dresden zu gehen, es komme, wie es wolle. S. Veit klagt aber erbärmlich über die Unglücke und Drangsale. Ich erwarte für mich nichts mehr von ihm, aber auch den Kindern wird er es wahrscheinlich knapp zuschneiden müssen. — Heute ist Bertrams Namenstag; er hat mich zum Mittag eingeladen; ich glaube aber nicht, daß ich hingehen werde, der Kopf tut mir weh. — Reinhards waren dieser Tage in der Stadt und haben mich auch besucht; ich war aber zufällig nicht zu Hause. Du siehst also, daß sie freundlich sind.

Wir haben Goethes ‚Faust‘ hier und ich habe ihn auch schon gelesen. Es sind viele neue Sachen darin, doch hängt es bei

alledem nicht mehr zusammen, als auch das erste, es sind nur noch mehrere Fragmente. Die Walpurgisnacht ist zwar ausgelassen genug, doch dünkt sie mich nicht so leicht phantastisch und so bedeutend genialisch wie die Szene mit den Katzen und der Hexe. Das bedeutende in der Walpurgisnacht ist störend, als ob es Persönlichkeit wäre; der Nicolai rc. ist auch wirklich dort mal-à-propos. Das Verhältnis des Menschen zum Bösen ist, meine ich, auch gar nicht klar und bestimmt genug dargestellt; denn mich dünkt bei einer solchen besonnenen Überlegenheit des Menschen kann das Böse nicht siegen. Fausts Monolog über die ersten Worte des Evangeliums Johannis: ‚Im Anfang‘ rc. ist zwar recht schön, aber Calderon hat in seinem Monolog über denselben Gegenstand (die erste Szene in Los dos Amantes del cielo) viel mehr Tiefe und Reichtum. Ergreifenderes aber und so bis ins tiefste erschütternd habe ich nie etwas gelesen als die letzte Szene von Gretchen im Gefängnis. In dieser Szene glaube ich ganz Calderons Geist wehen zu fühlen, aber doch ganz deutsch, so daß es jedes deutsche Gemüt erschüttern muß; sie ist romantisch-tragisch im allerhöchsten Sinn. Mit welchen Worten soll ich mir nur den Unterschied machen zwischen der Rührung in dieser Szene und jener in der ‚Genoveva‘, wie sie sterben will im Walde und die Engel Gottes treiben den Tod von ihr fort. Wie kann zwischen der Bitterkeit und der Süßigkeit eine solche Verwandtschaft der Gefühle stattfinden? Hier die leidende Unschuld, gegen die ganze Hölle kämpfend, gebunden unterliegend; dort die erhabene Schuldlosigkeit, den Schmerz besiegend, ruhig ergeben; und beide gerettet durch den Ruf von oben! Es wird mir aber doch klar bei diesem ‚Faust‘, daß Goethe wohl nicht so glücklich ist, als man in den Werken seiner mittleren Zeit ihn wohl halten möchte. Es ist doch eine rechte Bitterkeit darin trotz der anscheinenden Lustigkeit; kommt er Dir nicht auch so vor? Indessen ist diese Stimmung grade die rechte zur Darstellung der Hölle. . . .

Köln, 28. Juni 1808

... Mit welcher Sehnsucht ich auf Deine Nachrichten aus Wien verlange, das wirst Du Dir wohl vorstellen! Ich habe die gewisse Hoffnung, daß die Schwermut sich wieder bei Dir zerstreuen muß bei den Gegenständen, die Dich dort umgeben, und denen Du Dich hingeben wirst. Fasse immer wieder neuen Mut, mein Geliebter! Denk doch zurück, wie vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns anfangs gar vorgesetzt. Unsre Augen trugen uns ja nicht so weit, als wir wirklich durch himmlische Hilfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt schaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu sein, bin ich wenigstens mehr als je gefaßt. Also um meinetwillen habe keine Angst; würdige mich ruhig zu sein meinetwegen! Freilich näherst Du Dich einem längst ersehnten Ziel, und dieser so ahndungsreiche Augenblick muß Deine Seele allerdings ganz erfüllen und kommt Dir darum wie Schwermut vor. Aber warum nennst Du dieses Ziel Deinen letzten Wunsch und warum einen irdischen? Der Wunsch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlassen und in immer andrer Gestalt Dich stärken und antreiben bis an den Tod. So auch ist Dein Streben und Deine Sendung keine irdische und auf nichts irdisches gerichtet, denn sonst hättest Du nicht nötig gehabt, mit solcher Beschwerde nach Wien zu ziehen, ein irdisches Ziel hättest Du am Ende leichter noch in Paris erreicht. Tu Dir also selber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas irdisches anzusehen und Dich von ihm beschränken zu lassen. Gelingt es Dir in Wien, so bin ich bald bei Dir; macht aber der Krieg wieder allen Hoffnungen ein Ende (wenigstens könnte er einen sehr großen Aufschub veranlassen), so kommst Du nach Dresden, und Du wirst dort ebensowohl Arbeit finden als sonst irgendwo. Deine Autorität wächst täglich, und es kann Dir am Ende an irgend einer Anstellung gar nicht fehlen. Karl V. muß Dir zur Krone werden! Laß allen Trüb-

sinn fahren und dichte heitres Leben in Dir und aus Dir. — Die Prager Gespräche über ‚Delphine' und ‚Corinne' sind allerliebst. Wie kömmt es nur, daß einem immer noch das Geschwätz nicht ganz gleichgültig werden kann, wenn man auch die Dummheiten noch so gut erkennt? — In welch einer Art von Humor muß man sein, um ein Verbot gegen das Blumenstreuen bei der Prozession ausgehen zu lassen? Welche erhabene Einfälle! — Die schönsten besten Grüße von allen Freunden und Bekannten. Ich umarme Dich von ganzem Herzen; denke mit treuer Liebe an Deine Frau und schreibe ihr bald wieder.

Schelling an Windischmann [274]

München, 30. Juli 1808

. . . Das Versinken in Gott ist wohl herrlich als Fassung und Zustand des Empfangens, aber nicht als Ausbildung des Empfangenen. Wär es damit getan, so müßten wir der Meinung unseres ehrwürdigen Braminen und Fleischhassers, Fr. Schlegels, zufolge alle Philosophie überhaupt für abscheulichen Hochmut und Gräuel halten. Wollen wir aber einmal diese gräuliche Sünde begehen, so laßt sie uns wenigstens recht begehen, damit wir nicht von beiden Seiten ausgestoßen werden, von den Verstockten, die es noch mit der Wissenschaft und dem Verstand halten, und den Erleuchteten, die dem allem gänzlich erstorben sind. Es scheint — (aber werden Sie ja nicht böse) — es schwebt Ihnen bei solchen Arbeiten öfters das Exempel unseres guten Joh. Müller vor, und Sie spielen, ihm nach, manchmal ungebührlich den alten Herrn. Gott sei Dank, daß wir es noch nicht nötig haben; wir können uns noch rühren und brauchen der Fraubaserei nicht, womit man im Alter zwischen Gutem und Schlechtem sich durchbringt. . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [275]

Frankfurt, 13. August 1808

. . . Für mich sei nicht bange. Jene alte Heftigkeit hat der großen Weihe weichen müssen: wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt. Seelen, die Dich zu finden, zu lieben wissen und Deiner würdig sind, können mir nicht hinderlich sein, ich begrüße sie schwesterlich. Ein einziges nur liegt meinem Herzen dabei auf; nämlich daß keine Verbindung in der Welt Dich wieder von Deiner einmal erwählten Tätigkeit abwärts führt oder auch nur aufhält, nicht einmal Deine Verbindung mit mir — Dein Leben, Deine Zeit gehört Deiner großen Bestimmung! Du hast Dir nun ein Vaterland gewählt, Du mußt mit ihm stehen oder fallen. Eine Reise nach München in diesem Moment scheint wirklich sehr gefährlich. — Mein innigst verehrter Mann, ich umarme Dich schwesterlich. Von Dresden schreibe ich gleich. Liebe

Deine Dorothea

Brentano wird, wie man am Rhein sagt, nach Straßburg gehen. Was dieses für ein literärisches Bewandtnis hat, kannst Du Dir wohl denken; indessen ist es vielleicht auch nur so ein Gerede.

Dorothea an Friedrich Schlegel [276]

Pillnitz, 1. September 1808

. . . Gestern Abend im hellen Mondschein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn ebenso silbern leuchtete er damals zwischen den Rieseneichen und Buchen auf den Felsen und über den Wundersee, wie ich damals so in die Smaragdflut hineinblickte, wo jeder Ruderschlag eine Reihe

der köstlichsten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselte, und der blaue Himmel hinein schien, und die hohen Bäume am Ufer auch sich darin beschauten, so daß Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe sich vereinigten, ohne sich zu vermischen. Dann die waldbewachsenen Felsen um den anderthalb Stunden langen und dreiviertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkanischen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, so daß alle Vergangenheit, die mir bekannt ward, und die ich mir denken kann, mir wie heute und gestern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entschwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angibt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages sendet, und wo immer ein starker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch herantreibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menschenspur und Kunst, die uns wieder Beruhigung gibt und Staunen und Erschrecken von der Seele löst. Alles das mußt Du selber sehen; ich habe den besten Willen, es Dir zu beschreiben, aber es geht nicht. Und das Ganze zusammen war mir nur ein Bild Deiner Seele; mir war, als schautest Du mich an mit der ganzen Fülle Deines Wesens, und ich schaute Dich wieder an und versenkte ganz mein Auge in das Deinige, bis es in Tränen überfloß. Auch waren ein paar recht liebe Menschen mit mir, deren Heiterkeit und gutmütige Fröhlichkeit mich erfreute, und die mir viel Liebe erzeigten; dann die unbeschreiblich leicht zu atmende Luft! — O warum warst Du nicht bei mir!

. . . Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen empfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieser Morgenstern, dieser Vorläufer und Verkündiger des Tags; dann die Weisen aus dem Morgenlande, die mit so lebendigem unwandelbarem Glauben die ewige Wahrheit suchten, bis sie sie fanden; der heilige Joseph mit seiner auf-

opfernden, selbstverleugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Elisabeth; Dorothea, die Reine, Begeisterte, die im Tode nichts sah als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonien des Himmels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des heiligen Geistes die menschliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, daß sie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele sich losreißen durfte und Verzeihung erhielt. Dies sind vorzüglich die Gestalten, zu denen das Auge meiner Seele sich mit jedem Augenblick zu wenden sucht; und gar viele gibt es noch, an deren Beispiel ich denke und mich zu halten suche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie soll ich den unermeßlichen Reichtum beschreiben, der sich mir in den Schätzen des katholischen Glaubens eröffnet hat? — In die Kirche bin ich nicht gekommen, seit ich aus Köln bin; es wird nun auch wohl damit Anstand haben müssen, bis ich nach Dresden komme. Einen Geistlichen werde ich wohl schwerlich hier finden, an den ich mich wenden könnte, um mich von Fastenspeisen dispensieren zu lassen; ich denke aber, in meiner Lage wird es mir wohl erlaubt sein. . . .

Caroline an Johanna Frommann [277]

München, November 1808

. . . Überhaupt war es ein Zeitpunkt, wo alte und neue Bekannte nacheinander auftraten und wo die weite Welt einem ganz enge und traulich vorkommt, weil man von allen Seiten wiedersieht, was in die Ferne verschwunden schien. Es läßt sich überhaupt dazu an, als würde sich hier ein Sammelplatz bilden, wie Jena war, eine Menge Faden laufen hier wieder zusammen, teils sind sie wirklich schon angeknüpft, teils sehen wirs nur kommen. Jetzt sind wir nun so weit, daß Tieck manchen schönen Abend wieder vorliest, eine Gabe, die er so ausgebildet hat, daß er wirklich einen ganz einzigen Genuß dadurch gewährt und sich

in einer Person zu einem ganzen Theater auf- und zusammentut. Er ist übrigens noch der alte, die Anmut seiner Sitten hat sich nur mit einer gewissen Würde vermählt, die aber absonderlich ihren Sitz in den von der Gicht gesteiften Beinen genommen hat. — — Unser Baron ist uns, wie Sie von seiner Schwester wissen werden, seit mehreren Monaten abhanden gekommen. Er fing uns und sich selbst so dezidiert zu ennuyieren an, daß er plötzlich ein Bündel zusammenmachte und mit Zurücklassung seiner Effekten und seines Bedienten an den Rhein wandelte nach Köln, wo er den Dom nicht sah, ins Siebengebirge, wo er mehr sprach wie gut war, und endlich schrieb er von der böhmischen Grenze in kläglichen Ausdrücken um seinen Paß und seinen Bedienten, die ihn beide, wie ich vermute, zur rechten Zeit erreicht haben. . . .

Sie haben sich in dieser letzten Zeit auch ganz nahe am Mittelpunkt der Erde befunden, und ich zweifle nicht, daß Sie die großen Schauspieler, die in Erfurt versammelt waren, selbst sahen, sowohl die Helden als die, welche die Helden spielten. Es bedünkt mich, als wenn der Talma fast mit ebensoviel Furcht, ein crime de lèze majesté zu begehn, beurteilt wird, als wenn er der Gebieter selbst wäre. . . .

Grüßen Sie Oken von uns; es freut mich, daß er an Ihnen Freunde gefunden hat, die er in den Winterabenden mit seinem Laternchen in der Hand aufsuchen kann, wie er zu uns in Würzburg manch liebes Mal ins Zimmer getreten ist.

Schelling an Windischmann [278]

München, 8. Dezember 1808

. . . Seit vielleicht 6 Wochen ist Ludwig Tieck mit seiner Schwester bei uns. Er ist und bleibt ein anmutiger, liebenswürdiger Mensch. Sein Talent, Komödien und Tragödien — nicht sowohl vorzulesen, als leibhaft zu agieren und zu tragieren, hat den höchsten Grad

von Vollkommenheit erreicht; es läßt sich kein königlicher Vergnügen denken, als eine Gozzische Komödie von ihm vorgelesen und improvisiert zu hören. — Die Produkte der Einsiedler, welche er hier erst durch Clemens Brentano vollständig zu lesen bekam (so wie ich durch ihn), haben ihm bitteres Bauchgrimmen verursacht. — Haben Sie denn Görres' wahnsinniges Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen (ich glaube vom vorigen Jahr, oder ist es älter?) gesehen? Wie ist es möglich, daß Männer wie Creuzer und Daub einen so wahnwitzigen Mitarbeiter an den Studien und der Universität in ihre Protektion nehmen! Vossens Gekreisch und Katzenmusik dazwischen vollendet dieses heidelbergische Konzert, das jedem gesunden Menschen die Ohren zerreißt. . . .

Dorothea an ihre Söhne [279]

Wien, 10. Dezember 1808

. . . Vorgestern als am Festtage der unbefleckten Empfängnis Mariä habe ich in der Stephanskirche zum erstenmal das feierliche Hochamt vom Erzbischof in Pontificalibus celebrieren sehen. Meine lieben Kinder, das ist etwas ganz Herrliches, das über alle Beschreibung geht. Von einer solchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorstellung außerdem. Alles, was Könige um sich versammelt haben, ist kleinlich dagegen. Alle Sinne sind aufs allervortrefflichste angeregt und empfangen durch alle Formen und Gestalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Mysteriums. Weit entfernt aber, daß ich durch diese Pracht der Sinne hätte beleidigt werden sollen, wie die Protestanten behaupten wollen, so ist mir erst recht deutlich geworden, wodurch wir unsre Sinne erheben können, daß sie in Übereinstimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen sollen, und dann auch, was denn eigentlich Pracht bedeutet und wozu sie soll. Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das

soll dazu dienen, des Herrn Dienst zu verherrlichen und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurück strömen; jeder andre Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menschen-Leiber und -Leben, ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig. Musik und Malerei, Baukunst und edle Gewänder sollen nur eine Idee aussprechen und nicht das selbstische Eigentum eines, sondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbst das tote Metall aus dem Schacht der Erde soll einen Mund bekommen, um im eigentümlichen Glanze im allgemeinen Hallelujah miteinzustimmen....

Caroline an Luise Wiedemann [280]

München, Februar 1809

... Wir besitzen alleweil die ganze Ange-Brentanorei; Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentanos geheiratet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano samt dessen Frau, eine Bethmannische Enkelin, die ihn sich entführt hat — — dann Bettine Brentano, die aussieht wie eine kleine Berlinerjüdin und sich auf den Kopf stellt, um witzig zu sein, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verreckt und gespannt damit hat; alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen. . . .

Caroline an Pauline Gotter [281]

München, 1. März 1809

... Da kürzlich in einem Almanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung die pilgernde Törin stand, glaubt ich, er könnte niemand anders damit gemeint haben als eben

Deine Nebenbuhlerin, doch paßt die Geschichte gar nicht, aber jener Name paßt wie für Bettine Brentano erfunden. Hast Du noch nicht von ihr gehört? Es ist ein wunderliches kleines Wesen, eine wahre Bettine (aus den venetianischen Epigrammen) an körperlicher Schmieg- und Biegsamkeit, innerlich verständig, aber äußerlich ganz töricht, anständig und doch über allen Anstand hinaus, alles aber was sie ist und tut ist nicht rein natürlich, und doch ist es ihr unmöglich anders zu sein. Sie leidet an dem Brentanoischen Familienübel: einer zur Natur gewordnen Verschrobenheit, ist mir indessen lieber wie die andern. In Weimar war sie vor 1—2 Jahren, Goethe nahm sie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er sehr wohl wollte, und hat ihr tausend Freundlichkeiten und Liebe bewiesen, schreibt ihr auch noch zuweilen. Du kannst ihn schon einmal bei Gelegenheit nach ihr fragen. Hier kam sie mit ihrem Schwager Savigny her, welcher in Landshut angestellt ist, blieb aber ohne ihn, um singen zu lernen und Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich danieder liegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn besuchten, hat sie viel Spektakel und Skandal gegeben, sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn, und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im Klaren über ihn, also keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm sein konnte. Manche fürchteten sich ihrentwegen hinzugehn, denn nicht immer gerät ihr der Witz, und dann kann sie wohl auch grob sein oder lästig. Unter dem Tisch ist sie öftrer zu finden wie drauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirst neugierig sein zu wissen, ob sie dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollicht, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht.

Mit den Tiecks ist überhaupt eine närrische Wirtschaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund Tieck nichts ist als

ein anmutiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir. —

Aber ich meine, wir haben hier nach der Hand wieder erfahren, was es mit dieser Familie für eine Bewandnis hat. — — Der arme Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer in seiner ganzen Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable — wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den Tieck gar gern nicht so groß lassen möchte, wie er ist: Sieh, wie Du da so liegst, gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor — was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte. . . .

Caroline an Luise Wiedemann [282]

München, 17. März 1809

. . . Wilhelm scheint doch unter seiner Ägide, das heißt unter der Ägide seiner Pallas, protestantisch zu bleiben, so gläubig er sonst gegen seine Freunde gesinnt ist, aber hier geht eben Glauben gegen Glauben und Einfluß gegen Einfluß auf. Dennoch ist er der reinste von allen diesen — denn ach wie sind jene von der Bahn abgewichen, wie haben sie sich sämtlich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen lassen, die sie sich doch selber zugezogen! Friedrich hat die Anlage ein Ketzerverfolger zu werden — fast soll er schon fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch sein. Ich habe sie alle in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Zwietracht und die Sünde, man kann sich über Menschen täuschen, die man nicht mehr sieht, noch Verkehr mit ihnen hat, aber ich fürchte sehr, ich würde mich auch

über Friedrich entsetzen. Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche. . . .

Schelling an Schubert [283]

München, 28. April 1809

. . . Was Sie mir von Schlegel schreiben, hat mich außerordentlich interessiert, obgleich die Empfindung, welche Ihnen sein Umgang und Gespräch über das böse Prinzip verursacht, eine meiner obigen Äußerungen zu bestätigen scheinen könnte. Ich habe mir bisher, besonders seit der Bekanntschaft mit Ihren Dresdener Vorlesungen, auch nach Ihrem in den Ahndungen aufgestellten Begriff der Reaktion der Basis vorgestellt, daß Sie über diesen Punkt im Reinen und völlig in der rechten Ansicht wären. Indessen wir besitzen auch geistig Manches, wovon wir nichts wissen und zu dessen Bewußtsein uns erst Andere bringen müssen. Was mich betrifft, so hat Friedrich Schlegel gemeint, mit seiner krassen, höchst allgemeinen und unvollständigen Schilderung des Pantheismus mich zu schildern. Er und seine Anhänger haben diese Vorstellung meines Systems sogar unter den Pöbel der philosophischen Literatur mündlich schon lang verbreitet. Mit solchem Volk, als man bisher gegen mich aufzuhetzen gesucht, mich einzulassen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher sehr angenehm, daß er selbst hervorgetreten. Ich habe seiner künstlichen und auf Schrauben gesetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Ansicht entgegengesetzt, und betrachte von jetzt an sein ganzes Beginnen und Wesen als eine Sache, der ich mit aller Kraft, wissenschaftlich und literarisch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünsche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin getan, zum offenbaren und entscheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für Friedrich Schlegel

habe. Ich schätze ihn weit höher als Novalis und alle die Andern. Aber ich halte sein jetziges Wollen keineswegs für rein, und sein Beginnen in philosophischer Hinsicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrscht nach B.s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philosophie. Fr. Schlegel ist Philolog im höchsten Sinn des Worts; ich betrachte sein jetziges Treiben als eine Rückkehr zu dieser Bestimmung. Ich glaube, seine wahre Meinung über Bös und Gut wohl ziemlich deutlich zu sehen; Sie würden mir aber einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir, da Sie ihn mündlich darüber gehört, nur mit einigen Worten die Frage beantworten wollten: Nimmt Friedrich Schlegel wirklich ein böses Ur- und Grundwesen, im Manichäischen, oder (wie dies System gewöhnlich verstanden wird) Parsischen Sinn an? Ist er wirklich für den absoluten, oder auch für irgend einen modifizierten Dualismus, bei welchem ein wesentlich- und unsprünglich-böses Prinzip angenommen wird? Aus Ihrer Äußerung von einem solchen, noch über die Lehre des Christentums hinausgehenden Prinzip scheint es mir, daß Sie nicht wie ich bloße Vermutungen darüber haben, sondern bestimmte Kenntnis. Ich versichre Ihnen, ich werde von dieser Mitteilung nie Gebrauch machen; auch ist, was ich in dieser Beziehung gegen Friedrich Schlegel zu sagen habe, bereits geschrieben und gedruckt. . . .

Schelling an Windischmann [284]

München, 9. Mai 1809

. . . Ich weiß, daß Sie nicht wie Friedrich Schlegel denken, dessen verdeckte Polemik ich in eine offne zu verwandeln gesucht habe. Sein höchst krasser und allgemeiner Begriff des Pantheismus läßt ihn freilich die Möglichkeit eines Systems nicht ahnden, worin mit der Immanenz der Dinge in Gott Freiheit, Leben, Individualität, desgleichen Gutes und Böses besteht. Er kennt nur die drei Systeme seines indischen Buchs; das Wahre liegt

aber gerade zwischen diesen dreien mitten inne und hat die organisch verflochtenen Bestandteile eines jeden in sich. Es gibt einen (aber auch nur einen) Punkt, bei dem die Vorstellung der Emanation anwendbar ist, einen (aber auch nur einen), wo die des Dualismus, und endlich wieder einen, wo die Indifferenz des Pantheismus. Ich glaube, diese Punkte in meiner Abhandlung mit zuvor nie erreichter Deutlichkeit bezeichnet zu haben. Die Privatmeinung Fr. Schlegels ist ein Alles zerreißender Dualismus, ein eigentlich böses Grundwesen, das über das böse Prinzip im Christentum noch weit hinausgeht. Über den Dualismus von Gut und Schlecht, den er in die Historie einzuführen gedenkt, habe ich mich auf eine ähnliche Weise erklärt, wie Sie, wenn ich nicht irre, in der Rezension einer persischen Schrift von Dalberg. Ich würde Sie dabei angeführt haben, wenn ich nicht jene Rezension erst erhalten hätte, da mein Aufsatz schon im Druck war. Ich habe in dieser Abhandlung das, was man mein System nennen kann, da hinausgeführt, wo es auf dem Wege der ersten Darstellung wirklich hinaus sollte. Es war ein Unglück, daß diese nicht fertig geschrieben wurde; viel Mißverstand wäre dadurch in der Wurzel abgeschnitten worden. Ich habe jetzt viel Fertiges liegen; ein fast ganz vollendeter Aufsatz, ähnlichen Inhalts wie jene Abhandlung, wurde wegen der österreichischen Unruhen nicht mehr fertig. Aber ich werde jetzt überhaupt mit neuer Tätigkeit zu Werk gehen und wieder einmal aufräumen, wie sich gebührt.

Fr. Schlegel hat unter der Hand eine Partei gegen mich aufzubringen gesucht; mit solcher Misere als dieser wollte ich mich nicht abgeben. Sehr erwünscht war mir darum sein Hervortreten. Sie können den inquisitorischen Geist in Sachen der Philosophie gewiß nicht billigen; darum arbeiten auch Sie dagegen. Ein Täufling Fr. Schlegels scheint auch der bewußte Molitor zu sein. Ich bitte Sie doch, tun Sie diesem verworrenen Kopf keinen Vorschub, der mit echt-jüdischer Unverschämtheit über Systeme deräsonniert, da er von Rechtswegen den Schüler machen sollte. Sind wir vor 8 und 9 Jahren und seitdem die ganze Zeit solche

Lumpenhunde gewesen, daß ein solcher Mensch, cui crassa Minerva, uns zurechtweisen und des Besseren belehren könnte? — Mir dünkt, die Einsichtigen sollten sich fester als je zusammenschließen. Wenn etwas Tüchtiges, Bleibendes, der deutschen Nation zur ewigen Lehre und zum Ehrendenkmal Dienendes aus den wissenschaftlichen Bewegungen unserer Zeit hervorkommt: so ist es auf unserm Wege. Noch sind wir nicht am Ziel; aber die Andern sind nicht einmal auf dem Weg dazu und betrachten die gewonnene Freiheit des Geistes nur als Freiheit zum Unsinn, zum Herumschwärmen und zu dem lächerlichen Dünkel, daß jeder gern sein eignes Kirchlein bauen möchte, anstatt mit vereinten Kräften ein großes Münster deutscher Wissenschaft zu erbauen. — Es ist leider wahr, daß Fr. Schlegel mit den Österreichern hier in Bayern und schon zu Landshut eingerückt war. Zu welchen Abenteuerlichkeiten reißt diesen trefflichen Geist der furor fanaticus fort! —

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald Ihrem Schelling.

Schelling an Windischmann [285]

München, 17. Juni 1809

Es war mir nicht wenig erfreulich, zu sehen, geliebter Freund, wie Sie meine letzte Abhandlung gerade von der Seite nehmen, von welcher ich sie genommen wünschte, und das darin finden, was ich eben am meisten hineinzulegen suchte. Ihr Wort ist mir eines der erfreulichsten. Ich habe noch wenige Äußerungen vernommen; doch scheint sie auf alle, deren Empfindung mir etwas gilt, Eindruck gemacht zu haben. Ich bin zwar nicht geneigt zu Fichteschem Mißmut; indes wenn ich die schlechten Wirkungen manches Bestrebens und das niedrige Verkennen von beiden Seiten sehe, kann ich doch irre werden und die Lust zu literarischer Tätigkeit verlieren. Das Urteil von Männern wie Sie richtet mich wieder auf. Es wird mir gar lieb sein, wenn Sie

bald ein öffentliches Wort darüber sagen, und dabei den Leuten den Kopf noch bestimmter als ich zurechtrücken. Das sentimentale Geschlecht, welches seit einiger Zeit sein Unwesen treibt, weiß sich gar viel damit, daß sie die Natur Gott unterordnen; in den Heidelberger Jahrbüchern erfand neulich Daub die neue! Formel, Gott nicht = All oder = Mensch, sondern Gott > All > Ich; was wir freilich alle von der Kinderlehre her wissen. Die Frage, um deren willen allein philosophiert wird, ist aber die, wie jenes Untergeordnete, das durchaus anerkannt werden muß, aus Gott heraus- oder zu Gott hinzukomme, und da weder das eine noch das andere von diesen beiden denkbar ist, so wird es wohl immer in Gott selbst gesucht werden müssen; und da scheint mir der Begriff von Potenz noch immer bezeichnender als jeder andere, und die Natur als Gottes Wesen in der untersten Potenz (als Dunkelheit) begreiflicher, wie als Stoff, Werkzeug, Basis oder dergl. — Sie mögen ganz recht haben, daß meine Polemik gegen Fr. Schlegel noch viel zu sanftmütig ist und ich bitte Sie, mir das auch öffentlich vorzuwerfen. Teils aber habe ich wegen alter Bekanntschaft mit ihm ein gewisses Maß zu halten schicklich gefunden, teils wurde Manches verspart auf eine andere Abhandlung, die zugleich mit jener erscheinen sollte und an deren Vollendung die Kriegsunruhen mich gehindert haben. Noch ein anderer Grund war, daß ich über sein ganzes Wesen nicht reden konnte, ohne das ganze neu-ästhetische Unwesen mit zu berühren, wozu da kein Raum war; dieses, mit unsern Ideen vermengt, hat uns den größten Schaden getan; ich werde mich nun aber auch davon säubern und zwar tüchtig und öffentlich, wie ich mich privatim von Anfang an darüber lustig gemacht. Besonders werfe ich mir vor, über das geschichtlich Falsche seiner Darstellungen auch nicht einmal einen Wink gegeben zu haben, indem es scheint, als ob ich die Wahrheit derselben zugebe. Ich bin aber überzeugt, daß, so dürftig und armselig seine Philosophie erscheint, ebenso gering und dürftig auch seine Kenntnisse des orientalischen Altertums seien. So bin ich teils durch eignes Studium, teils durch die Natur der

Sache selbst überzeugt, daß gerade der recht-verstandene Pantheismus das älteste System ist, wie er das wahre ist, und daß der Dualismus der frühesten Zeit entweder eins mit jenem war (wie sich denn vernünftigerweise ein Dualismus nur innerhalb des Pantheismus, d. h. eines Systems der Einheit denken läßt), oder doch ein Abkömmling von ihm und ein durch Isolierung entstandenes, aber darum entweder schon gleich Anfangs verdorbenes oder doch zum Falschen hinführendes Denksystem. So roh aber, als Fr. Schlegel den Dualismus denkt, hat er als öffentliches System wohl schwerlich vor den Zeiten des Gnostizismus und Manichäismus existiert. In den Zendbüchern wie in indischen Denkmälern findet sich nichts dergleichen. — Verfolgen nun Sie, wackrer Freund, diesen wunderbaren Zusammenhang und die seltsam wechselnde Gestaltung des Einen Urglaubens, wozu in Ihrer Schrift über Magie rc. schöne Gelegenheit sein wird. . . .

Solger an Raumer [286]

Berlin, 17. September 1809

. . . Das Innerste und Heiligste aussprechen zu müssen, und gar nicht oder schief gehört zu werden, ist hart. Die Weisheit wird an den Ecken stehen und predigen, und niemand wird ihrer achten. Dennoch will ich nicht den Mut verlieren, so lange ich hoffen kann, zwei oder drei zu finden, bei welchen das Samenkorn auf besseren Boden falle. Aber wahr ist es, in der politischen Welt und zwar vorzüglich in der uns zunächst umgebenden, steigt das Ekelhafte in diesem Zeitpunkte auf den höchsten Grad. Es war in der Tat das Letzte, was wir noch zu erwarten hatten, daß nach der allgemeinen Aufklärerei und Geistlosigkeit, nachdem dadurch alle wahrhaft innerlichen Prinzipien mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren; um die darauf eingetretene seichte, nachäffende und durchaus bis in ihr Innerstes nichtswürdige Geniesucht der verächtlichen Schriftstellermenge, auch diejenigen ergreifen

mußte, die praktisch den Staat lenken sollten. Kränkliche, aber desto schöner aufgestutzte Halbphilosophie, eitele Ziererei mit dem Edelsten und Erhabensten der Menschheit, und die sinnlose Frechheit, nach eigenen Phantasien in die göttliche Ordnung eingreifen zu wollen, sind meines Erachtens die Haupterscheinungen bei unserer geträumten politischen Wiedergeburt. Das Beste dabei ist noch, daß nichts recht fertig werden, sondern alles noch auf halbem Wege wieder zurücksinken wird. Wie dürfte man hoffen, wenn man allein die Sprache der Vernunft zu reden entschlossen ist, von halbtauben Träumern gehört zu werden? Verzeihen Sie mir diesen Ausbruch. Es ist immer gut, einmal seinen Zorn recht auszuschütten. . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [287]

Wien, 21. November 1809

. . . Aber denke dir nur, daß Caroline gestorben ist! Es war mir doch ein Schrecken, als Best es sagte. Mir ist sehr wohl, daß ich ihr längst schon verziehen habe, sonst müßte mir bange sein, daß sie ohne Versöhnung hat aus der Welt gehen müssen, und ich hoffe nun, sie wird Vergebung finden, wie ich ihr von ganzem Herzen vergeben habe. Sie machte mit Schelling und seinem Bruder eine Lustreise nach Schorndorf, dort ward sie plötzlich krank und starb nach wenigen Tagen an derselben Krankheit und auf dieselbe Art, wie ihre Tochter starb, unter Schellings und seines Bruders Händen. — So wie Du im Sinne hast, den Streit mit Schelling aufzunehmen, darf ich mich länger nicht dagegen setzen, obgleich mir innerlich davor graut, zumal wenn ich bedenke, daß Du den Faden da anknüpfest, wo es dann nicht mehr bei Dir steht, ihn wieder fallen zu lassen, nämlich bei Deinem Glauben und bei der Ehre der Kirche. Gott wolle Dir Kraft geben und Dich mit allen Gaben seines Geistes erleuchten! . . .

Pest, November 1809

. . . So wollen wir uns übrigens diese sämtlichen Tiecks nur gar nicht weiter zu Gemüte ziehen, außer insofern sie in einer und derselben irdischen Welt mit uns atmen. — Mir tut es am meisten leid um seine Poesie, die doch in der Gemeinheit mit zugrunde gehen muß. Was die Religion betrifft, so laß Dir das weiter nicht empfindlich sein; der Mißbrauch der Unwürdigen gehört mit zu der irdischen Erscheinung des himmlischen Lichts. Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es grade solche falsche Bekenner, die einen Teil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phantasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben. Du wirst die deutliche Beziehung darauf in sehr vielen Stellen des neuen Testaments finden und diese jetzt noch um so besser verstehen.

Dein Klagelied über die Gelehrten jetziger Zeit ist sehr gerecht. Aber ließe sich nicht ein eben solches von den Staatsbeamten — von der Gesellschaft und wovon nicht alles noch anstimmen? Man muß eben unerschütterlich standhaft und geduldig sein. . . . Wegen Schellings Angriff sei nur unbesorgt; antworte ich ihm, so gilt es nicht ihm allein, sondern ich nehme gleich Planck, Villers und alle einigermaßen honetten Gegner mit dazu und werde mir schon meine Grenzen zu setzen wissen. . . .

Also nun auch Caroline? Ich muß mich erst besinnen, was mir dies für einen Eindruck macht. Freilich, mir war sie schon lange gestorben.

Schelling an Philipp Michaelis [289]

München, 29. November 1809

Rechnen Sie es, bester Schwager, meinem innern und äußern Zustand zu, deren einer immer den andern schmerzlicher macht, daß ich so spät erst auf Ihren Brief vom 25. September antworte, der mir in manchem Betracht so tröstlich gewesen ist. Ich hätte Ihnen noch von Stuttgart schreiben sollen, wenigstens um zu danken für den Anteil, den Sie bei eignem Schmerz an dem meinigen nehmen, für die Bezeugung Ihrer Gesinnungen gegen den verlassenen Freund der verewigten Schwester. — Immer meinte ich früher nach München zurückzukehren. Die Sorge meiner Eltern hielt mich zurück und das eigne Gefühl, dem Eindruck der vorigen Umgebungen noch nicht gewachsen zu sein. Ach, Herz und Gefühl machen jede Berechnung zuschanden. Es ist, als hätte mein Leiden hier erst recht angefangen; es scheint, daß ein solcher Schmerz mit der Zeit eher zu- als abnimmt. In je größere Ferne sie mir tritt, desto lebhafter fühle ich ihren Verlust. Sie war ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben.

Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, seitdem sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzen vereinigt. O etwas der Art kommt nie wieder! Wie glücklich sind Sie, sich sagen zu können, für dies edle Wesen gehandelt, ihr Aufopferungen gemacht zu haben. Hätte ich Jahre noch zu leben, ich wollte sie alle mit ihr teilen, ja gern jeden Tag, den ich mit ihr wäre, mit einem Blutstropfen bezahlen, um mit ihr zu sterben. Was sie Ihnen in dem letzten Brief schrieb, war wirklich ihr Gefühl.

München war ihr verleidet — für den Augenblick wenigstens. Alle Übel der Zeit drangen diesen Sommer gewalttätiger auf uns ein: die Frechheit und kaum glaubliche Roheit französischer Envoyés, dergleichen vielleicht nur München kennt, erschien in der häßlichsten Gestalt. Menschen, mit denen wir zuvor als Leuten von Sitte und scheinbarer Bildung in einem anständigen Verhältnis gestanden hatten, wurden verwandelt, die Zeit der Denunziationen und politischer Verfolgungswut fing wieder an; es hat nicht an diesen Menschen gelegen, daß nicht alle Fremde vor ein Revolutionstribunal geschleppt wurden. Obgleich dies alles mich weniger als manchen Andern traf, so machte es doch gerade auf Carolinen den widrigsten Eindruck. Dazu kam mein zweimonatliches Kranksein, dessen Grund sie in den hiesigen Verhältnissen suchte. Ach ich kann, ich darf es mir nicht verbergen, daß sie das vollends so ermüdet hat, daß diese Sorgen, diese Mühen, diese Nachtwachen ein Hauptgrund zu jener Schwäche der Nerven wurden, die sie so schnell zum Raub der schrecklichen Krankheit machte. Überhaupt war sie widrigen Eindrücken seit langer Zeit weniger gewachsen. Ihre Seele hatte sich seit dem Tode Augustens immer mehr jener Welt zugewandt; nur eine stete, liebevolle, freundliche Gegenwart konnte sie zurückrufen und festhalten. — Wir haben viel durch die Zeitumstände gelitten. Im Anfang unsrer Verbindung war es ihr Wunsch, nach Italien zu reisen. Ich brachte sie davon zurück, aus dem vielleicht engherzigen Gesichtspunkt, ihr erst einen Zustand in der Welt zu schaffen, und in der Hoffnung, die Reise leicht in der Folge zu machen. Diese Hoffnung trog; von Jahr zu Jahr machten es die Zeiten schwerer. Jetzt hatten wir uns wieder, durch manche Aufopferungen besonders von ihrer Seite, zu einem freieren Dasein emporgearbeitet, und lebte sie, so sahen wir im nächsten Jahre das Land, nach dem sie so sehr sich sehnte. Nun sind die lieben Augen geschlossen und mein Herz saugt aus diesen Umständen für sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Die sanftesten Ahndungen scheinen hier noch ihrem Tode vorangegangen

zu sein. Einer Frau von Stengel, die vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit ganzer Seele an Carolinen hing, wie diese an ihr, fiel sie am letzten Tage auf die Worte: ‚Nun sehe ich Sie bald wieder' — (außerdem erschöpft vielleicht durch die Unruhen des letzten Tags) mit den Worten um den Hals — Vielleicht nie wieder. —

Wir sahen uns den ganzen Nachmittag nicht, da ich noch vieles außer dem Hause zu besorgen hatte; ich kam erst um 10 Uhr zum Nachtessen. Dabei war ihr erstes Wort: Schelling, wenn ich zurückkomme, wünsche ich doch eine andere Wohnung. Ich nahm das wenn für wann (quand) und bemerkte ihr, daß es um die Zeit unserer Zurückkunft zum Wechsel zu spät sein würde. Mit manchen Gefühlen von Kränklichkeit usw. mochte sie mich verschonen wollen, weil ich krank war. — Einmal im Fenster zu Maulbronn sagte sie mir: Schelling, glaubst Du wohl, daß ich hier sterben könnte? Ich erinnerte mich erst lange nachher wieder dieser Worte; damals nahm ich sie als Ausdruck vom Klösterlich-melancholischen der Gegend. Wie sollte ich auch dergleichen Gedanken hegen — ich war ja der Kranke, sie die Gesunde! — Die ganze letzte Zeit war sie sanfter und lieblicher als je, ihr ganzes Wesen in Süßigkeit aufgelöst. Bei der Rückkehr von der kleinen Nebenreise konnte ich fast nicht erwarten, mit ihr wieder allein zu sein — wenige Stunden nachher kamen die ersten Anfälle. Und doch lag seit Anfang des Sommers das drückendste Vorgefühl eines nahen Unglücks auf mir — es war eine Ursache meiner Krankheit. — Ach es gibt doch keinen andern Trost als den, von dem Sie so zweifelhaft reden. Aus Weichherzigkeit würde ich ihn nicht ergreifen, wenn nicht Verstand und Überlegung, die in diesem dunklen Ganzen sonst nirgends einen Ausweg sieht, mich längst auf diesen Standpunkt gestellt hätten. Ich sammle alle Reliquien der Teuren aus der letzten Zeit. Enthält ihr letzter Brief nichts, das zwischen Ihnen und ihr bleiben muß, so bitte ich, lassen Sie ihn mir zukommen, er soll bald wieder in Ihren Händen sein.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, sie wird meinem Herzen

teuer sein. Ich weiß, was Sie für Carolinen getan haben. Es würde mir eine wehmütig frohe Empfindung gewähren, Sie einmal persönlich zu begrüßen.

Der Himmel segne Sie und Ihre Familie! Ich bin mit achtungsvollster Freundschaft der

Ihrige

Schelling

Schelling an Windischmann [290]

München, 14. Januar 1810

Daß ich Ihren Brief nach Maulbronn nicht beantwortet, geliebter Freund, haben Sie sich selbst erklärt; Ihr zweiter Brief drückt es ganz aus, wie zart Sie für mich gefühlt, wie sehr Sie erkannt, daß hier von keinem bloß persönlichen Verlust die Rede sei, daß die Welt ärmer werde durch solchen Tod. — Nie werde ich Ihr und anderer, besserer Freunde schönes Gefühl hiebei vergessen, es verknüpft mich noch inniger auf die ganze Lebenszeit mit Ihnen; denn wenn die, die ich verlor, mein Herz selbst war und bleibt, so sind die meinem Herzen am nächsten, die sie am meisten erkennen. Sie ist nun frei und ich bin es mit ihr: das letzte Band ist entzwei geschnitten, das mich an diese Welt hielt; all mein Liebes deckt das Grab, die letzte Wunde öffnet und schließt, je nachdem wirs denken, alle übrigen. Ich gelobe Ihnen und allen Freunden, von nun an ganz und allein für das Höchste zu leben und zu wirken, so lang ich vermag. Einen andern Wert kann dieses Leben nicht mehr haben; es in Unwert zuzubringen, da ich es nicht willkürlich enden darf, wäre Schmach; die einzige Art es zu ertragen ist, es selbst als ein ewiges zu betrachten. Die Vollendung unseres angefangenen Werks kann der einzige Grund der Fortdauer sein, nachdem uns in der Welt Alles verschwunden — Vaterland, Liebe, Freiheit. Zählen Sie auf mich, rechnen Sie auf mich — ich werde alle Kräfte aufbieten;

erst dann, wenn es nicht gelingt, dann beklagt mich, Freunde; dann erst ist mir nichts mehr geblieben — dann bin auch ich wirklich tot, sollte ich auch noch atmen und vegetieren. . . .

Solger an eine Freundin [291]

Frankfurt a/O, 11. März 1810

Nehmen Sie zuerst meinen herzlichen Dank für Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen; was Sie mir schreiben, ist mir schmerzhaft, für Sie und auch für mich, da sich in solchen Dingen nicht wohl etwas raten oder verlangen läßt. Nur das kann ich Sie bitten, mit möglichster Ruhe die Verhältnisse zu übersehen, und vorzüglich so wenig wie möglich sich selbst zu täuschen. Halten Sie nicht eine freilich entschiedene Schwäche für Bosheit, wollen Sie keinen absichtlichen Betrug glauben, aber seien Sie darum nicht weniger fest und entschieden. Wie ich die Menschen kenne, muß man ihnen manches in gewissem Sinne nachsehen, und doch sich nicht weniger vor ihnen hüten. Wer es nur über sich gewinnen könnte, nicht allein seine Worte, sondern seine Stimmung selbst aufzuschieben, bis uns die erste Leidenschaft einen ruhigen Blick vergönnt! Streben muß man gewiß dahin: denn nur so ist es möglich, die Verhältnisse von sich selbst aus zu beherrschen, und dieses Gefühl allein macht uns sicher und einig mit uns selbst. Und wer mit sich einig ist, den kann vieles betrüben, aber nichts zerstören und verletzen. Alles dieses würde ich Ihnen nicht predigen, wenn ich nicht wüßte, wie viel Sie selbst in sich haben, was Ihnen diese innere Einigkeit verschaffen muß, worauf alles ankommt. Wer diese besitzt, der sieht die Fehltritte der Menschen an wie die Fehltritte der Kinder, die man nicht hassen wird, wenn man sie auch nicht bessern kann. Und diese Superiorität muß Sie auch eben vor aller Selbsttäuschung sichern. Man liebt es bisweilen, einen Schmerz selbst zu hegen, der wohl auch durch Erinnerung schmeichelt. Ausgerottet kann und soll ein gerechter

Schmerz nicht werden, aber seine Süßigkeit muß ebensowohl bekämpft werden, als seine Schärfe; nur das nimmt auch die letzte Gefahr weg, etwas Unwürdiges zu tun oder auch nur zu denken; wer aber vor dieser Gefahr gesichert ist, von dem kann man allein sagen, daß es ihm wohl gehe. Man soll die Gefühle des Vergangenen mit sich tragen, aber gemildert und veredelt; so werden sie, statt zu zerstören, eine wahre Nahrung für eine edle Seele. Die Frauen mögen wohl entschiedner in ihren Leidenschaften sein als wir, daher sie uns auch des Wankelmuts beschuldigen; es ist aber auch nichts schöneres, als eine Frau, welche die Dinge klar und ruhig übersieht und im innern Gleichgewicht ist. Eine solche ist eine Wohltat des Himmels für alle, die sich ihr nähern, und ihr bloßes Dasein ist die schönste Wirksamkeit. Ja diese Vorzüge lassen sich selbst durch Erfahrung erst recht gewinnen. Noch einmal, glauben Sie an keinen Betrug, und lassen Sie Ihr Vertrauen zum Menschen nicht erschüttern. Der Mensch ist nie derselbe, er wird stärker, oder immer, immer schwächer. In einem jeden kann man nur an die innere wahre Menschheit glauben, und an die muß man immer glauben, der Einzelne ist allen Gefahren ausgesetzt, das fühlt jeder an sich selbst. Wenn wir an einem nicht mehr achten können, was er ist, so werden wir nie aufhören zu achten, was er war, und uns durch keins von beiden an dem andern irre machen lassen. So werden wir uns auch mit uns selbst vereinigen, ohne uns zu täuschen. —

August Wilhelm Schlegel an Goethe [292]

Genf, 15. März 1811

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, mein verehrtester Freund und Meister, für Ihre so freundliche und höchst willkommene Begrüßung, die mir durch Frau von Schardt zuteil geworden ist. Ich darf es Ihnen wohl nicht erst ausdrücklich versichern, daß mir die Aufführung des standhaften Prinzen mit so

ausgezeichnetem Beifalle eine sehr lebhafte Freude gemacht hat. Sie allein retten unsere Bühne aus ihrer Gemeinheit. Diese Darstellung ist in der Tat ein in den Jahrbüchern des Theaters einziges Ereignis; ich glaube nicht, daß jemals zuvor ein heroisches Stück von Calderon, oder irgend einem spanischen Dichter, diesseits der Pyrenäen in seiner eigentümlichen Gestalt und in allen seinen Farben aufgeführt worden. Das einzige, was mir dabei leid tut, ist, daß ich nicht selbst habe Zeuge von der Bewunderung sein können, die meinem geliebten Calderon, dessen erster Missionar in Deutschland ich denn doch war, zuteil wurde, und daß ich auch für die Zukunft keine wahrscheinliche Aussicht dazu weiß.

Ich bin seit einigen Jahren ziemlich vom poetischen Übersetzen abgekommen. Es ist im Grunde ein undankbares Handwerk, wobei man immerfort durch das Gefühl unvermeidlicher Unvollkommenheiten gequält wird. Auch habe ich vielleicht durch den Mangel an Übung etwas von meiner ehemaligen Biegsamkeit eingebüßt. Doch übersetzte ich noch vor zwei Jahren den letzten Aufzug der Brücke von Mantible. Wäre ich in Ihrer Nähe, so würde ich mir eine Freude daraus machen, irgend ein Stück von Calderon, welches Sie der deutschen Bühne angemessen hielten, zu diesem Zweck zu übersetzen. Vor mehreren Jahren habe ich die Locken des Absalon angefangen, dann hatte ich die Aurora in Copacavana, eine Darstellung der Eroberung von Peru vor Augen, die freilich für unsere heutige Sinnesart das gegen sich hat, daß die Abgötterei als allegorische Figur darin auftritt. Doch sehe ich für jetzt keine Muße voraus, um dies Vorhaben auszuführen.

Sie sind mir eigentlich zuvorgekommen. Schon zu Anfange des Winters hatte ich den Vorsatz, endlich einmal wieder durch einen Brief mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Ich war damals durch Lesung Ihrer Farbenlehre viele Tage mit Ihnen auf das lebhafteste beschäftigt, ich fühlte mich ganz in Ihre Nähe und in die beseelendste Unterhaltung mit Ihnen versetzt. Ich las dies Buch, wie man die anziehendste Dichtung liest, die man

nicht eher aus den Händen legen kann, bis man zu Ende ist. Ich weiß nicht, ob Sie die alten Physiker bekehren werden, in deren Köpfen sich die früh erlernte Meinung einmal versteinert hat, aber gewiß wächst das nächste Geschlecht in einer freieren und umfassenderen Ansicht heran, und dies kann nicht anders als für die gesamte Naturwissenschaft die schönsten Früchte bringen. Mir, als einem Laien, waren die Zugaben fast noch erfreulicher als die strenge Durchführung der Hauptsache. Mit welcher Meisterhand ist das Gemälde vom Gange des menschlichen Geistes überhaupt in der Geschichte der Farbenlehre entworfen! Welche Charakteristiken wie die vom Plato und Aristoteles! Welche Heiterkeit und überlegene Sicherheit in den eingestreuten Betrachtungen! Ich wurde auf eine sehr angenehme Weise überrascht, in Ansehen dessen, was Sie über die Entdeckung des Kopernikus und deren moralische Wirkungen sagen, mit Ihnen auffallend zusammengetroffen zu sein. Der Merkwürdigkeit wegen schreibe ich Ihnen die Stelle ab aus einem schon vor Jahren abgefaßten französischen Aufsatze, der ein Bruchstück geblieben ist.

Nehmen Sie meinen besten Dank für diesen herrlichen Genuß, sowie für alles, was Sie uns neuerdings geschenkt haben.

Hoffentlich wird Ihnen mein Richard III. nebst den drei Bänden über die dramatische Kunst eingehändigt worden sein, wenigstens habe ich bestimmte Aufträge dazu gegeben. Meine Schriften sehe ich gern als ein Zirkularschreiben an die deutschen Freunde an, mit der ergebensten Bitte, sich meiner noch dann und wann zu erinnern.

Ich wünsche, Sie mögen mit dem wenigen, was ich über das deutsche Theater und dessen Literatur gesagt, nicht unzufrieden gewesen sein. Bei dem Umfange von Gegenständen, auf die sich mein Werk erstreckt, mußte die Sache freilich sehr im ganzen und großen genommen werden. Diese ‚vernünftigen Diskurse' mögen nicht ohne Nutzen sein, um die Begriffe zu berichtigen; indessen wird durch sie kein Kunstwerk hervorgebracht, und eine einzige Aufführung wie die des standhaften Prinzen fördert die

Sache weit wirksamer. Ich bin zu weit entfernt, um selbst rüstig mit Hand anzulegen, auch hat mir nach Erscheinung meiner Schrift noch kein deutscher Fürst angetragen, ihm ein Theater zurichten und zu leiten. Sie haben wohl andre Sorgen im Kopfe...

Johannes Veit an seinen Vater [293]

Rom, 7. Juni 1811

Deinen letzten Brief vom 6. April habe ich kurz nach Abgang des meinigen erhalten, und ich freue mich, daß Du ruhig und heiter schreibst. Gewiß, lieber Vater, es sind die höchsten Schätze, die wir einsammeln können — Geistesruhe und Festigkeit des Charakters, und sie bleiben uns ewig, da hingegen die glänzendsten Güter dieser Welt oft eben so sehr vergänglich sind. Jene sind es, wonach ich selbst hier im Anschauen des Höchsten, was Menschengeist und -kunst je hervorgebracht, unaufhörlich ringe. Leicht lassen wir uns durch die Lust froher Augenblicke zu einer Selbstvergessenheit hinreißen und sehen oft sehr spät ein, daß selbst die höchsten Genüsse uns nicht dauernd befriedigen können. Es ist eine sehr unrichtige Meinung, daß die Kunst nur aus einer höhern Sinnlichkeit hervorgegangen sei, und daß sie sowohl als ihre Mutter, die Natur, nur da sei, um diese Triebe im Menschen zu befriedigen. Dies können nur Menschen glauben, denen nie eine höhere Ansicht deutlich geworden, und die nie von einer andern Welt ergriffen waren als eben von der sie beherrschenden sinnlichen. Wäre es ihnen vergönnt, nur einen Augenblick zu erwachen zum Leben in der Geisterwelt, zum wahrhaft schöpferischen Handeln des Künstlers, wie würden sie in sich beschämt zurückkehren müssen und ihre eigene Armseligkeit erkennen. Nur der Glaube an ein höheres unvergängliches Wesen kann neue Schöpfungen hervorrufen und spricht aus den Überbleibseln der Vergangenheit gewaltig an unser Herz. — Dies, lieber Vater, sind die Gedanken, die mich hier begleiten, wenn ich z. B. vor den Kolossen auf Monte

Cavallo stehe, zwei kolossalen Jünglingen, die mit gewaltiger Faust himmelanschnaubende Rosse bezähmen bei hoher innerer Geistesruhe — Werke des Phidias und Praxiteles. Oft bin ich auch im Mondenschein bei den schaurigen Ruinen des alten Rom. Schwarzes Gebüsche beschattet die Riesentrümmer umgestürzter Tempel und Paläste; oft entzündet sich dann plötzlich ein aufloderndes Stoppelfeuer und beleuchtet wie mit flammenden Blitzen die Tiefen zertrümmerter Hallen, aus denen nun Eulen und dunkle Nachtvögel traurig in die weite Einsamkeit schreien. Doch hocherhaben über die schreckenvollen Szenen schaut friedlich der Mond hinein und haucht Milde in die Seele des erbebenden Wanderers, und die Geister vergangener Zeiten umschweben ihn und erzählen von den Tagen ihrer jugendlichen Größe und Herrlichkeit. . . .

Solger an Krause [294]

Frankfurt a/O, 16. Juni 1811

. . . Tieck ist einer von denen, mit welchen man ein gründliches und zugleich erfreuliches Gespräch mit der größten Ruhe führen kann. Er spricht nicht ab, streitet mit Gründen, mischt zuweilen seine pikante Satire ein und drückt sich herrlich aus. Wenn er in den Zug kam, eine Weile allein zu sprechen, um etwas auszuführen, habe ich ihm mit wahrem Genusse zugehört; so schön spricht er. . . .

Dorothea an Johannes Veit [295]

Wien, 23. Oktober 1811

. . . Deinen letzten Brief, mein geliebter Sohn, habe ich in der freudigen Aufwallung meines Herzens an unsern würdigen Freund und geistlichen Vater, den vortrefflichen Pater Hofbauer,

zu lesen gegeben, der Dich herzlich grüßt und Dir mit uns Glück wünscht. Gesegnet seien Deine Krankheit und Deine Schmerzen, wenn sie die nächste Veranlassung zu Deiner jetzigen Gesinnung waren; wir wollen nie aufhören, dem heiligen Liguori Dank zu sagen und ihn unaufhörlich um seinen fernern Schutz und Hilfe für Dich anzurufen. Welch ein neuer Beweis ist mir dies, daß die Fürbitte der Heiligen ganz gewiß wahr ist, und daß Gott sie erhört! Alles, was ich Dir jetzt zur Befestigung und Stärkung sagen könnte, das wirst Du viel besser an der rechten Quelle zu schöpfen wissen und hast sie bereits gefunden, wofür ich Gott und der heiligen Jungfrau von Herzen danke. Die Kirche ist allein das wahre Licht der Wahrheit und Weisheit; alles was Menschenwitz sonst erdacht in Philosophie und Spekulation, muß wie kunstvolle Gänge durch mancherlei Eingänge in den Mittelpunkt des Lichts, in den allein seligmachenden Glauben der Kirche zusammenführen; geschieht dies nicht, so ist es ein Irrgang, der uns in zweckloser Verworrenheit bald tiefer, bald äußerlicher umherleitet, bis er uns wieder hinausführt, wo wir uns in derselben Leere wieder ausgestoßen sehen, von wo wir zuerst einen Eingang gesucht. Möge Deine Seele doch ihre Ruhe hier auf ewig finden. . . .

Johannes Veit an seinen Vater [296]

Rom, 29. Dezember 1811

Tausend Dank für alles Schöne und Gute in Deinem letzten Briefe. Ich weiß nicht, wie ich auf alles erwidern soll, denn ich befinde mich gegenwärtig in einer solchen Gedankenarmut, daß ich gerne diesen Brief noch verschoben hätte, wenn ich nicht befürchtete, Dir Unruhe dadurch zu machen. Es ist das Gebrechen unserer menschlichen Natur, daß unsere schönsten Gedanken und Gefühle uns zuweilen dann am ersten verlassen, wenn wir ihrer am meisten bedürfen, und dann fühlt man sich so leer und einsam,

daß die ganze Welt einem zur Einöde wird. Die ganze Natur scheint mit uns zu trauern, und überall sehen wir nur den Abdruck unserer innerlichen Schwermut. Ich könnte mich tagelang über höchst trübselige Gedanken grämen, und die ganze Welt geht mir wie ein Traum vorüber, so daß ich nicht imstande bin, das Allergeringste deutlich zu denken. Gerne möchte ich Dich mit dergleichen verschonen; doch Du willst an allem teilnehmen, was mich angeht, und so müssen daher auch meine Leiden Dir nicht verborgen bleiben. . . .

Schelling an Pauline Gotter [297]

München, 13. November 1812

. . . In Carolinen wohnte eine prophetische Seele, ihr selbst unbewußt. Wie mir hundert kleine Worte und Handlungen durch ihren Tod erst klar wurden oder vielmehr in einem neuen Licht erschienen, so auch Manches, was sie in bezug auf den Bruder geredet und getan; ihr Herz hat gewußt, wenn auch sie nicht, daß er zuerst von allen ihr folgen würde. O wie habe ich in diesen Herbsttagen, da uns alles an die Vergänglichkeit erinnert, und die Zeit des ersten Schmerzes durch tausend Bilder erneuert wurde, ihren Verlust gefühlt wollte ich sagen, was sie gewesen; und was ich an ihr verloren, ich könnte nicht ausreden. Und doch, so verklärend wirkt der Tod, daß ich sagen möchte, sie ist erst jetzt ganz mein. Noch dieser Tage wurde ich tief gerührt, als ich in Joh. Müllers, auch eines Verstorbenen, Werken jenen Brief an seinen Bruder las, darin er ihm von einer Notiz des Athenäums über seine Jugendbriefe aus der Schweiz schreibt: ‚Ich kenne den Verf. nicht, sagt er, aber er ist mein vertrautester Freund. So hat mich im Leben noch niemand aus meinen Schriften heraus dechiffriert rc.‘ — Der Verfasser war — sie. — Es wäre mir ein großes Glück gewesen, den einen Knaben zu erhalten, den der Vater zurückließ (der andere ging ihm voran, ein Opfer der

nämlichen Krankheit), aber Wiedemanns haben gleich nach ihm gegriffen, ob mir gleich scheint, sie könnten leichter eines der Mädchen nehmen, das ich doch nicht erziehen könnte. Vielleicht erhalte ich ihn noch. Philipp war der erste, der ihr Kunde von mir brachte, wenn sie anders deren bedurfte; das ist auch ein Vorzug der Seligen, daß sie uns nicht aus den Augen verlieren, wie wir sie. In Ihrem Brief, liebe Pauline, hat mich ein Wort ganz besonders erfreut, wie Sie von dem Glück, eine so gute Mutter zu haben, reden und hinzusetzen: das sind Empfindungen aus dem Himmel! Halten Sie daran fest, liebe Pauline, ja, es gibt Empfindungen aus dem Himmel bis zu unglaublicher Klarheit, die allein allen Schmerz stillen, uns wahrhaft beseligen. ...

Dorothea an August Wilhelm Schlegel [298]

Wien, 12. Januar 1813

... Wir haben ‚Den vierundzwanzigsten Februar' gelesen und Ihrer fleißig dabei gedacht, wie Sie den Kurt wohl mögen dargestellt haben. Meiner Meinung nach ist das wohl von Werner das vollendetste Werk, aber leugnen kann ich nicht: Er ist mein Dichter nicht, nach diesem Werk weniger als je. Nie habe ich mich gegen jemand, der in der Tat ein Dichter ist, so feindlich gestimmt gefühlt; er ist meine ganze Antipathie. Es ist kein Leben, kein warmer Hauch, keine Natur, kein Glauben und kein Gefühl, keine andre Bewegung, als die man bei einem toten Frosch noch durch den Galvanismus hervorzuckt. Es ist die Sünde und die kalte, kalte Hölle! Pfui! — Das ganze schreckliche, unabwendbare Schicksal der Griechen ist sanft und tröstlich dagegen, weil man es bei jenen wohl fühlt, daß dieser Aberglaube bei ihnen wirklich Glaube war, und wo nur der ist, da hat auch jedes Verhängnis etwas Beruhigendes, Heilendes. Aber bei Werner ist es weder Glaube noch Aberglaube, sondern kaltes beobachtendes, konvulsivisches Nichts, der lähmende, starrende Tod im Innersten. Hätte

er wenigstens diesen Stoff in eine Ballade oder Romanze gebracht — die Vergangenheit wird durch die Gegenwart des Erzählenden gemildert — aber diese Greuel so zu vergegenwärtigen, wie gefühllos, welch ein Scheusal! — Er ist jetzt in der Tat und, wie man sagt, ernstlich zur katholischen Kirche übergegangen. Ist dem so, dann habe ich Hoffnung für ihn, daß ihm der Sinn für die Schönheit aufgehen wird, der ihm jetzt sehr fern zu sein scheint; dann wird er diese Mißgeburten aber gewiß ebenso verabscheuen wie ich. Wie konnte sich Ihr schönes Herz entschließen, in einem solchen Stück eine Rolle zu übernehmen!

Dagegen lebt jetzt ein andrer Freund von Ihnen auf, der alte Pellegrin, Ihr Schüler und wahrhafter Verehrer Fouqué. Dieser schreibt ganz treffliche Sachen. Er hat jetzt einen Ritterroman geschrieben: ‚Der Zauberring', und nun kann man sagen, daß die Deutschen einen Roman haben, den man den besten andrer Nationen an die Seite setzen kann. In seinen ‚Jahreszeiten' sind auch ganz unvergleichliche Märchen und Novellen von ihm. Dabei ist er so wahrhaft, so liebend und treugesinnt. Es ist ein rechter Meister, und wir mögen uns Glück zu ihm wünschen. Seine Frau schreibt auch vieles, manches recht Gute; sie selber aber ist mir nicht so lieb als ihr Gemahl. Sie rühmt sich in einem Briefe an Friedrich, daß Sie sehr leicht von der Freundin sich bestechen ließen. Ei, ei, was man nicht alles erfährt!

Ferner haben wir Goethes zweiten Teil seiner ‚Dichtung und Wahrheit'. Es ist in diesem zweiten Teil mehr Reichtum als in dem ersten; es will einem aber doch nicht klar daraus werden, woher denn nun der ausgezeichnete Mann, der Dichter seines Volks daraus hat entstehen können. Am Ende glaube ich doch, daß er diese ganze Form bloß braucht, um manches zu sagen, was ihm zu sagen bequem ist: das Beste aber verschweigt er dennoch. Aus diesen meistens läppischen Geschichtchen kann ich mir seine Entstehung nicht zusammensetzen. . . .

Ziebingen, 1. Februar 1813

Liebster Freund, Sie haben mit Recht schon längst einen Brief von mir erwarten können, und ich muß wieder an Ihre freundschaftliche Nachsicht appellieren. Sie gehn dem Frühjahr und Ihrem Glück entgegen, und ich hoffe Sie im Sommer recht froh zu sehn und vielleicht mehr Ihren Umgang zu genießen. Noch oft hab ich jenes Gesprächs gedacht, in welchem Sie mir so offen Ihre Meinung über meine Schriften mitteilten: Ihr Lob war mir erfreulich und Ihr Tadel lehrreich. Ich wünschte wohl zu erfahren, inwiefern der zweite Teil des Phantasus Sie befriedigt hat, ob Ihnen die Verbesserungen wirklich als solche erschienen, und welche Gnade Däumchen vor Ihnen gefunden hat, so wie die Abhandlung über die sinkende Schauspielkunst. Der Schriftsteller lebt in unsern Tagen in einer Einsamkeit wie noch nie, und es ist nicht zu verwundern, wenn er störrisch, eigensinnig und gleichgültig wird: denn dasjenige, was man mit Recht Kritik nennen kann, ist völlig untergegangen, Mitteilung gibt es gar nicht, trotz der unzähligen Journale, trotz allem Kritisieren an allen möglichen Orten. Denn wir sehn, es gibt Werke, besonders auf unserm Theater, die allgemeine Wirkung tun und doch allgemein verachtet werden; wieder haben wir andere, die man allgemein verehrt und die doch nicht die mindeste Wirkung hervorbringen. Es gibt sanktionierte Meinungen, die doch keiner wahrhaft ernsthaft nimmt, und jeder hält sich in dieser Anarchie für den Ersten, Einzigen, er sei nun Leser oder Schreiber, und setzt voraus, daß von ihm keine Appellation stattfindet. Darüber entsteht dann bei den meisten Schriftstellern, vorzüglich wenn sie älter werden, jener bittre, absprechende Ton, jenes geängstete Aufsuchen von Beleidigungen und Kränkungen, jene Cliquen, die sich gegenseitig unterstützen, und dieser allgemeine Zorn, dieses Haschen der Welt nach allem Geistreichen und Interessanten, ohne wahres Wohlbehagen, ohne Lust des Herzens. Ich fürchte, daß manche meiner Freunde mich tadeln werden, daß ich in so

wichtigen bedrängten Zeiten die Spiele meiner Jugend wieder versuche und nirgend in jenen ahnungsvollen Ton einstimme, den wir jetzt von so vielen edlen Geistern hören. Sie werden nicht zu diesen gehören, auch dünkt mich die Sache so groß und ernsthaft, daß man recht aus voller Brust darüber sprechen muß (was jetzt nicht möglich ist), oder gar nicht, am wenigsten gelegentlich. Doch sind Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, wenn mir Gott noch Leben schenkt (wie sich unsre Vorfahren ausdrückten), um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab ich doch fast zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland dachten oder es schalten. Jetzt möchte ich gern recht schnell den Phantasus beschließen. Wollen Sie mir antworten und recht umständlich, und mir z. B. raten, was im Zerbino bei einer neuen Ausgabe wegbleiben könnte, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Recht sehr hat es mir an einem Freunde gefehlt seit langer Zeit, wie Sie sind, der ebenso wohlwollend als unbefangen ist, und der nicht zu jenen Rückhaltenden gehört, die immer meinen, man verstehe sie nicht, wenn man nicht ihr ganzes System mit allen seinen Sippschaften kennt. Liegt doch immer in jedem klugen Wort ein ganzes System, und zwar oft für den Nachdenkenden vollständiger, als wenn dieser nachher dieses sogenannte System mit seinen Lücken und Widersprüchen kennen lernt. Allenthalben ist der Mittelpunkt des Erkennens, alles setzt ein Vor und Nach voraus, und wer beim rechten Anfange anfangen wollte, der müßte doch schon den ersten Schöpfungstag in den dritten Akt legen.

Es gibt tausend Ansichten der Kunst und Poesie. Alle haben Wahrheit, selbst die einseitigsten. Ich wünsche recht viel von Ihnen zu erfahren und über vieles belehrt zu werden. Je älter ich werde, je mehr löset sich bei mir alles in historische Ansicht auf. Das Gute bleibt darum doch gut, so wie das Schlechte schlecht.

Das Individuelle, das Eigne, Originale ist in mir am Freunde, an jedem Menschen das Interessanteste. Ich meine nicht die Sammlung von Zufälligkeiten oder Angewöhnungen, sondern das, wodurch er gerade dieser Geist und kein anderer ist. Schulen und Nachbeter sind mir von je fatal oder unverständlich gewesen. Alles was ich noch von Ihnen gehört habe, schien mir original und selbsterfahren, darum bin ich auf Ihr Werk über die Kunst sehr begierig. . . .

Solger an seine Gattin [300]

Berlin, 22. April 1813

. . . Ich komme mir in diesen Tagen ganz verwaist und verlassen vor und fühle es recht lebhaft, daß eine längere Trennung mir unendlichen Schmerz kosten würde. Es ist nicht die bloße Gewohnheit eines so herrlichen, freudenreichen Umgangs, welche dies Gefühl bei mir hervorbringt, sondern es kommt mir vor als würde ich in dem heiligsten und würdigsten Geschäfte gestört, nämlich immer mehr und mehr mich Dir zu nähern und uns gegenseitig zu verständigen. Ja, mein liebstes, liebstes Jettchen, es ist kein vorübergehender Geschmack, kein zufälliges Interesse, das mich an Dich bindet. Du weißt es, daß es das innerste Bedürfnis meiner Seele ist. Oft wünschest Du Dir Talente für Musik oder dergleichen, die würden mir gewiß Vergnügen machen, wenn Du sie besäßest, aber auch nicht ein Tausendteilchen von dem ersetzen, warum ich Dich über alles liebe, wenn Du das nicht besäßest. Wenn ich mir recht lebhaft vorstelle, wie ich Dich gefunden habe, und was ich an Deiner reinen Seele besitze, so bin ich voll von innigster Rührung; und wenn dann manche, die mir das Gefühl absprechen, in mein Inneres sehen könnten, so würden sie eines andern belehrt werden und erfahren, daß ich es nur für die würdigen Gegenstände aufbewahre, und daß es eben deshalb um so reiner und wahrhaftiger ist. Je mehr man das Herz

voll hat von innigen wahrhaft geliebten Menschen oder großen Gegenständen des Denkens, desto mehr muß man gegen die übrige Welt zwar nicht kalt werden, aber doch so ruhig, daß man nicht sehr von ihr erschüttert wird, und das ist noch dazu eine von den edelsten Wirkungen der Liebe und einer edlen und angestrengten Tätigkeit.

Von jeher hat meine Neigung für vortreffliche Menschen immer die meiste Ähnlichkeit mit der zu den Wissenschaften gehabt. Das Einfache, Wahrhafte, den eigentlichen Kern liebe ich in beiden. Du hast mir oft gesagt, liebes Jettchen, daß auch in anderen Menschen ein solcher echter Kern sein möge, wie ich in Dir annehme. Das will ich gern zugeben, aber der Unterschied ist der, was ich in andern als das Ihrige achte und verehre, das erscheint mir in Dir als mein eigen; es ist mir ganz als wärest Du mit für mich edel und gut und rein, und woher dies kommt, kann ich Dir nicht sagen: denn das ist eben das Geheimnis der Liebe, das kein Mensch ergründen kann. Nur mit einer Person war ich in einem ähnlichen Verhältnisse, mit meiner unvergeßlichen Schwester. Was bei der das gemeinschaftliche Blut auf mich wirkte, das wirkt bei Dir noch auf ganz andere Weise die Liebe. Wenn etwas dieses Glück der Liebe, das ich jetzt besitze, unvollkommen machen könnte, so wäre es, daß diese Schwester nicht Teil daran nehmen kann. Auf der andern Seite habe ich wieder einen so großen Ersatz für sie.

Das was uns verbindet, meine einzige Geliebte, ist also seinem Wesen nach unveränderlich. Ich gebe gern zu, es wäre möglich, daß unser Umgang getrübt und gestört werden könnte, davor ist nichts Menschliches sicher; aber das eigentliche Wesen davon muß bleiben bis in den Tod. Dessen bin ich gewiß und nicht bloß von meiner, sondern auch von Deiner Seite: denn ich wollte lieber tot sein, als einigen Zweifel in Deine Liebe und Deine Gesinnungen setzen. Auch ist das Wesentliche nicht ein allgemeines leeres Bild, das ich mir von unserm Verhältnisse in Gedanken entworfen; Du weißt, wie ich dieses Träumen hasse, und wirst

immer mehr einsehen, wie sehr mit Recht. Wie sich ein echter Charakter nicht in allgemeinen Reden offenbart, sondern in der tätigen Erfüllung von tausend großen und kleinen Pflichten: so auch die Liebe in jeder Lage und in jeder Äußerung des Höchsten, wie des alltäglichsten Lebens. Darum, mein Jettchen, kannst Du gewiß sein, daß ich mir immer keinen leeren Traum von Deinen Vorzügen vorbilde; vielmehr sind sie mir immer im kleinen wie im großen in der Wirklichkeit gegenwärtig. Gerade so wie Du wirklich bist, so bist Du mir immer die Liebste und Beste.

Weißt Du wohl, daß eine zu scharfe Trennung der geistigen Vorzüge von den äußerlichen Annehmlichkeiten, Schönheit des Körpers und dergleichen, sich diesen Träumen nähert? Die zu weit getriebene Unterscheidung davon ist nicht edler, wie Du manchmal denkest, sondern geringer als die volle, alles umfassende Liebe. Das Gute und das Schöne sind in ihrem höheren Ursprunge eins, welches Du zwar nicht einsehen, aber fühlen kannst, da Du so viel Sinn für die Kunst hast. In der wirklichen Welt scheidet sich beides scheinbar oft voneinander, und der kalte Verstand hat daher oft recht, beides sorgfältig zu trennen und das Gute zu achten, das Schöne aber als bloße Annehmlichkeit den Sinnen zu überlassen. Aber wo er das tut, ist auch nicht die Liebe. Diese ist ja eben darum so gewaltig, weil sie uns wieder zu der ursprünglichen Einigkeit zurückführt. Durch sie wird uns das Gute zugleich reizend, ohne von seiner Güte zu verlieren, und der Widerstreit in unserer Natur wird durch sie gehoben, und eben dadurch alles veredelt und geheiligt. Wie kann ich inniger mein Gefühl für die Trefflichkeit Deiner Seele äußern, als durch den Kuß, den ich auf deine süßen Lippen drücke? . . .

Solger an seine Gattin [301]

Berlin, 22. Mai 1813

... Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu sehr auf das Irdische und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in Deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in Deiner reinen Engelseele wohnen kann, ist nicht vergänglich. Sie ist selbst einerlei mit dem Unsterblichen und Ewigen in uns: von dieser reinen Wahrheit ist mein Innerstes durchdrungen. Und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen eigenen Gefühlen täusche, noch in Dir. Es ist mir, als würde ich durch Dich geheiligt, als besäße ich nun in sichtbarer Gestalt und als den Gegenstand meiner heißesten Triebe das, was der Religiöse und der Philosoph in fremden Welten sucht. Du weißt, meine innig Geliebte, wie ich Dich oft gewarnt habe vor falscher Empfindsamkeit und Schwärmerei, und wie sehr ich alles hasse, was dahin gehört. Wenn Du Dich nun daran erinnerst, so wirst du doppelt überzeugt sein, daß meine Worte zu Dir die reine Sprache eines vollen und überzeugten Herzens sind, das sich Dir ganz ohne Rückhalt hingibt. ...

Tieck an Solger [302]

Ziebingen, 21. März 1814

... Ihr Brief hat mich sehr erfreut, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten teilnehmen möchte, aus der Seele geschrieben ist. Mir ist auch das Scharivari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geschrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch sagt, daß es alle gut meinen. Nicht einmal werden sie das Verdienst der Kraniche und wilden Gänse haben, die wenigstens Frühling und wärmeres Wetter verkünden. — Ihr Urteil über den Phantasus sowie über alle meine Schriften ist mir ebenso wichtig als er-

munternd; Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen. Mit Däumchen muß ich Ihnen völlig recht geben: es ist zu viel Symmetrie und zu wenig Harmonie in diesem Spaß: ihm fehlt ein leichtes, frohes Leben; oft kömmt es mir vor, ich werde alt und sollte auch als Autor gesetzter werden. Wenn Sie einmal so viel Muße übrig haben, sollten Sie mir mehr über meine Schriften mitteilen. Über dasjenige, was Sie mir im vorigen Winter sagten, habe ich noch oft nachgedacht; wo ich Sie verstanden habe, habe ich gelernt, wo Ihr Urteil mein Unbewußtes, Individuelles trifft, was außer der Absicht und Kunst liegt, habe ich Ihnen nicht folgen können, wie z. B. über die Genoveva, die damals meine natürlichste Herzensergießung war in Sprache wie in Darstellung; sie hat sich, möcht ich sagen, selbst geschrieben, recht im Gegensatz des Oktavian. ...

Dorothea an Johannes Veit [303]

Wien, Pfingsten 1814

... Was sagst Du denn zu Baals kläglichem, erbärmlichen Sturz? Sinkt er nicht halb lächerlich zusammen wie das vierte Königsbild in Goethes ‚Märchen'? Ist es nicht, als wolle Gott ihn nicht schrecklich, sondern recht gemein und nichtswürdig endigen lassen, um seinen Anhängern zu zeigen: ‚Seht, das war euer Götze!' Wäre nun doch auch erst der ganze Baalstempel zertrümmert, denn aus jedem einzelnen Stein desselben droht Gefahr, und in jedem Winkel desselben nistet irgend ein böser Geist. ...

Solger an Tieck [304]

Berlin, 11. Dezember 1814

... Ich muß noch einmal auf Ihren hiesigen Aufenthalt zurückkommen, und auf den Dank, den ich Ihnen schuldig bin,

auf die Nachsicht, die ich bei Ihnen gefunden habe. Wenn Sie klagen, daß Sie bei uns zuweilen abgespannt gewesen, so bin ich beschämt über das, was ich Ihnen überhaupt gewähren konnte. Indessen sind die großen Ungleichheiten zwischen uns gehoben, sobald Sie von der Forderung einer redlichen und tiefen innern Übereinstimmung über die Hauptsachen im geistigen Leben ausgehen. So wie Sie mir gestanden haben, daß Sie in mir dem Philosophen wegen der jetzt gewöhnlichen Einseitigkeiten nicht getraut haben, so muß ich sagen, daß ich früher glaubte, die Schärfe Ihres Geistes lassen Sie nicht leicht Schwächen um Sie her übersehen. Jetzt aber denke ich, daß die innere Wahrhaftigkeit, deren ich mir bei meinen Bestrebungen bewußt bin, Alles in Ihren Augen ausgleichen wird. Darum bin ich unendlich froh, Ihnen so nahe gekommen zu sein, und erwarte noch viel Hilfe von Ihnen. Den inneren Kern und Mittelpunkt in Allem, was das Leben Edles und Wesentliches in sich trägt, aufzudecken und als den eigentlichen Urquell aller abgeleiteten Wahrheit im Bewußtsein lebendig zu erhalten, das ist das Ziel, dem ich alles mein Streben geweiht habe. An der Kunst habe ich dies versucht und werde es auch am Staate, an der Religion und selbst in gewissem Sinne an der Natur versuchen. Und da Sie mich in dem Einen verstanden und gebilligt haben, so hoffe ich dies auch für alles Andere. Ihr Urteil über die vier Gespräche wird mich auch gegen Anfechtungen, die nicht ausbleiben dürften, aufrecht erhalten, und ich sage mir, daß ich dadurch und durch die Wirkung, die das Werk auf einige andere meiner besten Freunde gemacht hat, meinen schönsten Lohn dahin habe....

Tieck an Solger [305]

6. Januar 1815

... Ich versetze mich täglich zu Ihnen und spreche mit Ihnen in Gedanken über alle Materien, die mir am Herzen liegen.

Schon längst hätte ich Ihren lieben Brief beantworten sollen, da ich so gern mit Ihnen spreche und jedes Wort von Ihnen mich erfreut; aber mein Laster, die Dinge aufzuschieben, ergreift auch das mit, was ich am liebsten tue. Wenn Sie mir sagen, Sie hätten mir vorher ein zu scharfes (absprechendes, intolerantes) Wesen zugetraut, so freut es mich, daß Sie es anders gefunden haben. Ich habe die Erfahrung schon öfters gemacht, daß sich auch die Menschen, die ich am liebsten zu meinen Freunden rechnen möchte, und die im ganzen mit mir einverstanden sind, sich aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entworfen haben, weil sie das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorgefühlt haben. Es ist wahr, die Heuchelei unserer Zeit habe ich immer von Herzen gehaßt, die grobe Anmaßung der Unwissenheit, oder die Verspottung des Gemüts und der Kindlichkeit und des Heiligen, die besonders in meiner Kindheit und frühern Jugend so sehr auf unsere Gegenden lastete: dabei haßte ich aber vom frühesten Besinnen an die sogenannten Satyriker ebenso sehr, die die Geißel schwingen, Torheiten und Laster durch Lachen und Schelten bessern wollten, und was der hohlen Redensarten mehr sind, die noch immer nicht ganz abgestorben, sondern sich noch oft von Gelehrten hören lassen. Schon sehr früh schwebte mir die Ahndung vor, daß es Lust, Scherz, Witz geben müsse, die nur um sich selbst da seien, und diese medizinischen Anwendungen des Hellsten in uns erschienen mir ekelhaft. Ich kann behaupten, daß ich nie gegen die Autoren, gegen welche ich gesprochen, Haß empfunden habe: ja, ich könnte auch wohl im Druck über Freunde scherzen, wenn ich wüßte, daß ich ihre Freundschaft nicht verscherzte. Ein Charakter wie Swift ist mir in seinem Stolze, in welchem er seine Rache an der ganzen Menschheit nehmen will, zwar nicht unbegreiflich; aber höchst widerlich und gemein dünkt mich das Allermeiste, was in der sogenannten persönlichen Satyre bisher geleistet ist. Ich denke, daß wir uns auch hierüber verstehen. Grade ein solcher Freund, wie Sie es sind, hat mir in meiner Jugend gefehlt, um mein Talent

zu stärken und mich zur Arbeit zu ermuntern. Vom ersten Augenblick habe ich Ihnen angefühlt, daß Sie fest auf sich stehen, ebenso entfernt von jener Bildung des Geschmacks, die aus hergebrachten Grundsätzen alles verstehen und beurteilen will, als von jener flatternden Schwärmerei so vieler in unsern Tagen, die ihre Unselbständigkeit für Gemüt und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig ein Extrem gegen ein anderes vertauschen, und um nur immer eine eingebildete höchste Höhe zu behaupten, Grund und Boden und sich selbst verlieren. Ich bin überzeugt, wir werden noch Abgeschmacktheiten erleben, wie sie keine vorige Zeit, in denen doch in der Philisterei Ernst und etwas Liebe war, hat aufzeigen können. Diese Quintessenzen aus Goethe, Shakespeare, dem Mittelalter und den übergriechischen Griechen, die so ohne Appetit und Hunger, bei schwächlichen überladenen Magen, in allen Tageszeiten geschlungen, aber nicht genossen werden, versprechen erbärmliche Vapeurs und hypochondrische Blähungen aller Art, in welchen diese Geistesarmut in Ifflandischer Verzweiflung endigen und den jämmerlichsten Bankrott deklarieren wird.

Ihr Buch wird, hoffe ich, von der durchgreifendsten Wirkung sein. Ich konnte mir beim Lesen durchaus nicht den Genuß verkümmern und viel an den Bleistift denken, was überhaupt eine mißliche Waffe ist; denn, Lieber, warum soll denn nicht auch einmal hie und da ein Plato etwas Xenophon sein? Es ist mit Stil und Schreibart ein eigenes Ding. Von einem Autor, den wir noch nicht kennen, und dessen Werk wir in die Hände nehmen, indem wir auf den Inhalt begierig sind, mit welchem wir schon mehr oder minder vertraut zu sein glauben, erwarten wir etwas Unbedingtes, und er wird es uns im Anfange nicht leicht recht machen: denn da er uns noch nicht zu seiner Manier erzogen hat, so erwarten wir eigentlich, daß er so schreiben wird, wie wir selbst unserer Vorstellung nach über den Gegenstand geschrieben haben würden. Je öfter ich die Dialogen wieder las, je weniger fand ich daran auszusetzen, denn ich glaubte immer mehr einzusehen, daß dieses eine Schreibart und Manier sei, die

Ihnen gezieme, die wohl Ihr eigentliches Wesen aussprechen möge, und vieles, was mir erst als Nachlässigkeit hatte erscheinen wollen, erschien mir nun im Lichte einer verehrlichen nicht anzugreifenden Individualität. Seien Sie also mit dem Ändern nicht zu freigebig; der erste Wurf, der in der Regel der beste ist, verschiebt sich gar zu leicht. Soll ich Ihnen danken (es würde nicht recht passen), daß Sie meiner mehr als einmal erwähnt, und zwar so ehrenvoll erwähnt haben? Aber es wäre Eitelkeit, wenn ich leugnen wollte, daß ich erfreut dadurch bin, ja daß ich bis zur Rührung überrascht war, als ich auf diese Stellen traf. Aber lassen Sie uns nun auch einen Vertrag machen, wie er Freunden geziemt, die ohne kleinliche Rücksicht das Gute wollen, nämlich, daß Sie auch, wenn es die Gelegenheit gibt, meiner im Tadel erwähnen wollen, wenn Sie an manchen Schriften Ihre Gedanken deutlich machen können, ohne dabei auf unsere nähere Bekanntschaft Rücksicht zu nehmen. Ich hoffe ja nichts zu schreiben, was Sie ganz verwerfen möchten; auch denke ich, sollen wir uns nie als Gegner gegenüber stehen. . . .

Tieck an Solger [306]

31. März 1815

... Meinen herzlichsten Dank, mein geliebter Freund, für Ihre schöne Gabe und Ihr freundliches Andenken; ich werde mich noch in vielen Stunden daran erquicken und belehren. — Sie beschämen mich aber damit, daß Sie mir so bedeutende Verdienste um Ihr Werk zuschreiben wollen; ich habe das meiste davon nur in flüchtigen, zerstreuten Stunden lesen können, wie Sie selbst wissen, und habe deshalb nur darüber extemporisiert; auch als ich es hieher mitnahm, mußte ich es Ihnen etwas eilig zurücksenden. Wie bin ich erfreut, wenn mein Gespräch darüber, mein Urteil Sie wirklich gestärkt, und also etwas mit zur Erscheinung dieses Buches beigetragen hat! Von meiner völlig unparteiischen Mei-

nung können Sie vergewissert sein. Ich freue mich in jeder Stunde des reinen Erwerbs, der wahren Aufklärung, die mir daraus geworden ist, denn es scheint mir eben das rechte Lernen, daß uns deutlich und zusammenhängend wird, was wir schon selbst gesehen oder geahndet haben, was uns bald deutlich, bald dunkel vorschwebte, was doch wieder andern Gedanken und Vorstellungen zu widersprechen schien, die wir auch lieben mußten, und nun plötzlich in Allem Licht und notwendige Folge sehen, und die Widersprüche gerade, die uns ängstigten, uns und unsere Lehre nun selbst bestätigen. — So ist es mir mit Ihrem Buche gegangen. Gar mancher Leser würde über mich als unphilosophischen Kopf schnell aburteilen, wenn ich gestände, daß mir nie um das Denken als solches zu tun gewesen ist; die bloße Lust, Übung und Spiel der Ideen, auch der kühnsten, ist mir uninteressant, alle Untersuchungen, aller Gedanken- und Ideengang soll mir tiefe Vorurteile bestätigen, d. h. doch nur mit andern Worten, den Glauben und die unauslöschliche Liebe. Gedanken, die mir ganz neu sind, nehme ich mit scheuem Mißtrauen auf, ich verlange, sozusagen, daß sie schon in meinem Gefühle sollen geschlummert haben; daß ich mich gern von dergleichen blenden ließ, um so neuer sie waren, ist ohngefähr nur in einem halben Jahre meiner frühen Jugend geschehen. Sie sehen aus diesem Bekenntnis, teuerster Freund, mit welchem höchstparteiischen Beurteiler (in diesem Standpunkt) Sie es zu tun gehabt haben. Für das äußere Schicksal dieses Buchs halte ich es für ein Unglück, daß es mit dem Manne zugleich auftritt, der uns seit zehn Jahren so vieles Unglück bereitet hat: die Welt wird nun nichts als Zeitungen träumen und atmen, und im Gewühl des Markts können die stillen Götterbilder nur von wenigen Auserwählten beachtet werden.

Auch für Ihre Nachsicht mit dem guten Lovell danke ich Ihnen, denn er ist wirklich in dem Sinne gut (d. h. er selbst), als es selbst bis in unsere neuesten Tage hinein die Welt ist. Es ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und geliebten

Leiden und Irrtümer; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei, ich war fast immer sehr heiter, als ich dies Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Etwas von dieser Sucht wird mir gewiß immer anhängen bleiben, auch hängt es wohl mit meinem Besten wieder zusammen....

Solger an Tieck [307]

Berlin, 19. Mai 1815

Ihr lieber Brief, verehrtester Freund, den Sie mir nach Empfang des Erwin schrieben, forderte mich auf, Ihnen sogleich wieder zu antworten; aber es kam allerlei dazwischen, und das erste Feuer verrauchte. Deswegen habe ich aber nicht minder an Sie und an Ihren Brief gedacht. Er enthielt wieder, wie alle von Ihnen, manches, was mich lebhaft traf. Die Übereinstimmung in unserer Denkart, die sich bei vielen Gelegenheiten offenbart, bestärkt mich immer in der frohen Überzeugung, daß ich Ihrer Freundschaft nicht unwert sei, wenn gleich meinem Streben nach dem Wesentlichen die Ausführung und die Übung in der Darstellung selten entsprechen mag. Sie sagten, es sei Ihnen bei Philosophen keinesweges um das ganz Neue zu tun, vielmehr um die Bestätigung und Vereinbarung alter Vorurteile. Dieses nun ist von jeher das Bedürfnis gewesen, welches mich zum Philosophieren getrieben hat. Und was kann man denn auch anders wollen, als das, was im vollen, lebendigen Dasein stumm, oder sich in mannigfaltigen Gestalten der Erscheinung äußernd wirklich lebt, zur deutlichen Einsicht bringen! Das Versprechen eines neuen Weltalters, das Anfangen von vorn, und dergleichen Anmaßungen mehr, sind auch wirklich erst in der neuesten Zeit aufgekommen. Sie lassen sich nur erklären aus zweierlei, erstlich aus der Leere des Zeitalters und der umgebenden Welt, welche wohl den verkehrten Wunsch erregen kann, sich selbst erst einen Stoff des Daseins zu machen, und zweitens

aus der überwiegend psychologischen oder subjektiven Richtung, welche die Philosophie genommen hatte. Denn diese bringt dahin, wie die Juden an einen weltlichen Messias zu glauben. Damit hängt zusammen die unendliche Annäherung an das Ideal und viel dergleichen idealisierendes Wesen, wogegen ich streite, weil es durchaus nur bei einer festgehaltenen Einseitigkeit und Schiefheit entstehen kann, und von da aus die Sophisterei in alles Übrige dringt. Wenn Fichte hätte ehrlich sein wollen, so hätte er etwa über Platos Republik nur so urteilen können, daß es eine unsinnige Schwärmerei sei; und doch sind seine eigenen Anmaßungen das eigentlich Verkehrte, während jenes sich in aller Demut an die wirkliche menschliche Natur anschließt.

Ach, könnte ich doch nur soviel Kraft und Kunstfertigkeit erlangen, um weniges von dem darzustellen, was mir vorschwebt! Ich möchte gern in einzelnen Dialogen die Hauptrichtungen des jetzigen Treibens der Menschen aufstellen, und auf das Wahre, das ihnen selbst unbewußt darin liegt, zurückführen. Dann wollte ich in einer großen Komposition das ganze religiöse Leben entwickeln, und zwar auf doppelte Weise. Einmal, wie die Menschen von verschiedenen Seiten hingestrebt haben nach dem Wesen aller Wahrheit, in Mythologien und Mysterien, bis sich dasselbe selbst im Christentum entfaltet hat; zweitens, wie das Christentum aus rein spekulativen Gründen verstanden und zur Einsicht gebracht werden kann. Hierauf sollte das große dialektische Werk folgen, und endlich ein sehr großes, das ganze sittliche Leben, Kirche, Sitte, Kunst nicht ausgeschlossen, vom Standpunkte des Staates aus, bilden. Und das alles denke ich mir so voll und reich im Einzelnen, daß mir der Erwin mager dagegen vorkommt. Aber es wird mir auch bange, wenn ich an die Ausführung denke. Wenn man es recht durchdenkt, ist es gar zu mannigfaltig und verwickelt. Und dann ist mein Hauptgrundsatz, nichts auf solche Weise darzustellen, was ich nicht wirklich erfahren und erlebt habe, so wie ich die Wirkung der Kunst erfahren zu haben glaube. . . .

1. September 1815

... Wenn ich Ihre Briefe lese, so ist mir jedesmal, wenn mich auch die Klarheit und schöne Sicherheit überrascht, als kämen Sie ganz aus mir, ich höre mein eigenes Inneres, nichts verwundert mich. Oft begegnet es mir, daß mir einige Gedanken recht lebhaft geworden sind, die ich dann plötzlich in Ihren Briefen ausgesprochen finde. Warum soll denn nicht auch eine Sympathie unter Freunden herrschen, daß zu gleicher Zeit Ideen in ihnen reif werden? Ich glaube, wir haben den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unserer Zeitgenossen. Irgend etwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig Teil nehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus, noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig, habe in diesen Formen untergehen können. Sie verstehen, wie ich es meine, und sind ja von demselben Geiste beseelt, den manche junge Herren ja eben Philisterei nennen wollen, und nicht einsehen, daß sie auch selbst nicht einmal zur Erkenntnis des Dinges kommen, für das sie sich begeistert wähnen. ...

1. April 1816

Mein liebster Freund; freilich könnten Sie mir zürnen, aber gewiß nicht mehr, als ich mir selber tue, daß ich dieses Laster des Aufschiebens, welches ich so herzlich an mir hasse und nicht pflege oder entschuldige, nicht mehr besiegen kann. Wollt ich mich entschuldigen, so könnte ich es vielleicht auf mancherlei Weise: denn freilich bin ich schon seit lange nichts weniger als wohl, sondern ich befinde mich im Gegenteil recht schlecht, und leide vielfältig, hauptsächlich an Kopf und Augen, am meisten aber an der Seele, weil mich wieder jener Zustand (den Sie hoffentlich gar nicht kennen) von Mutlosigkeit, Lebensüberdruß und eigentlichem Verzweifeln an mir selbst überfallen hat, der mich von Jugend auf von Zeit zu Zeit wie eine wahre Krankheit beschleicht, und gegen welchen ich dann vergeblich nach Hilfsmitteln suche. In dieser Melancholie sind meine Seelenkräfte dann wie erlahmt und alle Federn meines Innern wie auf immer zerbrochen; und ob ich gleich in Gesellschaft dann ziemlich heiter erscheinen kann, so bin ich doch diese Zeit über für jede Tätigkeit verloren. Ich glaube nicht, daß es hinfällige Weichlichkeit ist, denn im ganzen nehme ich mich doch bei meinen ununterbrochenen körperlichen Leiden noch ziemlich zusammen. . . .

Je länger ich mit Ihnen umgehe, je mehr glaube ich Sie zu verstehen, je näher fühle ich mich Ihnen; ja ich bin schon oft im Begriff gewesen, Ihnen eine wahre Liebeserklärung zu tun, die der Mann aus spröder Scham immer auch gegen den innigsten Freund zurückhält. Ihre Briefe, Ihre Gespräche und Ihr herrliches Buch befriedigen mich immer ganz, es sind da keine Lücken, keine Dunkelheit, als die der Tiefe, und nicht jenes Zerrissene, durch welches man oft mit den trefflichsten Freunden, möcht ich doch fast sagen nicht sowohl sich mit ihnen verbunden, als von ihnen getrennt fühlt. Ihren vortrefflichen Brief über Ihre Ansicht der Religion habe ich seitdem oft gelesen und mich dabei Ihrer mündlichen Gespräche wieder erinnert. Diese Ansicht geht mir immer

mehr auf, und mit diesem Keime entwickeln sich viele andere Keime, die mir vielleicht künftig blühen und Früchte tragen. Scheint alles mir doch immer mehr einzugehen in jene mystische Ansicht, die ich nie wieder loswerden kann, seit sie sich mir vor vielen Jahren vergegenwärtigt hat. Ich glaube fast, Sie sind berufen, jene für unmöglich geachtete Brücke aus der wahren Philosophie in die echte Mystik hinüber zu schlagen. Je öfter ich Ihre Dialogen lese (bei denen ich eben wieder bin), je klarer wird mir dieser Gedanke. Ihrem tiefen vielseitigen Geiste fehlt jene Schärfe des Einseitigen, die ihn ewig hindert andere Naturen und Gedanken zu verstehen, wie es mit Fichte der Fall war. Es ist leicht, jene scheinbaren Träume der gespannten Phantasie zu verwerfen, und auch gar nicht schwer, nach Prinzipien sie abzuweisen und ihr Unzulängliches darzutun; wie es der Schwärmer ebenfalls bequem hat, sich in ein Gefühl gleichsam zu kleiden, das ihm wohl tut und ihn warm hielt; aber sich wahrhaft in die Erleuchtung eines begeisterten Gemüts zu erheben, und hier in den Sphären eines viel verschlungenen Zusammenhangs und der harmonischen Vereinigung aller Kräfte auch Vernunft und Verstand wieder anzutreffen, ist nur Wenigen gegeben; den Allerwenigsten, bis jetzt scheint es Keinem, Kunde und Rechenschaft darüber zu geben: denn den improvisierenden Franz Baader kann ich wirklich nicht rechnen, die herrlichen Rhapsodien eines Hamann klingen wie einzelne Töne durch die Welt, St. Martin ist zu sehr Sentimentalist und Polemiker gegen die Verdorbenheit, und ohne es zu wissen, gegen seine eigene Unwissenheit; die Religiosen, auch die besten, ziehen alle Erscheinungen zu sehr in ihren Zunftgeist und nehmen eben von allem nur, was sie dafür brauchen können. Und so fühle ich, daß bei uns immer (auf lange, vielleicht auf immer) alles, was ich das Rechte nennen möchte, sei es in Philosophie, Kunst oder Religion, als ein Eremit wohnt, dessen Pflicht es ist, keiner Gemeine anzugehören. Mit dem politischen Vaterlande haben wir längst auch das geistige verloren, und die Art, wie man beides jetzt suchen will, läuft doch auf Schatz-

gräberei hinaus. Und vielleicht muß es so sein: ja wohl vornehmlich für uns, damit wir im vollen Sinne, im Guten und Bösen, Deutsche bleiben können. Sie sehen hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben ist und die mich seit zwanzig Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutschen als ein Enthusiast und fanatischer German, und den leeren vaterländischen Sanguinikern und blinden Patrioten (den wahren blinden Hessen) als ein kalter unentschlossener Mensch zu erscheinen, der nicht fähig ist, der guten Sache beizutreten. . . .

Tieck an Solger [310]

7. Mai 1816

Dank Ihnen, mein liebster Freund, für Ihren herrlichen Brief, an welchem ich noch lange zu genießen haben werde; ich glaube Sie ganz zu verstehen, und freue mich immer mehr, daß wir so zusammentreffen, oder vielmehr, daß Sie der Dolmetscher meiner Ansichten und Ahndungen mir selber werden. Ich muß jetzt über mich lächeln, wenn ich der Zeiten gedenke, als ich, ungeachtet eines großen Vertrauens, eine Art von Furcht vor Ihnen als einem Philosophen und Philologen hatte; ich geriet in einen rührenden innerlichen Unwillen, als ich vor Jahren hörte, daß man Sie in Dresden bei den Antiken studierend gefunden, und daß Sie etwas über die Schönheit und Kunst schreiben wollten, denn mir wurde von neuem gegenwärtig, wie die Antike (auch die redende) bisher fast nur zu einer unbilligen Einseitigkeit, zu einem Verkennen der herrlichsten Erscheinungen mittler und neuer Welt auch die edelsten Gemüter verlockt hatte; ich hatte wenigstens die Erfahrung gemacht, daß viele in meiner Jugend mit mir wohl einzustimmen schienen, bis sie von einem scheinbaren Enthusiasmus für die alte Welt wie von einem Fieber hingerissen, alles hohnlächelnd von sich wiesen, was sie noch kürzlich mit schwächlichem Entzücken erwärmt hatte; und wir mögen uns so selbständig fühlen wie wir

wollen, so kann doch unser Geist in gewissen Stunden ebenso schaudernd wie unser Körper von einer kalten Einsamkeit angeweht werden, besonders da ich mir schon seit lange sagen mußte, daß die meisten um mich, vorzüglich die jüngern unserer dichtenden Zuhörer, nie jene Erscheinung verstanden und gesehen haben, die mein Herz schon früh gewonnen hat. Dies ist kein Irrewerden, aber wohl ein Todesschauer, in welchem man oft aufgibt, je die wahre Einstimmung zu finden, und endlich sich gewöhnt, allenthalben nur Schein zu sehen. Nehmen Sie mit Ihrer gewohnten Liebe dieses mein aufrichtiges Bekenntnis an; ich bin wahrhaft so glücklich, daß gerade Sie der sind, der mir meine Träume ausdeutet. Wenn ich etwas über Sie vermöchte, müßten Sie recht fleißig schreiben, auch noch viel über Kunst und Poesie; denn oft liegen in den Dialogen in hingeworfenen verlorenen Worten Keime zu den herrlichsten Blumen und Bäumen. . . .

Dorothea an ihre Söhne [311]

Frankfurt a/M, 3. Juli 1816

... Sonst habe ich nichts neues gelesen, als ein Bändchen von Goethe über die Kunst in den Rheingegenden. Das ist nun endlich das Kunstadels-Diplom, was zu erlangen die Boisserées so lange um den alten Heiden herum geschwänzelt haben. Und wie überflüssig! Wer die Sammlung sieht und nur nicht eines ganz verstockten Sinnes ist, der braucht ja weiß Gott keines solchen Stempels, um zu sehen, daß diese Sammlung einzig in ihrer Art ist. Schwerlich werden Boisserées sehr zufrieden sein mit diesem platten affektierten Gewäsch; aber gewiß werden sie nicht unterlassen, die Miene anzunehmen, als wären es goldne Sprüche. Friedrich sein Verdienst um die neue Würdigung unsrer ältesten Kunstdenkmale hat der alte kindische Mann dadurch zu schmälern gesucht, daß er ihn in diesem ganzen Werke gar nicht genannt, seiner weder bei dem Dom zu Köln, noch bei der Boisserée'schen

Sammlung und Sulpizens Arbeit, noch bei den kölnischen Kunstdenkmalen, überhaupt nicht mit Namen gedacht hat, während er jede, auch die kleinste und unbedeutendste Schrift Anderer über diesen Gegenstand, teils verunglimpfend, teils über den Wert schätzend, lang und breit genannt und beleuchtet hat. Hat er aber durch solches Ignorieren geglaubt, Friedrichs großes Verdienst ganz auszutilgen, so hat er geirrt; eben dadurch, daß er ihn nicht genannt hat, wo er alle Andern nennt, hat er ihn wirklich doch genannt, nämlich so wie man ein Licht in der Zeichnung aussparen kann, indem man die Schatten zeichnet. Jeder muß ja hier gleich eine böse Absicht einsehen! — Eine Stelle ist darin über das Christentum als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare kecke Geständnis seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zumute, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kot zu wälzen. — Bei reiflicher Überlegung kommt es mir auch wahrscheinlich vor, daß diese Stelle gar nicht von Goethe selber, sondern vielmehr von seinem Mephistopheles Meyer sein muß; so platt und durchaus gemein verteufelt kann doch wohl Goethe nicht sein. Diese Hypothese ist mir aber mehr eine Erklärung als eine Entschuldigung für diese Gemeinheit. Ein Autor muß für das einstehen, was in seinem Buche vorkömmt. Goethes größte Anbeter schweigen mäuschenstille; andre schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das übrige als geistreich würdigen. Das ist mir aber einmal nicht gegeben. Zum Teil kömmt mir das Ganze armutselig und geistesarm vor; zum Teil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse, die auf einmal ganz unvermutet und plötzlich zum Vorschein kommt wie der Pferdefuß des in einen Menschen verkappten Teufels, auch das Übrige, was es allenfalls Hübsches haben mag, in Asche und Graus verwandelt, wie die bekannten Zauberstückchen Fausts, wenn die Täuschung durch ein Wort oder einen Zufall gestört ist.

Das Ganze ist Lug und Trug! — Bei Gelegenheit werde ich suchen, Euch doch ein Exemplar von diesem Machwerk zukommen zu lassen, wäre es auch nur, um im Notfall bei Andern noch etwanigen Götzendienst damit zu vernichten. . . .

Tieck an Solger [312]

Ziebingen, 16. Dezember 1816

. . . Ich nehme an, daß es Menschen gibt, durch deren bloße Gegenwart man klüger und besser wird, so lange man noch irgend reizbar und empfänglich ist, so wie auch das Gegenteil stattfindet. Es ist ein unsichtbarer Einfluß und auch eine unbegreifliche Mimik der Seele. So ist es mir auf immer interessant, Briefsammlungen zu lesen, auch Briefe zu sehen; der schärfste Mensch nimmt dessen Charakter an, an den er schreibt. Sind alle Briefe in der Müllerschen, Heinsischen, Wielandschen Sammlung, die an Gleim gerichtet sind, nicht fast immer etwas weichlich und weibisch? Die verschiedenen Menschen verlaufen sich so, daß man Müller, Wieland, Heinse kaum auseinander kennt, wenn sie an diesen Mann schreiben. Haben Sie nicht an sich selbst erfahren, daß man so in seine Freunde hineinschreibt, sie sich vergegenwärtigt, oft mehr als in der Gegenwart selbst, und nur darum gar zu leicht weich, nachgiebig wird, Torheit befördert, ihnen selbst in ihrer Rolle forthilft? So sei es niemals unter uns, und darum meinen herzlichsten Dank wegen des Briefes über die Genoveva, von dem ich nur wünsche, Sie hätten ihn umständlicher und viel schärfer abgefaßt. . . .

Goethes Buch über Italien hat mich angezogen und mir äußerst wohlgetan. Nicht, daß ich seiner Meinung immer wäre, daß ich dieselben Dinge zum Teil nicht ganz anders gesehen hätte; sondern diese Erscheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöst (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich zu Goethe verhielt: diese Anbetung, diese unbedingte

Hingebung meiner Jugend in sein Wesen, dies Verständnis seiner Natur, ja wie es mir auch wohl erschien, eine gewisse Verwandtschaft der meinigen mit seiner, und dann wieder, besonders späterhin, das determinierte Widerstreben im Kampf mit jenem Gefühl, das fremde Zurückstoßende, das oft völlig Unverständliche seines Wesens. Jetzt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen, und ich habe wieder die Erfahrung gemacht (im Grunde eine ganz jugendliche, ich bleibe vielleicht im Schlimmen wie im Guten lange jung), daß das, was uns recht tief ängstet und abäschert, das, wovon wir glauben, enthüllt und erklärt müsse es eine völlige Umwandlung unsers Gefühls und unsers Wesens nach sich ziehen, — nur sehr selten so tief greift, daß diese Vorstellung gewöhnlich auch ein Gespenst ist. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, wie dieses herrliche Gemüt eigentlich aus Verstimmung, Überdruß sich einseitig in das Altertum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht. Und nun, — ergreift er denn nicht auch so oft den Schein des Wirklichen statt des Wirklichen? Ich konnte in dem Buche alle Ihre Dialogen im Gedanken wieder zurücklesen. Darf er, weil sein überströmendes junges Gemüt uns zuerst zeigte, was diese Welt der Erscheinungen um uns sei, die bis auf ihn unverstanden war, — darf er sich, bloß weil er es verkündigt, mit einer Art vornehmer Miene davon abwenden und unfromm und undankbar gegen sich und gegen das Schönste sein? Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte, und nur das geträumte Altertum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien. — Ich nenne es geträumtes, weil gerade Goethe in jener selbst der schönsten Zeit in scharfer Opposition mit Religion und Sitte und Vaterland würde gewesen sein. Er vergißt um so mehr, daß unsere reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt und in jene reine Region der

Kunst hinüberzieht. Diese ist aber auch niemals so auf Erden gewesen, daß wir unsere Sitte, Vaterland und Religion deshalb gering schätzen dürften. Ist es nicht fast dasselbe wie Mercier und andere Schwachen, die die Gegenwart wegen ihres Jahres 2440 verachteten? Hier sind Sie mir, Liebster, recht als klarer Vermittler eingetreten, und ich glaube, Sie verstehen mich darum, wenn ich auch in Eile mich ungeschickt ausdrücken sollte. Vor der Kunst, namentlich vor der alten, meine innigste Anbetung; aber sie als unbedingte Wirklichkeit sehen wollen, als einen Ausbruch einer unbedingt bessern und größern Zeit, scheint mir kleinstädtisch. Aus einem Luftball gibt es keine Aussicht. Dies macht mir ein ähnliches Gefühl. Ich hatte auch die Antike gesehen, St. Peter, und konnte den Straßburger Münster nur um so mehr bewundern: nach dem auswendig gelernten Raphael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst — und dies wäre Oberflächlichkeit, Einseitigkeit ꝛc. in mir gewesen? Ich liebe die Italiener und ihr leichtes Wesen, bin aber in Italien erst recht zum Deutschen geworden. — Und nun! Ist Goethe als Greis nicht gewissermaßen von neuem irre geworden? Und etwa durch neue Entdeckungen? — Durch dasselbe, was auch in seiner Jugend da war, was er zum Teil kannte, durch Gedanken, die er zuerst ausgesprochen. Ohne Vaterland kein Dichter: sich von diesem losreißen wollen, heißt die Musen verleugnen. Auch hierüber mündlich einmal recht viel.

Auch ärgert es mich von Goethe, der so viel anatomiert, Steine gesammelt, Bücher nachgeschlagen, unermüdet gewesen ist, — daß er noch nicht einmal Ihren Erwin gelesen hat. Und er hat ihn nicht gelesen, sonst hätten wir längst die Spuren davon gesehen; aber seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit halten ihn ab, im ersten Dialog (wenn er das Buch vielleicht sah) hat er Bekanntes scheinbar gefunden und geglaubt, längst darüber weg zu sein. Kant wollte von Fichte, dieser von Schelling nichts wissen, und las lieber nichts, um ruhig zu bleiben. Wird der letzte es mit Ihnen ebenso machen? Werden die Schlegel ein reines Interesse

an Ihren Bemühungen nehmen? — Mir fällt bei alledem immer Nero ein, der nie von dem Aufruhre sprach, weil er fern schien, in dessen Nähe niemand davon zu reden wagte. Behielt er darum den Thron? Sie glauben nicht, wie mich immer Petrarcas erstes Sonett gekränkt und verdrossen hat. Ist denn Liebe und Poesie nicht auch himmlisch und ewig? Calderon wollte im Alter von seinen Schauspielen aus Religiosität nichts wissen; Boccaz wollte seine Bibliothek ins Feuer werfen. Was einmal wahrer Ernst war, sollte nie anders erscheinen dürfen. Auch hierin sind Cervantes, Shakespeare mir leuchtende Lieblinge. Ihr Leben, ihre Liebe zur Kunst und zum Scherz scheint mir so rein, menschlich und göttlich. — Aber ich will mich auch recht wahren, nicht in jene Saumseligkeit jemals zu verfallen, und lieber Optik, Mineralogie und Physik und manches andere, was mir nicht vergönnt wurde, dreist von mir abweisen.

Liebster, machen Sie mir das Herz nicht zu schwer durch Einladungen, diesen Winter kann ich meiner Kränklichkeit wegen nicht reisen; muntern Sie mich auf, öfter mit Ihnen zu schwatzen, indem Sie mir recht bald hierauf etwas antworten; vor allem aber erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und Liebe, mit der ich mich ohne alle Wendung wahrhaft nennen kann

ganz den Ihrigen

Tieck an Solger [313]

Ziebingen, 30. Januar 1817

... Es gehört zu meinen Eigenheiten, daß ich lange Jahre den Perikles von Shakespeare vielleicht übertrieben verehrt habe; ohne diesen wäre Zerbino nicht, noch weniger Genoveva oder Oktavian entstanden. Ich hatte mich in diese Form wie vergafft, die so wunderbar Epik und Drama verschmelzt; es schien mir möglich, selbst Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genoveva und später

Oktavian in meinem Gemüte aufgingen: dies Entzücken wollte ich wohl zu körperlich, buchstäblich hineinbringen, und so entstand das Manirierte. . . .

Tieck an Solger [314]

Ziebingen, 24. März 1817

. . . Längst war ich mit Ihrer Inspiration der Philosophie, mit der nahen Verwandtschaft derselben, ja Blutsfreundschaft und Selbstheit mit der Religion einverstanden, was mich nur einen kurzen Kampf kostete: denn die poetische Begeisterung erklärte mir ja das Faktum hinlänglich, und daß ich es mehr wie einmal in mir erlebt hatte, machte mir ja eben immer mein Sprechen mit den Philosophen von der Schule unmöglich. Mit Jacobi hatte ich zuerst eine Art von Dialog führen können, von zwei Ufern einer Kluft herüber, wo wir wohl mehr das Echo als unsere Worte hörten. Was war nun also noch mein Kampf? Das Verhältnis, in welches durch einen Ideenschlag die Mystik zu mir gesetzt wurde. Weil ich keinen dialogischen Philosophen bis dahin gefunden hatte, und mich die verschiedenen Systeme nicht befriedigten, besonders allen meinen Instinkt zur Religion verletzten, so glaubte ich oft gar nicht für Spekulation Sinn zu haben: meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs fast mit frevlem Leichtsinn zu den Mystikern, vorzüglich zu J. Böhme, der sich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte: der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich nach zwei Jahren so, daß ich von hier aus nur das Christentum verstehen wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte, und nun wurde mir alle alte und neuere Philosophie nur historische Erscheinung: von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling und fand sie leicht, nicht tief genug und gleichsam nur als Silhouetten oder Scheiben

aus jener unendlichen Kugel voll Wunder. Wie oft bemühete ich mich törichterweise, andern diese Gefühle zu geben! Keiner war so tief in Böhme, ja ich argwöhne, selbst nicht so tief in den Philosophen. Ich erschrecke aber noch vor den Gedanken, die in mir aufgingen, indem ich mit aller Phantasie und dem redlichsten Herzen, ja meinem Hange zum Tiefsinn mich diesem Triebe, der wahre Leidenschaft geworden war, überließ; dazu gesellten sich nach einiger Zeit leidenschaftliche Zustände und unerwartete Erfahrungen an mir selber, und wie denn alles in uns, wenn es nicht geradezu Lüge ist, wächst und sich ausbreitet, daß es unseren eigenen Geist verschattet und verdunkelt, so kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Lust zur Poesie und an Bildern mir als etwas Verwerfliches, Verfehltes erschien, — daß ich nun glaubte, Spekulation und das innere Leben gefunden zu haben, daß es sich für mich, aber nicht mit den sonstigen weltlichen Bemühungen vertrüge: so gab es nun viele Stunden, wo ich mich in die Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den Wundern meines Gemüts leben zu können. Dies hatte sich schon im Zerbino leicht poetisch, in der Genoveva dunkler und im Oktavian verwirrter geregt. Meine Produktionskraft, mein poetisches Talent schien mir auf immer zerbrochen. Ich kämpfte schmerzhaft, da sich mir die heitere Welt und mein Gemüt so mit Finsternis bedeckte, die mir anfangs in hellerem Glanze geschienen hatten. So waren einige Jahre geschwunden, als mein alter Homer und die Nibelungen und Sophokles, mein teurer Shakespeare, eine Krankheit, — die erste in München, — Italien, eine Übersättigung gleichsam an den Mystikern (in meiner ersten Krankheit noch las ich fast nur diese, von allen Nationen, in allen Sprachen), vorzüglich wohl mein sich regendes Talent mir im Verzweifeln neuen Leichtsinn gab (die Stärke aus der Schwäche nehmen, wie Cervantes sagt); und fast ebenso leichtsinnig wie ich in dies Gebiet hineingeraten war, versetzte ich mich durch einen einzigen Akt der Willkür wieder hinaus, und stand nun wieder auf dem Gebiete

der Poesie und der Heiterkeit, und konnte wieder arbeiten; meine Jugendversuche standen wieder lebendig vor mir, und ich fuhr fort, wo ich damals aufgehört hatte. Aber Philosophie, als solche, war mir Historie, Religion, alles; die Mystik lag wie ein herrliches und furchtbares Gebirge hinter mir, das ich zu kennen glaubte, das mir noch alles erklärte, in welchem ich aber aus poetischem Leichtsinn nicht mehr leben wollte. Ihre Bekanntschaft rückte nach und nach meine Gesinnungen anders, ohne sie mir zu nehmen. Wahrlich, die Perspektive ist im wahren Menschen alles. Einmal bei Tisch hier sprachen Sie leicht und andeutend Ihre Gedanken vom Bösen und realen Nichts aus. Die andern billigten, sprachen weiter. Ich konnte nichts sagen. Es ist mir schon sonst so gegangen, daß ich Gedanken, die nachher mein Leben wurden, vorher wohl ein Jahr in mir, ich möchte sagen, nur mimisch nachgemacht habe. So mit diesem. Er wurde mir deutlicher und deutlicher, und plötzlich war er in seiner ganzen unendlichen Fruchtbarkeit mein in Ihrem letzten Dialog. Daher meine Freude, mein Entzücken. Vor Jahren hatte mich Augustinus (ich weiß nicht, ob in der Civitas oder in den Konfessionen) zuerst mit einer ähnlichen Idee erschreckt; bei ihm scheint mir aber doch das Böse nur Lücke, nur negativ zu bleiben; nun sah ich aber, wie Böhme und die meisten Mystiker dem Bösen eine zu große Realität zuschreiben, so daß sich der fürchterlichste Dualismus entwickeln muß, der mich oft genug geängstigt hat. Zugleich sank nun auch auf immer die Magie, die bei jedem Mystiker entstehen muß, mir auf ewig als caput mortuum unter, die mich aus dem Göttlichen der Schriften heraus zurückgestoßen hatte. Himmel, Erde, Religion und Gemüt, Ernst und Scherz, Gott und die Liebe, alles schwebte plötzlich wieder verklärt in jenem Gleichgewichte, in welchem meine Jugend und mein Leichtsinn sie ahndend gesehn hatten; und dieser — nicht Abfall, sondern richtiger Freundschaftsbund, Grenzvertrag mit meinem J. Böhme, der einmal alles Land und alle Festungen in mir erobert hatte, — der Friede, den ich gesucht, und wie aus Ver-

druß auf immer aufgegeben hatte, dieser war plötzlich ohne neuen Schwertschlag geschlossen, und Sie und Novalis und die Poeten, alles war mir näher und verständlicher. Dies war jener Kampf: nehmen Sie dies Selbstgeständnis, das ungeschickt sein mag, als eine Art Antwort von

Ihrem L. T.

Dorothea an Rahel [315]

Frankfurt, 10. April 1817

Meine verehrungswürdige Rahel! Mein altes Glauben an Sympathie und Zusammenleben der Geister hat wieder eine neue Bestärkung bekommen durch Ihren Brief. Es ist wahr, daß ich in diesen Tagen nicht allein mehr noch als sonst an Sie dachte, sondern auch wirklich zu schreiben anfing über Frühling, Luft, junges Grün und heimliche verbissene Kälte; an wen, mit wem sollte ich wohl natürlicher Weise bei diesen Angelegenheiten lieber denken, reden als an Sie und mit Ihnen? Wie oft haben wir nicht ehedem uns unsre gleichgestimmte Empfindung darüber mitgeteilt, wenn ein ‚Geruch' uns an irgend eine längst vergangene Begebenheit oder entfernte Gegend erinnerte; eine oder die andre Art von Beleuchtung ein ganz andres Leben, eine neue Welt vor unsern Augen auftat, — und niemand war scharfsinniger und lebendig auffassender darin als Sie, von jeher. — Der Brief ward nicht fertig geschrieben, weil ich wieder seit zwölf Tagen mehr noch als gewöhnlich unwohl bin; der Arzt nennt meinen Zustand eine rheumatische Nervenschwäche, unter anderm sind auch beide Arme wie gelähmt. Sie werden es der ungleichen, schwerfälligen Schrift wohl ansehen; ich fange auch nur an zu antworten, weil Ihre Briefe so etwas anregendes haben wie Ihre Gegenwart selber, ich es mir daher nicht versagen kann, wenigstens anzufangen, vollenden steht bei Gott! . . .

Sehr wohl verstehe ich Ihre Andeutungen über Reue und

Besserung oder Vervollkommnung. In jedes fühlenden Menschen Brust muß dieser Kampf sein, ehe Friede in ihm sein kann — der Friede, den die Welt nicht geben kann, den Gott seinen Auserwählten gibt, denen, die ihn lieben. Nichts ist gewisser als der Sündenfall, der Verfall der sittlichen Natur des Menschen und auch der Irrtum des Verstandes, der nur allein auf Gott, auf seinen Ursprung gerichtet sein müßte und sollte, um mit der Natur und mit dem Schöpfer in Harmonie vereinigt zu sein, den aber nur die Menschen, falschen Lichtern nachirrend und sich vereinzelnd, mißbraucht haben. Wie also sollte man die Wehmut dieser Trennung nicht schmerzlich, wenn auch undeutlich, fühlen? Wie sollte man über sich selbst, wie über den Nächsten nicht trauern und die Unvollkommenheit des Menschen, der eigentlich göttlich sein sollte, nicht beweinen? Sonst hätte ja unser sogenannter freidenkender Pöbel Recht, wenn er sagt: ‚Was soll ich beichten? was bereun? ich morde nicht und raube nicht!'

Ihr Andenken, teure Freundin, begleitet mich täglich mit dem Schleier in die Kirche, wo ich Ihrem lieben Herzen den Frieden erbitte; es gibt keinen Segen und keine Gabe als von oben, in der Gegenwart und durch den Einfluß dessen, der allmächtig, zugleich aber allgütig und die Liebe ist. Lachen Sie nicht über mich, wenn ich Ihnen sage, daß ich großen heilsamen Einfluß auf meine Seele darin spüre, mir gewisse Gewohnheiten zu machen und nicht alles von meiner Stimmung oder Laune abhängen zu lassen, sondern wenn es diese oder jene Zeit und Stunde ist; auch das Gebet nicht! Ein willkürliches, durch das Gefühl des Augenblicks hervorgerufenes Gebet erleichtert meine Brust, es ist wie ein freier Ausruf der Freude oder der Angst; aber Einfluß auf meine Bildung, auf meine Vereinigung mit Gott hat am meisten das geordnete Gebet, nach Tag und Stunde, in Vereinigung der Kirche, wenn auch ohne besondere Stimmung und nicht ohne Überwindung der Trägheit und tausend sophistischer Scheingründe der verderbten Natur dagegen! die

meistens alle gegen meinen Willen, — der aber nicht der meinige ist, — verschwinden und einer völligen Unterwerfung, einer schönen Stille und der reichsten Gegenwart Platz machen müssen. Ich könnte Ihnen stundenlang von meinen Erfahrungen hierin erzählen, liebste Rahel. Wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen ein schönes Gebet des heiligen Thomas von Aquino abschreiben, das ich unausgesetzt jeden Morgen mit großer Stärkung bete. . . .

Solger an Tieck [316]

Berlin, 4. Oktober 1817

. . . Ich gestehe, daß ich anfänglich gegen Kleist das Mißtrauen hatte, welches uns jetzt wohl gegen jeden angehenden und den Ton der Zeit stark anschlagenden Dichter natürlich ist. In der Penthesilea, in Käthchen von Heilbronn fand ich immer ein sehr hervorstechendes poetisches, aber wenig eigentlich dramatisches Talent. Was ihn mir den Dichtern der Zeit gleichstellte, war der große Wert, den er auf gesuchte Situationen und Effekte, und besonders auf den Gehalt einzelner Charaktere legte; wie auch ein absichtliches Streben, über das Gegebene und Wirkliche hinwegzugehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, kurz, ein gewisser Hang zu dem willkürlichen Mystizismus, der am Ende mehr interessant als wahr und tief sein will. Was ihn mir dagegen weit über unsere Dichterlinge erhob, das war sein tiefes und oft erschütterndes Eindringen in das Innerste des menschlichen Gefühls, das er mir nur oft zu hart und fast roh an das Licht riß, und die außerordentliche energische und plastische Kraft der äußeren Darstellung, wovon wir in den Schattenspielen unserer F. bei allem Bombast so wenig finden. Diese Eigenschaften äußerte er vorzüglich in seinen Erzählungen, welches Fach ich daher für seinen eigentlichen Beruf hielt. Auch zeigte sich hier

seine Behandlung der Charaktere bedeutender; es schien seine Hauptrichtung, diese ganz aus den Begebenheiten zu entwickeln, welches auch der Erzählung angemessen war; und dieser Hang begünstigte auch seine Neigung zu trüben, tragischen, ja bitteren, zerreißenden Mißklängen. Die Bekanntschaft mit den beiden noch ungedruckten Dramen hat mich nun erst über ihn auf den wahren Standpunkt gesetzt, und meine Achtung für sein Genie unendlich erhöht. Alles, was mir in seinen Anlagen vorher einzeln und abgerissen erschien, vereinigt sich hier, vorzüglich im Prinzen von Homburg, zum schönsten Ganzen, und sein Beruf erscheint mir nun um so entschiedener, je mehr er dem Charakter der Zeit angehört und nur diesen in seiner edelsten und höchsten Bedeutung darstellt. Auch im Prinzen von Homburg liegt alles im Charakter; auch hier bildet sich dieser vor unseren Augen in den Situationen und durch sie; aber die Wechselwirkung, die Gleichheit zwischen beiden Seiten, die zu den höchsten dramatischen Aufgaben gehört, ist vollkommen erreicht. Es schwebt über dem ganzen Sein und Werden des Menschen der ruhige, großartige, dramatische Blick. Der Prinz, dessen Heldenruhm uns zuerst nur als eine Träumerei erscheint, wiewohl als eine hoffnungs- und ahndungsvolle, wird durch die Begebenheiten niedergeworfen und erhoben; er wird erst durch das Leben, was er ist: ein Mensch in jeder Bedeutung. Ein herrlicher, echt dramatischer Gedanke, und höchst befriedigend ausgeführt! Am meisten ist die Heiterkeit zu bewundern, die im ganzen Stücke vorherrscht. Sie rührt besonders daher, daß alles in seinem wirklichen, gegenwärtigen Leben aufgefaßt, nichts idealisiert oder mit leeren Redensarten aufstolziert ist. Daher auch das liebe, heimatliche Gefühl, das uns hindurchbegleitet. Welche Wirkung müßten auf ein einigermaßen fühlendes Publikum Stellen machen, wie die: ‚Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre' usw. — Das ist etwas anderes, als die hohle Großsprecherei und alberne Treuherzigkeit, die uns sonst für Patriotismus verkauft wird. Was den Hermann betrifft, so ist das Charakteristische da noch

überwiegender, und außerdem die politische Richtung sehr vorherrschend. Dennoch hat das Stück eine sehr dramatische Wirkung, und weil es so sehr aus der Wirklichkeit geschöpft ist, deren Abbild es sein soll, so wirkt es beinah wie ein historisches. Im Hermann sieht man fast am meisten, wie es dem wahren Genie des Dichters gegeben war, auch das Kühne und scheinbar Ungeschickte mit Glück zu wagen: eine Gabe, die sich beinah in allen seinen Werken, und oft glänzend bewährt. . . .

Tieck an Solger [317]

Ziebingen, 18. Dezember 1817

. . . Vor Ihrer Bekanntschaft konnte ich mit niemand eigentlich sprechen, als mit Hardenberg; mit ihm war ich ganz einig, und es wäre, wenn er lebte, mein innigstes Seelenbedürfnis, jetzt wieder Nächte lang mit ihm mich ganz auszusprechen. Denn das fühle ich, Sie und er hätten sich ganz verstanden: gerade diesen Punkt suchte seine edle Natur; vielleicht hatte er ihn gefunden, und ich sah es nur nicht in seinen Worten. Soll ich ganz mein Herz ausschütten? Sie scheinen mir ihm Unrecht zu tun, ja eine Art von Widerwillen oder Unbeachten gegen ihn zu haben. Wir sollten auch darüber einmal weitläufig sprechen. — O überhaupt — was hätt ich zu fragen! was mitzuteilen! Und, wenn wir uns sehen, immer kurz, zerstreut, — wie ist man doch nur selten in der rechten Stimmung zu empfangen und zu geben! Und wieviel, wie teures habe ich Ihnen zu danken! So sind mir die zum Druck bestimmten Briefe — wie soll ich sagen? — wieder ganz wie mein Eigentum, mein Selbst vorgekommen; was ich daran als ein Fremdes bewundere, ist die Klarheit und Ruhe, die sichere Entwickelung der Gedanken. — Wer nicht jene Realität des Nichts gefaßt hat, die Sie mir jetzt zu einem Hauptwendepunkt meiner Gedanken gemacht haben, der kann auch — so glaube ich — nicht von der Realität des Göttlichen, der

wahren Wirklichkeit durchdrungen sein. Solche Überzeugungen sind bei mir wie ein Blitz, der durch alle meine Kräfte geht; im Moment gehen alle Welten im Lichte in mir auf, und das ist notwendig für immer eine wahre Lebensepoche. — Aber Sie müssen nie ein dialektisches Entwickeln, eine philosophische Kunst von mir erwarten. Ein solcher ewiger Gedanke, eine wahre Idee reißt nun bei mir alles in sich hinüber: — wie ein und derselbe Frühling die verschiedenartigsten Gewächse mit demselben Hauche erweckt, so spiegeln sich mir dann alle Widersprüche und Wahrheiten in dem Reflex dieses göttlichen Lichtes; ohne den eigentlichen Übergang zu finden, sehe ich dann etwas Neues und Wahres in ganz entfernten Regionen, die für viele Ozeane von diesem Angelpunkte getrennt scheinen.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [318]

Wiesbaden, 19. Juli 1818

... Du bist traurig, lieber Bruder, aber warum klagst Du? Talente, Hilfsmittel, Liebe und Achtung, Ruhm und Lebensgenuß stehen vor Dir und laden Dich freundlich ein. — Vermissest Du noch einen Trost, ein höheres innigeres Labsal — so ist es vielleicht, weil Du Dich in den letzten Jahren etwas mehr wieder von jener innern Liebesquelle unvermerkt entfernt und in das äußere Leben festgelebt hast. Dieses ist aber leicht zu ändern — denn jene Quelle ist immer da und fließt für und für. ...

Tieck an Solger [319]

Ziebingen, 10. November 1818

... Gott gebe, daß Sie bald wieder recht gesund werden, daß Sie rechten Mut fassen; wie sehr das auch für mich nötig ist, glauben Sie vielleicht nicht. Bis jetzt schalt ich meine öftere Mut-

losigkeit als ein Laster; ich hielt Sie mir immer als ein Beispiel vor, das mich erinnern sollte, männlich zu sein und meiner Schwäche nicht nachzugeben: so kämpfte ich hauptsächlich mit diesen Waffen gegen meine Krankheit, was es doch war, — und nun muß ich sehen, daß Sie selbst der Ermunterung bedürfen, daß Sie vielleicht Ihrer kranken Stimmung zuviel Raum gestatten. ‚Erwache, Brutus!‘ möchte ich Ihnen nun zurufen: denn wieviel ist herzustellen, zu befreien, was auf Sie wartet!

Ich bin seit einiger Zeit zur Abwechselung einmal recht wohl (bloße Schmerzen rechne ich nicht mit), und habe diese Gesundheit auch benutzt, fleißig zu sein. Sehr habe ich mir selbst unsere nur zu kurzen Gespräche über Mystizismus weiter gesponnen, und glaube Sie nunmehr zu verstehen: dies Verständnis ist mir auch zum Erwin unerläßlich. Freilich können Sie den Titurel auch nur allegorisch finden, und so wird auch wohl alles Spätere sein, was seit Dante in dieser Art versucht ist. Ich nehme auch jetzt meine Sibylle des Orients von Calderon zurück: sie ist durchaus allegorisch, und ich habe mich noch mehr davon überzeugt, da ich jetzt viele von seinen Autos sacramentales gelesen habe, von denen viele groß und hochpoetisch, manche willkürlich und einige (vorzüglich die Loas, Prologe) oft graß allegorisch oder kindisch sind. Dieser Geist ist eine der sonderbarsten Erscheinungen: kaum eine Spur von der großen Vernunft, die den Shakespeare so himmlisch und echt human macht; nichts mehr von jener großen Naivität, die ich immer am Lope bewundern muß, aber dafür der durchgearbeitetste Manierist (im guten Sinn), den ich kenne; und Natur, Liebe, Leidenschaft, Religion und alle jene Vorurteile, durch welche der Mensch neben seiner Vernunft Mensch ist, indem sie von ihrem ersten natürlichsten Grunde in ein verklärtes Element hinaufgerückt sind, haben bei dem ganz Willkürlichen herrliche Tiefe, frisches Feuer, und erhalten dadurch eine andere, wenn auch keine höhere Notwendigkeit. — Ich möchte aber sagen, daß das, was ich jetzt Mystizismus nennen muß, nur das war, was ich immer im Shakespeare und in der Kunst

suchte, aber unbewußt, und ich nannte es Kunst (wie es denn das auch wieder ist), und ich muß dann zu meiner Beschämung einsehen, daß die ausdrücklichen Mystiker mich auf ziemlich lange von der bessern Einsicht entfernten, der ich früher näher stand (wie denn das so oft im Leben geht; die Stelle im gestiefelten Kater darüber hat mich selbst immer am meisten getroffen). Nun begreife ich erst ganz, warum Novalis den Jakob Böhme willkürlich nannte, warum er ihn als einen allegorischen Poeten angesehen wissen wollte; in dessen Manier und Sinn man gleich weiter denken, sich die Natur und alles so vorkommen lassen könnte, ja selbst so zu schreiben fortfahren möchte, wem dies große Talent verliehen: allerdings, wie man sehr gut Calderons Autos nachahmen und selbst auf philosophische Gegenstände übertragen könnte, und unsern neuen Poeten ist bis jetzt nur noch abgegangen, diese Autos zu kennen, um mystische, religiöse, philosophische Gedichte, wie nach Pescheck's Rechenbuche, zu machen; dagegen ist denn die Schuld und der ganze Monat Februar doch nur Kinderei.

Liebster, ich weiß nicht, ob ich so in Ihrem Sinne gesprochen habe; aber gern möchte ich mich belehren. Meine allegorischen Entwürfe sind mir von neuem lieb geworden; nur das Willkürliche muß vermieden werden: echte Begeisterung meidet es von selbst. Nicht wahr, mit meinem Prolog zu Oktavian sind Sie zufrieden, auch mit den Romanzen von Rose und Lilie? — Mit der Genoveva werde ich keine großen Änderungen vornehmen: ich möchte mehr verderben als verbessern; — nur Nachlässigkeiten, die mir immer auf dem Herzen lagen. Jetzt bin ich im Zirkel wieder herumgekommen, wo ich 1798 war, nur hoffentlich doch mit etwas Gewinn, und traurig macht mich dies Gefühl auf keine Weise. Wenn man noch lachen, weinen, sich begeistern und amüsieren kann, wenn das, was mir vor 20 Jahren lieb war, mir noch frisch und wahrhaft gefällt, so darf man, denke ich, nicht an sich verzweifeln. Herz und Gemüt sind wenigstens in Kraft, wenn auch Verstand, Einsicht und philosophisches Ta-

lent schwach sein sollten; mir scheint nun, man kann eigentlich nur auf eine Weise Erfahrungen machen, die anderen sind ja keine: wenn ich wirklich immer auf eine neue Stelle gerate, und die vorige wirklich einbüße, das ist nur etwas erfahren im Wagen wie von Darmstadt bis Heidelberg. —

Solger an Tieck [320]

Berlin, 22. November 1818

. . . Über die Mystik scheinen wir jetzt ganz einverstanden zu sein. Das gehört auch zu meiner Philisterei, daß ich alle die Ausweichungen in das Auffallende, und alles was den Namen an der Stirn trägt, demjenigen nachsetze, was auch alle schon längst zu kennen meinen, aber nur nicht verstehen und es deshalb für das Alltägliche halten. Denn den Shakespeare z. B. lassen sie eigentlich doch nur gelten, einmal, weil er das wirkliche Leben so schön psychologisch-richtig nachbildet, und zweitens, weil er bis an die äußersten Grenzen des Erschütternden in der menschlichen Natur zu gehen scheint; daß er beides nur deswegen darf, weil er überall den innersten, fest und ruhig stehenden Grund mitbringt, das begreifen sie nicht. Nun kann man, was meine Philisterei betrifft, freilich sagen: wenn wir immer nur das Allbekannte und Gegebene verstehen wollten, so würde uns diese Pedanterei nicht weiter helfen; wenn etwas Neues getan werden soll, so muß es Schwankungen und besondere Richtungen geben. Diese will ich aber auch nicht aufheben; sie sollen nur nicht ins Leere gehen, sondern immer in der Sphäre des ewig Bestehenden bleiben und wieder zu ihm zurückkehren. Auch die Allegorie ist ja nicht zu verwerfen, so wenig wie die Symbolik; aber beides muß von Mystik voll sein. Diese ist das innere Leben, jene dessen Gestaltungen. Die Mystik ist, wenn sie nach der Wirklichkeit hinschaut, die Mutter der Ironie, — wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeisterung oder Inspiration. Sie haben das,

was ich Mystik nenne, Poesie genannt; ich nenne es auch so, auch Religion, je nachdem sie sich ihrer nach beiden Seiten bewußt oder unbewußt ist. Was ich aber Mystik für sich nenne, ist die lebendige und unmittelbare Einsicht, die sie auf allen Stufen in sich selbst hat, und deren Entwickelung wieder die Philosophie ist. —

Schelling an Atterbom [321]

München, 29. Januar 1819

. . . Wie Sie mir Fr. Schlegel schildern, habe ich ihn genau bei seiner Durchreise durch München gefunden, und fast der bloße Anblick reichte hin, die entschiedne Abstoßung hervor zu rufen. Eine solche entsetzliche Veränderung habe ich nie gesehen; was er auch unternehmen möge, von diesem Menschen kann nie mehr, ohne Wunder, etwas Reines kommen. Unsern Freund Fr. Baader sehe ich seit einiger Zeit sehr wenig, und bin damit ganz wohl zufrieden. Das Letzte, was ich von ihm hören mußte, war, daß der Teufel nun wirklich Zeichen gebe und ihn (B.) in seinem Haus aufsuche und verfolge. Unter anderm sei seine Tochter (die ich als ein reines, liebliches Kind kannte), jetzt in Ekstase verfallen, in welcher der böse Geist ihr gottlose und unzüchtige Reden abdringe. Er sprach davon wie von einem erfreulichen Phänomen (so groß ist die Liebhaberei) und schien sich nicht wenig darauf zugute zu tun, daß der Teufel nun endlich Notiz von seinen Angriffen genommen. . . .

August Wilhelm Schlegel an Goethe [322]

Bonn, 1. November 1824

. . . Ich hatte vom Anfange meiner schriftstellerischen Laufbahn es mir zum besondern Geschäfte gemacht, das Vergessene und Verkannte ans Licht zu ziehen. So ging ich vom Dante

zum Shakespeare, zum Petrarca, zum Calderon, zu den altdeutschen Heldenliedern fort: fast überall habe ich kaum die Hälfte dessen ausgeführt, was ich mir vornahm: doch war es gelungen, eine Anregung zu geben. Solchergestalt hatte ich die europäische Literatur gewissermaßen erschöpft, und wandte mich nach Asien, um ein neues Abenteuer aufzusuchen. Ich habe es glücklich damit getroffen; für die späteren Jahre des Lebens ist es eine erheiternde Beschäftigung Rätsel aufzulösen; und hier habe ich nicht zu besorgen, daß mir der Stoff ausgehen möchte. Die geschichtliche Bedeutung, den philosophischen und dichterischen Gehalt ganz beiseite gesetzt, würde mich schon die Form der Sprache anziehen, welche in der Vergleichung mit ihren jüngeren Schwestern so merkwürdige Aufschlüsse über die Gesetze der Sprachbildung gibt. Aus der beifolgenden Ankündigung werden Sie sehen welch ein großes Tagewerk ich mir auferlegt habe. . . .

ANMERKUNGEN

(W.) weist auf Walzel (Friedrich Schlegels Briefwechsel), (R.) auf Raich (Novalis' Briefwechsel) als Gewährsmann

Seite

1. Lotte Michaelis: Carolinens Schwester.
2. Meyer: Friedrich Ludwig Wilhelm M. (1759—1840), Schriftsteller (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 21, 573), Freund Carolinens.
3. Therese: Therese Heyne (1764—1829), Carolinens und Meyers Freundin. 1784—1793 Georg Forsters Frau, 1794—1804 die des Politikers und Belletristen Ludwig Ferdinand Huber (vgl. ADB. 13, 240).
5. Louise Michaelis: Carolinens Schwägerin.
6. Luise Gotter: geb. Stieler, Frau des bekannten Rokokodichters.
11. Philipp Michaelis: Carolinens Bruder.
14. Böhmer: Caroline, meist durch die Chiffre B. in diesen Briefen bezeichnet.
15. Herders Plastik: „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume." Riga 1778.
17. Die Verse sind aus Goethes „Schwager Kronos".
18. Das Gedicht an den Ästhetiker: „An einen Kunstrichter", Göttinger Musenalmanach 1792. A. W. Schlegels Werke I, 8. (W.)
19. Romanzen: Drei Romanzen aus dem Spanischen, Göttinger Musenalmanach 1792. Werke IV, 169. — „Hinaus, mein

Seite

Blick": „Abendlied für die Entfernte", Werke I, 17. — C. R.: Caroline Rehberg, Freundin Friedrichs, Schwester des Staatsmanns und Staatsschriftstellers August Wilhelm Rehberg (1757—1836). ADB. 27, 571.

20. Pape: Hofgerichtsassessor von Pape in Hannover. (W.) „Wie bist du so liebenswürdig gewesen und wie" etc.: So der Text bei Walzel, sollte nicht „nie" zu lesen sein? Heydenreichs Ästhetik: Karl Heinrich Heydenreich (1764 bis 1801), Dichter und philosophischer Schriftsteller, Professor der Philosophie in Leipzig (ADB. XII, 355), „System der Ästhetik", Bd. I. Leipzig 1790.
Thümmels Reisen: Moritz August Th. (1738—1817), „Reisen in die mittägl. Provinzen von Frankreich usw." 1791—1805.
Friedrich Bouterwek (1766—1827): mittelmäßiger Dichter und fleißiger Literarhistoriker (ADB. III, 213. Goedeke V, 467). „Graf Donamar, Briefe, geschrieben zur Zeit des 7jährigen Krieges. Hgg. v. E. R. T. O. B. U. E. W. K." Göttingen 1791—1793. „Briefe an Theokles, 1. T." Berlin u. Leipzig 1798.

22. Die Verse sind aus Dantes Inferno IV, 119.

24. Meyer: s. Anmerkung zu Seite 2.

31. Adam Ferguson (1723—1816). „History of the Progress and Termination of the Roman Republic." London 1780. — Conyers Middleton (1683—1750), berühmt durch seine „History of the life of Cicero". London 1741.

31. 32. Karl Th. Moritz, „*ΑΝΘΟΥΣΑ* oder Roms Altertümer. Ein Buch für die Menschheit." Berlin 1792. — „Götterlehre oder die Mythologie der Alten." Berlin 1791.

34. „Die Priesterin der Trümmer." Göttinger Musenalmanach 1792. A. W. Schlegels Werke I, 16. (W.)

44. Madame Bürger: Elise, geb. Hahn.

49. Franz Hemsterhuys (1720—1790): holländisch-deutscher Mystiker.

Seite

50. „Die Natur hätte ihm gegeben" usw.: in einem Sonett an F. Schlegel.

55. Karl Ludwig Woltmann (1770—1817): Historiker; Freund, Nachahmer und Obtrektator Johannes von Müllers; vielgewandter, eitler Streber.

57. Mirabeaus Briefe: aus dem Kerker von Vincennes (1777 bis 1780) an Sophie Monnier. Eine Ausgabe seiner Kerkerbriefe erschien 1792.

64. Sophie: August Wilhelms Amsterdamer Geliebte. (W.)

81. R.: die Rehberg.

82. S.: Sophie, A. W. Schlegels Freundin.

84. Berger: wird in Walzels Ausgabe dieser Briefe Seite 13 erwähnt als „Lieutenant von Berger, ein Mann von Kenntnissen, von Ehre und von Welt-Lebensart", mit dem Friedrich genauer liiert sei; vielleicht identisch mit Albrecht Ludwig von Berger (1768—1813). ADB. 2, 372. ? — Emilie von Berlepsch, geb. Oppel (1757—1830), Schriftstellerin, Freundin Jean Pauls; Göttingen, Gotha, Weimar.

97. Hans Georg v. Carlowitz (1772—1840), später bekannt als sächsischer Politiker, damals juristischer Beamter.

103. Antiparos: Griechische Cykladeninsel mit wunderbarer Stalaktitengrotte.

109. G. Böhmer: Sekretär Cüstines, des Eroberers von Mainz.

132. Allwills Papiere: F. H. Jacobis „Eduard Allwills Briefsammlung". Königsberg 1792.

134. Kant: Biesters Berlinische Monatsschrift Sept. 1793 enthält Kants Aufsatz: „Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis". — A. W. Rehbergs: „Untersuchungen über die französische Revolution etc." Hannover 1793. (W.)

135. „Grammatische Gespräche": Altona 1794.

137. Mastiaux: Jugendfreund Wilhelms. (W.)

Seite

140. „Des Pfarrers Tochter“: Gedicht G. A. Bürgers.

145. Teilnahme an meinem Werke: „Über das Studium der griechischen Poesie“.

147. Karl Salomon Zachariä (1769—1843), später bedeutender Rechtslehrer.

150. Meine Erstgeburten: „Über die Grenzen des Schönen“ (Wielands Neuer Deutscher Merkur); „Von den Schulen der griechischen Poesie“, „Vom ästhetischen Wert der griechischen Komödie“ (Berliner Monatschrift); vgl. Minors Ausgabe von Schlegels prosaischen Jugendschriften.

Dante: A. W. Schlegels Aufsatz mit Auszügen. Werke III.

152. Johannes v. Müller (1752—1809): der Verfasser der Schweizergeschichte, der große Geschichtschreiber der Epoche.

156. Humboldt: Wilhelm von H.

157. In der zweiten Zeile des Briefs Nr. 73 ist nach „nicht“ ein Komma zu setzen.

158. Condorcet: Marie Jean Antoine Nicolas, Marquis de C. (1743—1794), französischer Forscher und Denker, Opfer der Revolution: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“. Paris 1794. — Wohl Friedrich Karl Fulda (1724—1788), Sprachforscher (ADB. 8, 192). „Grundregeln der deutschen Sprache“ u. a.

162. Der größte metaphysische Denker: Fichte.

166. Abhandlung Fichtes in Niethammers Philosophischem Journal: „Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache“ (Fichtes Werke 8, 301 ff.).

167. Abt Georg Joseph Vogler (1749—1814), Komponist und Musiktheoretiker, Lehrer C. M. v. Webers.

171. „Deinen Takt“: Im 3. Brief über Poesie, Silbenmaß und Sprache. Werke VII, 126. (W.)

173. „Schiller usw.“: Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen usw. Horen 1796, 1. (W.)

Seite

176. Idylle: Alexis und Dora.

177. Ankündigung Deiner Griechen: „Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Altertum", I. Bd. Neustrelitz 1797.

178. Ein einziges köstliches Stückchen: „Goethe, ein Fragment" in Reichardts Zeitschrift Deutschland. (R.)
Im 2. Stück der Horen: Staëls „Versuch über die Dichtungen". (R.)
Mein Amtmann: Just.

179. Forberg, später als Fichteaner bekannt, in den Atheismusstreit verwickelt. Karl von Bolschwing, ein Livländer. (R.)
Medem: Ernst Johann Alexander Freiherr von Mandern, genannt von Medem, ein Kurländer. (R.)
Manteuffel: Hans Karl Erdmann Freiherr von M. aus Sorau (Vater des Feldmarschalls Edwin von M.). Alle drei sind Leipziger Studiengenossen des Novalis gewesen.

180. Zinzendorf, der Begründer des herrnhutischen Quietismus.

181. Almanach: der Goethe-Schillersche Musenalmanach mit den Xenien.
Johann Heinrich Fueßli (1742—1825) malte Bilder zur Shakespeare-Gallerie.

186. Novalis' Bruder Erasmus war am 14. April 1797 gestorben.

188. Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur." Leipzig 1797.
Deine Rezension: der vier ersten Bände des Philosophischen Journals in der Jenaer Literaturzeitung 1797. (R.)

189. Attisches Museum, hgg. v. Ch. M. Wieland, Zürich 1796 bis 1803.
August Ludwig Hülsen (1765—1810), philosophischer Schriftsteller: „Über Popularität in der Philosophie" (Niethammers Philosoph. Journal 1797); „Über die natürliche Gleichheit der Menschen" (Athenäum 1798); „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz" (Athenäum 1798); „Über

den Bildungstrieb" (Niethammers Journal 1800); „Über das Wesen und die notwendige Form der Wissenschaften" (Schellings allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche 1813).

193. Liebeskind: Dorothea Margaretha Liebeskind (1765—1823) geb. Wedekind aus Göttingen, Frau des Justizkommissars Joh. Heinrich L., später Oberappellationsrat in München. Sie schriftstellerte. — Die Herz: Henriette Herz.

199. Rittmeister Funk: Karl Wilhelm Ferdinand von Funck (1761—1828), später Major und General, Freund und Gönner Novalis'.

200. Johann Dominicus Fiorillo: „Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten." Göttingen 1798—1808.

203. Julie und St. Preux: aus Rousseaus neuer Heloise.

205. Samuel Johnson, der berühmte Shakespearekommentator.

210. Der Rezensent Ihres Shakespeare: in der Jenaer Allgem. Literaturzeitung 1797, Nr. 347. (R.)

214. In der letzten Zeile des Briefs Nr. 114 muß es statt erregt (bei Raich) vielleicht heißen gehegt.
Brown: John Br. (1735—1788), englischer Mediziner, Begründer des Reizbarkeitssystems; seine Schriften übertrug 1806 Röschlaub ins Deutsche.
Euer Journal: das Athenäum.

217. Thielemann, Rittmeister, Freund Novalis'. (R.)
Ihre Philosophie „Hermann und Dorothea": A. W. Schlegels Rezension in der Jenaer Allgem. Literaturzeitung 1797. Werke XI, 183 ff.

225. Das Zitat aus Pindar, Pyth. 6. 10. (W.)

228. Übermeister: Friedrichs Aufsatz „Über Goethes Meister" im ersten Band des Athenäums.

229. Der Brief 123 parodiert leise des Novalis allvermischende chemisch-philosophische Terminologie.

Seite

230. „Von der Weltseele, e. Hypothese der höheren Physik" 1798. Übersichten über die philosophische Literatur in Niethammers Philosophischem Journal 1796—1797.

231. ... daß Du am Kant bist: Schleiermachers kurze Anzeige von Kants Anthropologie 1798. Athenäum 1799. II, 2, 300. Über Fichtes Bestimmung des Menschen. Athenäum 1800. III, 2, 281.

240f. „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte, herausgegeben von Ludwig Tieck", erschien 1798.

242. Smollett, bekannter englischer Romanschreiber.

243. Henriette Schlegel, verehlichte Ernst, die Schwester der Schlegel.

246. Franz Benedikt Baader (1765—1841), Religions- und Naturphilosoph: „Vom Wärmestoff" 1786; „Beiträge zur Elementarphysiologie" 1797; „Beiträge zur dynamischen Philosophie" 1809.

247. Combinatio analogica: Vermutlich meint Novalis die im ersten Teil der Theodicee, in der Dissertatio de Conformitate Fidei cum Ratione §§ 54. 55 enthaltene Stelle, die ihn durch die Verknüpfung von Mathematik und christlicher Mystik verwandt ansprechen mußte: „Sufficit nos habere intelligentiam aliquam analogicam Mysterii, quale est Trinitas et Incarnatio. . . ." „. . . Quando nobis sermo est de unione Verbi Dei cum Natura humana, in cognitione analogica nos acquiescere oportet, qualem unionis animae cum corpore comparatio nobis suppeditare potest; caeterumque contenti esse debemus, si dicimus, Incarnationem esse unionem arctissimam quae Creatorem inter et Creaturam existere possit." Der geläufige mathematisch-philosophische Terminus technicus „combinatio analogica" mag sich ihm statt der hier gebrauchten einmaligen Substantive untergeschoben haben. Die Übersetzung der Stelle siehe Leibnitz' Theodicee I, 129f. (Reclam).

Seite

258. „Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Tieck und Wackenroder.

Johann Wilhelm Ritter (1776—1810), Physiker: „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß begleitet" 1798; „Das elektrische System der Körper" 1805; „Physisch-chemische Abhandlungen", 2 Bände, 1806. Vgl. ADB. 28, 675.

262. Gottlieb Hufeland: Redakteur der Jenaer Literaturzeitung. — Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), Philosophie- und Theologieprofessor in Jena. Vgl. ADB. 23, 689.

263. In Fichten usw.: bezieht sich auf den Atheismusstreit. Statt Reinharden muß es wohl Reinholden heißen (vgl. Fichtes Leben und Literarischer Briefwechsel I, 323). Karl Leonhard Reinhold (1758—1825), Fichteanischer Philosoph. Appellation: „A. an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus, eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie konfisciert." Tübingen 1799.

264. Brief 145 bezieht sich auf Novalis' Verlobung mit Julie von Charpentier, der Tochter des Berghauptmanns und Geologen Joh. Friedr. Wilhelm von Charpentier (1728—1805).

265. Charlotte Ernst, Schlegels Schwester.

266. Die Elegie: „Die Kunst der Griechen, Elegie an Goethe." Athenäum II. Vgl. Anfang Brief 150.

276. „was Du zu Hülsen sagen wirst": „Über die natürliche Gleichheit der Menschen". Athenäum II.

„an den Gemälden": Die Gemälde von A. W. Schlegel. Ebd.

277. Die Reden: „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern." Berlin 1799.

278. Henriette: die Schwester der Schlegel.

281. Tiecks Zerbin: „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers. Ein Spiel in 6 Aufzügen von L. Tieck." Leipzig und Jena 1799.

Seite

284. Brinckmann: Karl Gustav v. B. (1764—1847) schöngeistiger Diplomat. ADB. 50, 236ff.

291. Brief Nr. 165 ist vom Sommer 1798 und zwischen 126 und 127 einzureihen.

294. Hülsens „Bildungstrieb“: der Aufsatz Hülsens in Niethammers Journal.

301. Kotzebue: „der hyperboreische Esel“. 1799.
Das Gedicht von der (Amalie von) Imhof: die von Goethe gelobten „Schwestern von Naxos“.

302. Garlieb Merkel, der bekannte Pamphletist und Goetheschmäher.

304. Holberg, der große nordische Lustspieldichter.

309. Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804), der Mann von Carolinens Freundin Therese, Politiker und Schriftsteller, hatte in der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung eine zweideutige Anzeige des Athenäums eingerückt.

313. Ernst Florens Friedrich Chladni (1756—1827): „Entdeckungen über die Theorie des Klanges“ 1787. „Akustik“ 1802.

314. George Vancouver (1758—1798), Seefahrer, Begleiter Cooks: „A voyage of Discovery to the North Pacific Ocean and round the World in the years 1790—1795 . . , under the Command of Captain G. Vancouver“. III vol. 1798.

321. Schleiermachers Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde erschienen Lübeck und Leipzig 1800.

322. Eleonore: Grunow, Schleiermachers Freundin.

323. Friedrich Wilhelm Basilius Ramdohr (1757—1822), kunstphilosophischer Schriftsteller: „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten“ 1793; „Venus Urania“ 1798/1799. Seine „Moralischen Erzählungen“ hatte Dorothea im dritten Band des „Athenäums“ rezensiert.
Tiecks Journal: „Poetisches Journal 1800“, die Verhöhnung Brentanos darin: „Der neue Herkules am Scheidewege“, eine Parodie in Versen.

Seite

326. Heinrich Steffens, aus Stavanger (1773—1845), Verehrer und Schüler Schellings und Mittler zwischen deutscher und nordischer Bildung: „Über die neuesten Schellingischen naturphilosophischen Schriften" in Schellings Zeitschrift für spekulative Physik 1819/21.

333. „Florentin, ein Roman, hgg. v. Friedrich Schlegel", I. Teil. Dorothea war die Verfasserin.

340. Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg, Novalis' Bruder (1776—1813), schrieb unter dem Namen Rostorf, hauptsächlich als Schüler Tiecks. „Rostorfs Dichtergarten", Würzburg 1807. Novalis schreibt über ihn an Tieck: Mein Bruder ist recht fleißig und es rührt sich in ihm unser gemeinschaftliches Band, die Poesie. Er dichtet und schreibt und mich dünkt, nicht ohne Hoffnungen. Er hat in kurzer Zeit viele Schwierigkeiten der ersten Versuche überwunden und seine Versifikation bildet sich immer mehr. Ich habe ihn gebeten, nur emsig fortzufahren und sich von den Fehlern der ersten Versuche nicht abschrecken zu lassen. Er muß sich nachgerade von dem Einfluß seiner Lieblingsmuster losmachen lernen. Man lernt nur nachgerade ohne Hilfe gehn und es ist gut, wenn die Muster auch ihren romantischen Gang gehn.

343. Stark, Goethes Leibarzt.

360. Der Brief Nr. 225 ist aus der ersten Hälfte von 1800 und etwa zwischen Nr. 192 und 193 einzureihen oder noch früher. „Sehr wunderbare Historie von der Melusina 1800."

362. Candide: Anspielung auf Voltaires berühmten Roman gegen den Optimismus.

366. Röschlaub, Arzt, behandelte auch Caroline.

370. Predigten von Dr. F. Schleiermacher, Berlin 1801, erste Sammlung.

August Ferdinand Bernhardi (1770—1820), Mitarbeiter des Athenäums, Mitläufer der Romantiker: „Bambocciaden" 1797—1800.

Seite

372. „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria", Bremen 1801. Brentanos Erstlingsroman.

373. Johann Bernhard Vermehren (1774—1803), Privatdozent in Jena, gab 1802 und 1803 einen Musenalmanach heraus.

374. „Jon": ein Schauspiel von A. W. Schlegel. Hamburg 1803.

380f. Ein spanisches Schauspiel: Calderons Andacht zum Kreuz. Ebendarauf bezieht sich Nr. 247.

385. Julie Gotter, Tochter von Carolinens alter Freundin Luise Gotter.

390. Novalis' Bruder Georg Anton von Hardenberg, als Schriftsteller „Sylvester" (1773—1825).

391. Der Bildhauer Friedrich Tieck.

392. Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780—1819): „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst", Berlin 1815; „Eine Übersetzung von Sophokles' Tragödien" 1808; „Philosophische Gespräche" 1817.
Karl Christian Friedrich Krause (1781—1832), Philosoph: „Das Urbild der Menschheit" 1811.

393. Therese: Therese Huber.

394. Caroline Paulus (1767—1844): Base und Frau des rationalistischen Theologen Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851). Sie schriftstellerte unter dem Namen Eleutheria Holberg.

397. Mein Philipp: Dorotheas Sohn aus erster Ehe, Philipp Veit.

400. „Geschichte des Zauberers Merlin" und „Lother und Maller, eine Rittergeschichte aus ungedruckten Handschriften, hgg. u. bearbeitet von F. Schlegel". Frankfurt 1805.

403. Karl Joseph Hieronymus Windischmann (1775—1839), katholischer Philosoph: „Ideen zur Physik" 1805; „Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie" 1813; „Der Geist des Herrn über Europa" 1814; „Grundlagen der Philosophie im Morgenland" 1827ff. Er gab 1827—1834 Friedrich Schlegels philosophische Vorlesungen heraus.

408. Fichte in seinem Zeitalter: „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". Berlin 1806.

409. Adam Oehlenschläger (1779—1850), der Führer der nordischen Romantik.
Der neue Roman der Frau von Staël: „Corinna oder Italien, übersetzt von Friedrich Schlegel" 1807—1808.

410. Pauline Gotter, Tochter von Carolinens Freundin, spätere Frau Schellings.

411. „Weihe der Kraft" von Zacharias Werner 1807.

413. Unser Johannes: Johann von Müller, der damals zu Napoleon überging.

414. Simon Veit, Dorotheas erster Mann.
Johann Baptist Bertram (1776—1841), Kunstsammler, Genosse der Boisseréeschen Bestrebungen.
Reinhards: Graf Karl Friedrich Reinhard, französisch-deutscher Diplomat, Freund Goethes.

416. Karl V.: Friedrich hatte vor, eine Geschichte dieses Kaisers zu schreiben.

421. Unser Baron: Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), reisender Kunstschriftsteller.
Lorenz Oken (1779—1851), Naturphilosoph.

422. Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), bedeutender Symboliker und Mythologe. Karl Daub (1765—1836), Theologe. Die „Heidelberger Studien", von diesen beiden herausgegeben, erschienen von 1805 ab.

425. „seine Pallas": Frau von Staël.

426. Gotthilf Heinrich Schubert (1780—1860), naturphilosophisch-mystischer Schriftsteller: „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" 1807; „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" 1808; „Symbolik des Traums" 1814.

427. „nach B's Ausdruck": Baaders?

428. Molitor: Joseph Franz M. (1779—1860), philosophischer

Schriftsteller, Halbmystiker: „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte“ 1805; „Über den Wendepunkt des Antiken und Modernen. Ein Versuch, den Realismus mit dem Idealismus zu versöhnen“ u. dgl. Schriften. Vgl. ADB. 22, 108. Er war auch der entfernte Anlaß zu einem Streit zwischen Schelling und Johannes v. Müller über Geschichte und Philosophie.

431. Friedrich von Raumer, der Historiker (1781—1873).

432. Heinrich Ludwig Planck? (1785—1831), Theologe. Vgl. ADB. 26, 227.
Charles Villers (1765—1815), französisch-deutscher Bildungsschriftsteller: „Philosophie de Kant etc.“ 1801; „Essay sur l'Esprit et l'Influence de la Reformation de Luther“ 1804. Vgl. ADB. 39, 708.

440. Die Brücke von Mantible, die Locken des Absalon, die Aurora von Copacavana: Titel Calderonscher Stücke.

442. Johannes Veit, Dorotheas Sohn von Simon Veit, Maler.

448. „Phantasus, eine Sammlung von Märchen, Erzählungen, Schauspielen und Novellen, herausgegeben von Ludwig Tieck“, Berlin 1812—1816, enthielt unter anderm im III. Teil „Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen, ein Märchen in 3 Akten“.

459. „Geschichte des William Lovell“ 1795—1796.

464. Louis Claude Saint-Martin (1743—1803), französischer Theosoph, ‚le philosophe inconnu‘, übersetzte Böhmes Aurora ins Französische. Seine eignen Werke: „Des erreurs et de la vérité“ 1775; „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers“ 1782; „Ecce homo“ 1796; „De l'esprit des choses“ 1800, deutsch von G. H. Schubert 1811. 1812; Oeuvres posthumes 1807.

470. Louis Sebastien Mercier (1740—1814), Pariser Literat, am bekanntesten durch sein Zukunftsbild „L'an 2440“, Paris 1770.

Seite

473. „Leben und Tod der Heiligen Genoveva" („Romantische Dichtungen", Bd. 2). „Kaiser Oktavianus", ein Lustspiel in 2 Teilen. Jena 1804.

474. De Civitate Dei: Augustins geschichtstheologisches Werk.

484. Per Daniel Amadeus Atterbom, schwedischer Dichter und Denker (1790—1855). Vgl. seine Reiseerinnerungen aus den Jahren 1817—1819, deutsch von Maurer 1867.

VERZEICHNIS DER BRIEFSCHREIBER UND ADRESSATEN

(Alphabetisch geordnet. Die Ziffern bedeuten die Briefnummern)

QUELLENANGABE

Entnommen sind

die Nummern

1—6. 7. 9—11. 14. 16. 19. 20. 23. 25. 29. 33. 34. 51. 54. 55. 65. 69. 74. 75. 83. 85. 91. 92. 99. 103. 105. 107—110. 132—134. 136. 152—154. 156. 168—170. 172—174. 176. 179. 180. 189. 197—199. 204. 206—209. 211. 213—215. 217—219. 221—224. 226—228. 230—232. 237. 238. 249. 253. 255. 258. 265. 268. 270. 277. 280—282 aus: Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Erster und zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel 1871.

12. 13. 15. 17. 18. 21. 22. 24. 26—28. 30—32. 35—38. 40—43. 45. 46. 48. 49. 52. 56—64. 67. 70. 72. 73. 76. 79—82. 84. 88. 89. 104. 111. 113. 119. 120. 150. 158. 246. 318 aus: Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Herausgegeben von Dr. Oskar F. Walzel. Berlin, Speyer & Peters 1890.

50. 155. 162. 171. 175. 177. 178. 183—188. 191. 192. 196. 200—202. 210. 220. 256. 257. 259—261. 264. 267. 272. 273. 275. 276. 279. 287. 288. 293. 295. 296. 298. 303. 311. 315 aus: Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausg. von Dr. J. M. Raich. Erster und zweiter Band. Mainz, Verlag Franz Kirchheim 1881.

117. 122—126. 129—131. 144. 146. 147. 151. 157. 159—161. 165—167. 182. 190. 212. 233—235. 243. 248. 250. 252. 262 aus: Schleiermachers Leben. In Briefen. Erster und dritter Band. Berlin, Georg Reimer 1858. 1861.

47. 68. 90. 94. 98. 100—102. 112. 114—116. 118. 121. 127. 128. 135. 137—139. 141—143. 145. 148. 149. 193. 194	aus: Novalis' Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Franz Kirchheim 1880.
254. 269. 286. 291. 294. 299—302. 304—310. 312—314. 316. 317. 319. 320	aus: Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausg. von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus 1826.
71. 87. 163. 195. 223. 239. 242. 247. 263. 266. 271. 274. 278. 283—285. 289. 290. 297. 321	aus: Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig, Hirzel 1869. 1870. Erster und zweiter Band.
39. 44. 53. 77. 78. 86. 93. 95—97. 140	aus: Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausg. von einem Mitglied der Familie. Gotha, F. A. Perthes 1873. (2. Aufl. 1883.)
8. 106. 181. 203. 240. 245. 292. 322	aus: Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. I. Teil. Herausgegeben von Karl Schüddekopf und Oskar Walzel (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Band). Weimar 1898.
164. 205. 216. 225. 236. 241. 244. 251	aus: Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. Erster Band. Breslau, Eduard Trewendt 1864.

REGISTER ZUM TEXT

Die mehrfach verheirateten Frauen sind unter ihren Vornamen (Caroline, Dorothea, Therese) zu suchen, Titel ausführlicher besprochener Werke unter den Verfassernamen

GEDRUCKT BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG